



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

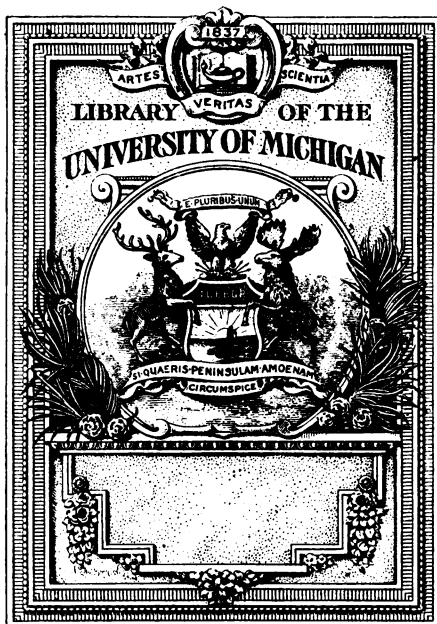
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 928,629



Die Sandgräfin
von
Gustav Frenssen



THE GIFT OF
Deutsche Verein
7-25-06



23

F 878 S

5-

133

15

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Siebzigster Band.

Gustav Frenssen, Die Sandgräfin.



Die Sandgräfin

Roman

von

Gustav Frenssen

Neununddreißigtes Tausend

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

1905



Übersetzungsrecht und alle andern Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

295061.5.

Die Sandgräfin

148990



Vorwort

Die Heimat ist Marschland, fruchtbar wie ein Treibeet und eben wie eine Schiefertafel. Die Geschichte hat nicht viel darauf geschrieben, und die Menschen gehen schwerfällig darüber hin, wie die Hand eines siebenjährigen Kindes. Der Knabe, der in dieser Heimat aufwuchs, hatte eine unruhige Phantasie, aber keine Gelegenheit, sie zufrieden zu stellen. Er suchte ein Land, mannigfach in seinen Formen, schön in seinem Wechsel, und fand es nicht.

Eine Stunde Wegs entfernt war nach Westen das Meer, das immer unruhige. Zu Osten aber stieg steil das alte Land auf, das trug Dörfer und Hügel, Heide und Wald bunt durcheinander. Dahin floh die hungrige Seele. Über das wüste Meer und über die öde Heide sah der Knabe Menschen ziehen, die viel Großes und Hartes erlebten. . . . Als er dann anfang, ein Mann zu werden, schrieb er dies sein erstes Buch.

Er ist seitdem ein gut Stück weitergekommen, hat langsamer gehen und deutlicher sehen gelernt. Aber wenn er einmal wieder in dies Buch sieht, wird ihm nicht leid thun, was er geschrieben hat. Er wird sich freuen, daß er's so fröhlich niederschrieb, und wird sich wundern, daß er damals so Vieles und so Buntes gesehen hat.

Wundern wird er sich, so lange er lebt. Das nil admirari wird er immer Andern überlassen.

Der Verfasser.



Der kleine Baron mit dem Prairiegesicht, wie Frauke von Kree es nannte — indem sie sein starres, rötliches Haar und den gelblichen, langen Schnurrbart mit dem Prairiegrase verglich, von dem sie einmal gelesen hatte —, streckte seine mit hohen Jagdstiefeln bekleideten Beine weit ausgespreizt vor sich hin, nachdem er seinen Oberkörper in den altmodischen, hochlehnigen Stuhl mit dem zerrissenen Polster zurückgelehnt hatte. Dann hüllte er sein Gesicht in den Duft der schweren Cigarre, trank das große Glas Portwein, das vor ihm stand, in einem Zuge aus, sah zu der verqualmten Zimmerdecke empor und — nun konnte es losgehen.

Da kam die leise, müde Stimme des Hausherrn ihm zuvor.

„Einen Augenblick, lieber Baron! Schreiben wir nicht heute den sechzehnten?“

Baron Hinze sah erstaunt auf den kranken Mann, dann warf er den Kopf herum:

„Woh, bestieh dir mal das Kalendarium!“

Der Diener Woh, dem das Haar trotz seiner fünfundsünfzig Jahre schon eisgrau geworden war, sah vom Pfeifenstopfen auf.

„Ich brauche nicht erst nach dem Kalender zu sehen, Herr von Knee,“ sagte er; „es ist heute der sechzehnte August.“

Herr von Knee griff mit seiner krankhaft zarten Hand nach der schwarzen Binde über der Stirn, dann bog er den feinen Kopf zurück, und in seinen müden Augen, über denen es sonst wie ein Schleier lag, glänzte es warm auf.

„Komm doch her, Mary!“ sagte er freundlich.

Mary Boß warf einen bedenklichen Blick auf den Baron; es war ihm unangenehm, daß die Scene, welche nun folgen würde, in dessen Gegenwart vor sich ging. Er trat aber doch an seinen Herrn heran, der ihm die Hand entgegen hielt.

„Mein Kamerad,“ sagte der Invalide warm, fast feierlich.

Mary Boß erwiderte, was er seit zwanzig Jahren an diesem Tage zu sagen pflegte:

„Sie machten es gleich wieder quitt, Herr!“

Herr von Knee schüttelte leise den früh ergrauten Kopf.

„Das war ein kleiner Dank, Mary, nach deiner That.“

Dem kleinen Baron wurde die Sache langweilig. Da er wohl wußte, daß er heute sobald nicht zum Reden kommen würde, wollte er wenigstens etwas Zusammenhängendes hören.

„Bitte, Herr von Knee,“ fuhr er mit seiner nachlässigen, etwas schnarrenden Stimme dazwischen, „erzählen Sie mir die Sache doch mal im Zusammenhang!“

Der Invalide machte ein Gesicht, wie jemand, dem es schwer wird, nachzudenken; dann begann er langsam und leise, die Worte suchend:

„Ich hatte mir damals, als wir nach Frankreich zogen, einen großen, starken Wallach mitgenommen. Das Tier war eigentlich weder eingeritten, noch paßte es für unser Regiment . . . aber . . . wie es so beim Ausbruch eines

Krieges geht . . . es wurde manches übersehen, und ich durfte es mitnehmen . . . hat sich auch gut bewährt. Aber da . . . am sechzehnten . . . als wir durch die feindliche Infanterie jagten, . . . da . . .“

Der Invalide schloß die Augen und legte die zitternde Hand auf die Binde.

Mary Boß, neben dem Stuhl stehend, fuhr fort:

„Der hochbeinige Gaul wurde durch die blinkenden Bajonette, die roten Hosen, die wilden Gesichter, die brüllenden und schreienden Menschen verrückt . . . halb war er es von Haus aus . . . es lag in seiner Familie . . . seine Mutter . . . na, das gehört nicht hierher. Genug! Er machte drei Galoppsprünge in die Franzosen hinein, wobei er mit dem Rammkopf so wild hin und her fuhr, daß die zusammengedrängten Menschen wie eine Mauer zur Seite standen.“

„Na, Boß!“ tabelte der kleine Baron, der das Aufschneiden als seine Domäne betrachtete.

„Herr Baron?“ fragte Boß beleidigt.

„Erzähl weiter,“ sagte der Invalide leise und stützte seinen vorgebeugten Kopf auf die Hand.

„Das Tier macht also zum drittenmal einen wilden Satz, daß ich dachte, jetzt fliegt er hintenüber, so hoch griffen seine Beine über die Bajonette. Wie's nun kam, da stand vor ihm so ein kleiner, schneidiger Offizier, der suchtelte mit seinem langen Degen — er mußte fast in die Höhe springen — dem Gaul um den großen Kopf. Wenn er nicht schon wild war, so wurde er es jetzt: er machte, mit dem Kopf immer schlenkernd, auf zwei Beinen, auf welchen er stand, das wunderschönste Linksum . . . springt zu . . .“ Die grauen Augen des Erzählenden funkelten, er hatte den Kopf gebückt und die Hände wie zum Angriff gegen die Lampe gerichtet, die über dem Tisch

hing . . . „springt zu und sitzt der Länge nach auf einer französischen Kanone!“

„Donnerwetter, Boß!“ schrie der kleine Baron.

Der Alte war so aufgeregt, daß er ein boshaftes Wort wagte: „Das Lügen, Herr, ist eine Gabe, wie alles; mir ist es nicht gegeben.“

Herr von Kneese sah ängstlich zu dem Baron hinüber. „Ich glaube, daß ich jetzt weiter erzählen kann,“ sagte er. „Durch die Schwenkung im Sprung unsicher gemacht, hatte ich mich zwar nicht von meinem Pferde getrennt, hatte aber doch beide Bügel verloren und war hilflos zwischen Rad und Pferdeleib eingeklemmt und . . . nun kam es . . .“

Er griff mit zitternder Hand nach der Binde.

Der alte Unteroffizier fiel gedrückt ein:

„Da bekam der Herr Leutnant die vier Säbelhiebe über Arm und Schulter, und als er vornüber gesunken war, den einen über den Vorderkopf, daß die halbe Kopfhaut . . .“

„Nicht! Nicht, Boß!“ bat der Kranke.

„Inzwischen waren wir weiter vorgerückt.“

„Du lügst, Boß, du sahst mich seitwärts liegen; die anderen wandten sich nach rechts.“

„Na, ich reiße meinen holsteinischen Braunen, mit dem man zur Not eine Katze einrennen konnte, beiseite und fahr' dazwischen und nun rund um die Kanone, zweimal, der Braune immer nach links, der Pallast immer nach rechts herunter und dann noch ein Hieb, . . . was meinen Sie, auf wen? Auf das schiefe Nasbein! . . . ein wuchtiger Hieb, daß das Vieß stöhnend mit den Vorderbeinen aus den Radspeichen fährt. Raum fühlt es die Beine frei, da ist es auch schon trotz seiner tölpelhaften Manieren von der Kanone herunter . . . Und nun hält der Herr Leutnant neben mir, im Sattel schwankend, den Kopf hoch zurück.“

„Ich konnte nichts sehen, Boß, nur einen warmen roten Strom . . .“

„Ich fasse den Herrn Leutnant am Arm . . . Unsere Reiter jagen drüben wieder vorüber. Es waren nicht viele mehr. Ich will meinem Tier die Sporen geben, da macht es so eine eigentümliche wiegende Bewegung mit dem Hals und . . . dann mit dem Leib . . . hin und her . . . als ob es seetrank wäre, daß ich gleich wußte, was die Glode geschlagen hatte . . . ,Reiten Sie, Herr Leutnant, mein Gaul hat zu viel gekriegt, ich kann nicht nachlaufen.' Aber da . . .“ die Stimme des alten Dieners zitterte . . . „der Herr Leutnant rührt sich nicht vom Fleck, hat die Zügel vorschriftsmäßig in der Hand, und der Herr Leutnant . . . der Helm ist ihm heruntergefallen, die Augen hat er geschlossen . . . greift immer nach der Richtung, wo ich stehe . . . neben meinem Gaul, der in die Hinterbeine gesunken ist. Ich denke, der Herr Leutnant will mir die Hand zum Abschied geben, und ich halte meine rechte Hand hin, da fühl' ich so einen Zug und der Herr Leutnant sagt langsam, so wie er auf dem Kasernenhof kommandiert . . . aber so leise, wie einer im Traum spricht . . . ,Sitz . . . auf.' — — Ich kann's nicht so rasch erzählen, wie's geschah. Ich saß hinten auf. Ich hatte den Herrn mit der Linken umfaßt und den Pallasch in der Rechten . . . und ich habe ihn gebraucht! Der Gaul hatte seinen Kopf vorgestreckt . . . lang . . . gerade nach vorn, mit schnaubenden Nüstern, mit offenem Maul — aber er wieherte nicht, . . . er schrie . . . So stürzten wir vorwärts . . . ich sah wieder Bajonnettspitzen von links und rechts . . . zur Linken wehrte er selbst ab, zur Rechten mein Pallasch . . . es war noch einer von den alten von sechsundsechzig, schon mehr Ritterschwert — Zweihänder, sagte der Herr Leutnant.

Na, wir wickelten uns heil aus dem Franzosenknäuel, durchbrachen eine Schützenlinie unserer Infanterie. Ich höre noch die Gallos und Bravos und Donnerwetter, die hinter uns her flogen. Endlich hielten wir vor einem Chauffeegraben, in dem ein kleiner, bider Doktor zwischen seinem Verbandzeug und seinen Tragbahren mitten in der Arbeit war! . . . Und nun, Herr Baron, behaupten Sie mal, daß Ihre amerikanischen Mustangs so was können.“

Der Baron maß den alten Diener mit einem Blick.

„Ja, mein lieber Boß,“ sagte er gedehnt und streckte die kurzen Beine weit aus, „haben Sie mal so ein Deert gesehen? Sie haben noch keins gesehen, sonst könnten Sie Ihr Dromedar nicht mit einem Tiger vergleichen. Ich sag' Ihnen“ . . .

Der Invalide legte sich weich in den Sessel zurück, um die Schilderung, die nun folgen würde, mit dem ganzen Behagen eines Kindes zu genießen, das unter den Märchen der Großmutter einschläft. Der alte Diener war still in seine Ecke gegangen. Dort brummte er beim Pfeifenstopfen:

„Tigerreiterei! Aufschneiderei!“

„Also: Wir waren einmal nicht weit von den Rocky Mountains, da, wo die Prairie in Bergwäldungen übergeht. Ein wunderbar schönes Land, erhabener als die Schweiz, lieblicher als Thüringen. Das ganze Land von Schluchten zerrissen, deren Sohle ein preußischer Leutnant mit seinem Pferd nur mit gebrochenem Genick erreichen würde. Aber diese Mustangs klettern, rutschen . . . was sag' ich, gleiten wie Katzen! . . . Genug! Ich weiß nicht, was wir vorhatten, ich glaube, wir wollten mal nach Kalifornien hinüberreiten. Wir waren unser fünf, alle gut beritten, alle gewesene deutsche Offiziere. Na!“

„Na“ war ein Wink an Boß zum Einschenken.

„Wir lagerten des Abends in einer tiefen Schlucht. Die alte Whiskyflasche, die Graf Lesser zu tragen pflegte, hatte mehreremal die Runde gemacht und war jedesmal leer zu ihm zurückgekommen . . . Darüber waren wir eingeschlafen! Wie ich nun aufwache und so mit der Hand über die verschlafenen Augen fahren will — jawohl, ich kann sie nicht bewegen! Ich fahre auf . . . da! Um uns herum sitzen ein paar Duzend Indianer mit braungelben Lebergesichtern und grinsen mich an. Wir waren alle an Händen und Füßen gefesselt. Na!“

Herr von Knee hatte die Augen halb geschlossen; er machte den Eindruck eines Hypnotisierten. Die Täuschung war um so größer, als der Erzählende mit seinen berebten, grauen Augen unablässig in die Augen des Invaliden starrte.

„Wir wurden nun nebeneinander gepackt wie die Heringe und hatten also Muße, über unsere Lage zu beraten. Es kam verzweifelt wenig Vernünftiges zu Tage. Inzwischen schliffen die roten Kerls mit freundlichem Grinsen an ihren Beilen, warfen die Mantelsäcke unserer Handpferde auseinander . . . da entdeckten sie das Fäßchen Whisky, das wir wegen der kalten Nächte mit uns führten. Die Kerls also lustig darauf los! Das Fäßchen über Kopf genommen! Aus dem Spundloch natürlich, das sie eingeschlagen hatten! Ehe sie sich's versahen, hatte der Whisky sie alle unter die Füße gebracht, sie torkelten hin und her, schwangen ihre Beile verflucht nahe um unsere Nasen, dann schliefen sie ein . . . Na!“

Wozu schenkte ein.

„Nun hieß es handeln; ich hatte meinen Plan gemacht . . . leise pfiß ich meinem Mustang, der, an den Hinterbeinen lose geschnürt, in der Nähe graste. Er schlich sich wie ein Tiger durch die Rothäute. Nun hatte ich die

Gewohnheit, wenn ich das Tier bei der Jagd apportieren ließ — sie apportieren nämlich wie die Hunde —, eine bestimmte Bewegung mit dem Kopf zu machen. Ich nehme also meine gebundenen Hände hoch, seh' auf die verdamnten Stricke und halte sie dem Gaul hin. Was meinen Sie . . . der Kerl heißt richtig zu . . . da . . . knirsch . . . ist der Strick durch!"

Weiter kam der Baron nicht.

Die Thür ging auf, und eine kleine, gebeugte, alte Frau brachte den Kaffee.

Ihr Anzug war einfach, hier und da gestickt, aber sehr sauber. Das weiße Haar wurde fast ganz von einer blendend weißen Haube bedeckt, welche der Form des Kopfes angepaßt war und unterm Kinn durch schmale Bändchen gehalten wurde. Der Eindruck der Erscheinung war fast ärmlich; in ihrem kleinen Gesicht las man viel von Sorge und Kummer.

Sie that immer still ihre Pflicht und machte es allen recht; nur zu dem Baron stand sie in einem eigentümlichen Verhältnis. Er behandelte sie sehr von oben herab; es schien, als wenn er durch ihre stille Gegenwart förmlich gekränkt und gestört würde. Er brach wenigstens seine Geschichten sofort ab, wenn die kleine, gebeugte Gestalt in der Thüre erschien. Von ihren Familienverhältnissen und ihrer Vergangenheit wußte niemand etwas, sie schien Trauriges erlebt zu haben und war wohl zu bescheiden oder zu stiller Natur, andere damit zu belästigen.

„Merkwürdig, Frau Siemens,“ sagte der Baron, indem er sich unterbrach, „daß Ihr Kaffeegeschirr so aufdringlich klirren muß, daß man sein eigenes Wort nicht versteht.“

Die alte Frau sah mit einem stillen, vergrämten Ausdruck in seine Augen. Es lag nichts von Demut und

Untermüßigkeit in diesem Blick; aber es wohnte in dem alten, kleinen Gesicht ein Schmerz, tief und todtraurig, ein Schmerz, der schon lange da heimisch war.

Sie stellte die Tassen auf den Tisch.

„Meine Hände werden alt,“ sagte sie leise und ging hinaus. Der Baron lehnte sich wieder zurück, um seine Geschichte zu vollenden.

Aber in diesem Augenblicke hörte man draußen auf der Chaussee die Galoppsprünge eines Pferdes, die gleich darauf auf den Kiesplatz vor dem Herrenhaus einbogen. Eine helle, scharfe Kinderstimme rief laut: „Marg!“ Man hörte eine Kette klirren, als wenn ein Pferd angebunden würde; gleich darauf trat Frauke von Knee über die Schwelle. Sie warf die hellblonden, losen Haare zurück und sagte in ihrer lauten Weise: „Na, Kinder, dem habe ich einen Schrecken eingejagt!“

„Wem denn?“

„Dem Christian Möller!“

Der Hausherr hatte gleich beim Eintritt seiner Tochter die Hände an die Binde gelegt; jetzt bat er:

„Bitte, Kind, sprich leiser.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Hat Onkel Hünze dich schon wieder kaput geredet, Vater?“

Siekehrte ihm den Rücken zu und setzte sich dem Baron gegenüber auf den Tischrand. Die Reitpeitsche in ihren kleinen, braunen Händen schwippte zuweilen wie zufällig gegen Heinzes Beine; unter dem verschoffenen, grauen Rattunkleid, das mit einem Reitkleid nur die schlichte, hohe Form gemein hatte, sahen berbe, mit Staub bedeckte Knopfstiefel hervor, die sich eng um die festen Knöchel legten. Aus der Seitentasche ragten einige Zeitungen und

Briefe weit hervor. Bob, ein gelber Mattenbeißer, war mit ihr hereingestürmt und lag, abgehetzt wie er war, lang ausgestreckt, an ihrer Seite.

Die grauen Augen des Barons glitten musternb über Fraukes kindlich schlanke und doch festgebaute Gestalt, an welcher das enge, straffanliegende Kleid, das aus den Händen einer sehr ungeschickten Schneiderin hervorgegangen war, die ersten jungfräulichen Formen in strenger Schönheit hervortreten ließ. Der alte Diener hatte die Zeitung, in welcher er nach alter, unbestrittener Gewohnheit, an einem kleinen Rauchtischchen sitzend, lesen durfte, niedergelegt; seine strengen, ernststen Augen sahen zu Hünze hinüber, es lag etwas Überwachendes in diesem Blick.

Frauke erzählte ihr Abenteuer.

„Ich war den Feldweg hinuntergeritten und wollte die alte Heerstraße gewinnen. Du weißt, Onkel Hünze, man kommt einen ziemlichen Wall entlang, durch den man gedeckt wird, dann kommt ein kleiner Quermwall, den man nehmen muß, damit ist man auf der Straße. Als ich nun auf meiner Lisa so gewissermaßen auf die Landstraße falle, hätte ich dem Christian, dem süßen Jungen, beinahe auf die Füße getreten. Er stand mitten auf dem Weg, hatte den grauen Filz in der Hand, und die dunklen Loden, die übrigens ganz hübsch sind, standen ihm ganz verwirrt ums ängstliche Gesicht. Ich glaube, er zitterte an allen Gliedern und war in diesem Augenblick entschieden taubstumm. Ich bringe nun die Lisa ganz manierlich an seine Seite, gebe ihm die Hand, die er ganz verzückt nur eben berührt . . . Du drückst anders, Onkel Hünze . . .“

Der Baron griff nach der festen, braunen Hand, die das Ende der Peitsche hielt. Sie wurde ihm willig überlassen.

In der Ecke fiel klirrend ein Pfeifenkopf zur Erde. Fraukes Hand löste sich aus der des Barons.

„Na, ich thue ganz aufgeregt . . . erzähle ihm, ich hätte einen Hasen aufgejagt — Onkel Hünze — einen Hasen mit merkwürdig langen Beinen, der hätte vor lauter Angst nicht laufen können . . . ob er ihn hier nicht gesehen hätte . . . Er sieht mich ganz baff an. Aber, sage ich . . . der Hase hatte einen alten, grauen Filz in der rechten Vorderpfote . . . In dem Augenblick reiße ich die Lisa herum und mache mich aus dem Staube. Ich glaube, Christian Möller kann in diesem Augenblick noch nicht sprechen . . .“

Frauke von Knee hatte ihre Helbenthat mit viel Ausdruck erzählt und an dem Baron einen aufmerksamen Zuhörer gehabt. Ihr Vater hatte sich in die Zeitung vertieft, die seine Tochter auf den Tisch geworfen hatte. Mary Boß beobachtete mehr die Haltung des Zuhörers, als daß er den Hörer machte.

Der Baron nickte jetzt eifrig mit seinem kleinen, kurzgeschorenen Kopf.

„Das hast du gut gemacht, Deern,“ sagte er; „ich kann sagen, ich habe einen förmlichen Widerwillen gegen diesen schlappen Jüngling.“

Frauke nickte so kräftig, daß die hellen Stirnlocken in das erregte Gesicht flogen.

„Ich denke, er läßt mich jetzt mit seiner Verehrung in Ruh, das Mutterföhnchen! So ein Laffe, der nicht reden und nicht handeln kann! Er hat übrigens in der letzten Zeit einen stattlichen Schnurrbart bekommen. Aber einerlei! Das einzig Gute an ihm, sage ich, ist seine Mutter.“

Der alte Boß legte seine Zeitung umständlich zusammen.

„Der junge Möller ist seiner Mutter aus den Augen

geschnitten," sagte er, „und hat auch ganz ihre brave Natur.“

Frauke sank von der Tischplatte herunter und drehte den Kopf ein wenig nach dem Fenster . . . „Natürlich," sagte sie spöttisch, „wenn von deinem lieben Krischan die Rede ist . . ." Sie wandte sich ganz zu ihm. „Ich will dir was sagen, Mary: Mit deiner Liebe zu diesem dämlichen Jungen machst du dich einfach lächerlich. Kann er reiten, jagen, fahren, sprechen? Was kann er?"

„Arbeiten!"

„Arbeiten!"

Die Beiden lachten hell auf.

„Das kann unser Pferdejunge auch!" sagte Frauke, kreuzte die Arme über die Brust und lehnte sich wieder an den Tisch.

„Darum ist unser Pferdejunge auch ein brauchbarer Mensch," sagte der Alte. „Wer nicht arbeitet, bekommt kein Essen, steht in der Bibel . . ."

Er sah mit einem festen Blick zu den Beiden hinüber.

Frauke wandte sich verächtlich ab:

„Soll auch nicht essen! heißt der Spruch.“

„Das kommt wohl auf eins heraus," brummte der Alte, „jedenfalls soll er hungern. Es geht den Faulen wohl eine Zeitlang gut, aber dann fallen sie ab. Hast du es im Frühjahr nicht gesehen bei der Rotbuche? Da lag nach dem Sturme allerlei faules Schlinggewächs und Moosstram am Boden. Gott läßt sich nicht spotten . . ."

Frauke von Knie sieht vor sich hin. Sie hat mit einem Mal das Gefühl des Unrechts, der Niederlage, und zugleich ärgert es sie, daß der alte Mary wieder einmal recht hat. Und o! Er hat immer recht, es ist gar nicht anders denk-

bar! Man hüte sich, etwas auf Marx Boß zu sagen! Er ist für Frauke von Knee Amme, Vater, Prophet.

Aber, daß er gleich von Anfang an über alle Dinge seine ganz bestimmte Ansicht hat, daß er über Christian Möller durchaus anderer Ansicht ist, daß er den vergnügten und immer zur Verfügung stehenden Baron Hünze nicht leiden kann, und endlich, daß er vor Frauke von Knee auch gar keinen Respekt hat . . . Respekt? im Gegenteil, daß er sie immer noch wie ein Kind behandelt: das ist unerträglich und höchst unnötig. Hat er denn recht, so kann er doch nachgiebig und freundlich sein! Sie sind doch alte Kameraden, Freunde.

Und dann, wenn er nun so garstig gegen sie ist, dann fährt sie auf, dann wird sie bissig, höhnisch und versteigt sich in ihrem Eifer zu Behauptungen, von deren Haltlosigkeit sie überzeugt ist, während sie sie ausspricht. Und dann kommt das schlechte Gewissen.

O, diese Gewissensbisse!

Nun späht sie schon verstohlen zu ihm hinüber.

Der Alte saß, beide Ellbogen auf seine Kniee gestützt, die Hände gefaltet, tief gebückt da. Wie sein Haar in den letzten Jahren grau geworden ist, wie tief bekümmert der Mann aussieht! Wie sein Auge so groß und trostlos auf den Fußboden starrt! Was mochte den Alten so traurig machen? Sie selbst ist doch so fröhlich und Dunkel Hünze auch; der lachte, ritt und trank . . .

Der Papa? Nun, der ist krank, der saß schon seit vielen Jahren in der Stube. Frauke erinnerte sich aus ihrer frühesten Kindheit an ein einziges Mal, daß sie mit ihm durch den Garten gegangen war.

Wenn sie Boß fragen würde, warum er so traurig wäre, so würde er nicht antworten. Sie hatte einmal

gefragt. Aber er hat mit feuchten Augen den Kopf geschüttelt.

„Warum Kind, du bist noch zu jung.“

Aber jetzt war sie nicht mehr zu jung, sie war sechzehn Jahre alt. Frauke von Knee ging langsam zu dem alten Diener hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Der Alte richtete sich ein wenig auf und sagte weich:

„Es ist noch ein Brief in deiner Tasche, Frauke.“

„Wahrhaftig!“

Sie war froh, daß er mit dem Sprechen den Anfang machte.

Sie bückte ihre schlanke Gestalt, bis ihr Mund an seinem Ohr war; ihr junges Haar und sein graues lagen dicht nebeneinander.

„Sei doch wieder gut, Marg!“

Der Alte nickte ernsthaft und ließ es geschehen, daß sie ihren freien Arm um seine Schulter legte. Sie hatte einen Stuhl herbeigezogen und saß bei ihm.

„Lesen wir den Brief zusammen?“

„Es wird ein Geschäftsbrief sein, gib ihn Hinge.“

„Ach nein, das ist keiner von den häßlichen Geschäftsbriefen die ebenso grau wie grob sind; es ist ein ganz merkwürdiger Brief, wie wir sie nie bekommen, feine Damenhandschrift. Sieh mal die Adresse! Der Absender kennt Papa gar nicht. ‚An die Familie von Knee!‘ Lächerlich?“ Sie studierte eifrig den Poststempel: „Aus Breslau!“

Der Alte sah mit Spannung auf den zierlichen Brief.

„Aus Breslau?“ Er pffiff leise durch die Zähne, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas überraschte. „Aus Breslau, sagst du?“ Er drehte mit zitternder Hand den Brief um . . . „O Kind, sieh doch,“ sagte er mit stodender

Stimme und zeigte auf ein feines, zierliches Siegel. „Das Petschaft vom Grafen Hans! Vom Grafen Hans!“

Ehe Boß es hindern konnte, lag ein zierliches Schreiben vor ihnen. Mit angehaltenem Atem lasen die Weiden:

„Dem Oberhaupt der Familie Knee teile ich, die Enkelin des Hans von Knee, mit, daß mein lieber Vater, Gerhard von Knee, vor drei Monaten in dem Herrn entschlafen ist. Ich, sein einziges Kind, Gertrud, möchte die Heimat meines Geschlechts sehen und frage höflich an, ob ich — ein nun ganz alleinstehendes Mädchen, einige Tage bei meinen Verwandten Gast sein darf. Ich bin mit verwandtschaftlichem Gruß

Gertrud von Knee.“

Unten stand die Adresse.

„Donnerwetter, Boß!“

Die beiden Freunde sahen sich stumm in die Augen.

„Ich wette, es ist eine alte Jungfer!“ war das erste Resultat von Fraukes Nachdenken.

„Einerlei,“ murmelte der Alte, „wenn sie offene Augen im Kopf hat und eine rechte Enkelin des Grafen Hans ist.“ Plötzlich sich aufrichtend und mit leuchtenden Augen seine kleine Freundin ansehend: „Herrgott, Kind! ... Die kommt wie die erste Schwalbe nach einem langen Winter ...“ Aber da sank er wieder mutlos zusammen. „Was ist eine Frau gegen zwei Männer! Und dann diese Sorte!“ Er sah nach dem Baron hinüber.

Frauke hatte ihm still zugehört, ihre große Augen bezeichneten, daß sie etwas nicht begriffe.

„Ist das alte Fräulein mit uns verwandt?“ fragte sie endlich.

„Na, aber, Frauke, das steht hier ja schwarz auf weiß.“

Er hielt den Brief mit ausgestreckten Armen von sich: „Die Enkelin des Hans von Knee.“

„Das ist der, von dem du immer erzählst?“

„Ja, den meine Mutter gekannt hat, der letzte Bewohner der Ruine!“

Er ging mit etwas steifen Schritten zu dem Invaliden hinüber. „Hier, Herr!“ sagte er kurz, den offenen Brief zwischen zwei Fingern überreichend.

Der Invalide las aufmerksam. Frauke war, die Hände auf dem Rücken, neben ihren Verbündeten getreten.

Das bleiche Gesicht des Kranken hatte sich mit einer feinen Röte der Erregung überzogen.

„Merkwürdig,“ sagte er leise, mit bebender Stimme.

„Sie ist eine alte Jungfer, Onkel Hünze,“ sagte Frauke, das Resultat ihres Nachdenkens an den Mann bringend.

„Wer?“ fragte Hünze, „deine Lisa? Ja!“

„Ach was! Wir bekommen Besuch, eine Cousine von mir, eine von Knee.“

„Eine von der Ruine?! Ja, lebt denn da noch etwas von dem Geschlecht? . . . Donnerwetter, das wird Thorbeckens interessieren! Der hat merkwürdig viel Interesse an der Ruine und an dem Geschlecht, das dort gehaust hat. Es ist eine alte Geschichte . . .“

„Eine schlechte Geschichte,“ sagte der alte Diener.

„Wir werden sie einladen,“ sagte Herr von Knee mit seiner weichen, matten Stimme. „Frauke muß heute gleich antworten.“

„Die Dame will hier längere Zeit Wohnung nehmen?“ fragte Hünze dazwischen.

„Ich sehe keine Veranlassung, die begreifliche Bitte meiner einzigen Verwandten, die noch dazu eine allein stehende Dame ist, abzuschlagen.“

Der Baron dachte einen Augenblick nach, dann hatte der Leichtfinn die Sorge überwunden. Er hatte nur noch eine Frage.

„Wie alt ist die Dame?“

Der Invalide suchte, die Hand an der Binde, in seiner Erinnerung. „Es sind sechs Jahre her, da empfahl der Vater mir das Kind für den Fall seines Todes; damals war die kleine Gertrud konfirmirt worden.“

„Vierzehn und sechs sind zwanzig,“ sagte Frauke. „Was sagst du dazu, Marz?“

In Hingez Augen leuchtete es auf.

„Selbstverständlich muß sie eingeladen werden,“ sagte er wie beiläufig.



Nicht Tage vergingen.

Über der Landschaft und über der Nordsee flimmert heller Sonnenschein. Die See geht in langgezogenen, weichen Wellen, man hört sie in der Ferne rauschen. Ein warmer, weicher Südwest, wie er an dieser Küste so häufig ist, legt sich sanft auf die Wellen, springt mit leichtem Sprung über den niedrigen Deich, schlägt zierliche Bogen in die großen Weizenfelder der Marsch und steigt dann leise, mühsam atmend, die Düne hinauf, deren Heide er kaum zu rühren vermag.

Man sieht von den langgestreckten, hohen Dünenrücken in die Marsch hinunter, in jenes Vorland, über welches einst die wilden Meereswellen rollten, gelben Dünen sand ans Ufer warfen und zu Bergen türmten. Das ist schon lange her . . .

Es kam eine andere Zeit. Der Meeresboden hob sich, oder traten die Wasser des Meeres zurück? . . . und die Menschen stiegen mit ihren Schafen und Rindern von den Dünen hinunter auf die neue Erde und weideten ihr Vieh . . . Aber es war ein unbehaglicher und rauher Aufenthalt. Sie wohnten in armseligen Hütten, die mit schweren, dicken Heidesoden belegt waren, und die Springflut des Herbstes

jagte sie wieder die Dünen hinauf auf das alte Land zur Mutter zurück, von der sie gekommen waren. Da fand nicht wenig Vieh und gar mancher Hüter in dem grauen Salzwasser den bitteren, harten Wellentod, ihre Körper wurden gegen die Düne geworfen und das donnernde Brausen der erzürnten Wasser überschrie das Weinen der Menschen.

Und das fühlten sie: dies, daß ihr Klagen und Weinen doch von dem wilden Wasser übertönt wurde; und da gaben sie es auf, zu klagen und zu weinen und wurden ein hartes Geschlecht; ein Geschlecht von wenig Worten, von tiefen, stillen Gedanken, von trotzigem Gesicht, von aufbrausendem Jorn, sie wurden wie das Meer, tief, lauernd, aufbrausend, gewaltig, ein Geschlecht von Riesen an Leib und Seele.

Jahrhunderte versanken, da gingen sie gegen ihren wilden, gewaltigen Feind zum Angriff vor! Nichts Größeres ist auf der Welt von Menschengestalt und Menschenhand geschehen, als dieser Sieg der Menschen über das gewaltige Meer, dieser ungeheure Gedanke, auf die ausgestreckten gierigen Arme des unendlichen Meeres mächtige Erdmassen zu werfen . . . Und wie haben sie gearbeitet! Wie haben die alten Grauköpfe ihre Hände über die Augen gelegt, haben mit den scharfen Augen über das Meer gesehen und haben auf Flut und Strömung geachtet! Wie haben sie in den niedrigen Häusern an den Seichtischen gegessen, während der Weststurm vorüberheulte und die Wellen an ihren Werften fraßen, und haben den Kopf in die Hände gestützt und haben gerechnet und gezeichnet und untersucht: über Werftbauten und Böschungen, über Erd- und Grasarten! Und wie haben die Jungen gearbeitet, gekarrt, getragen! Wie haben sie sich selbst in die Seelen gelegt

und die schwere, feuchte Erde zum Berg gemacht, zum langen, meilenweiten Berg, drei, vier und fünf Mann hoch, je nach dem Feind, der da draußen lauerte, da weit draußen, von wo das heisere Wellen des Seehunds zu den Arbeitern herüber klang.

Und der Feind kam! Und sie standen alle auf dem Deich, dem Werk ihrer fleißigen Hände. Es hob sich die See, es wühlte in ihrer Tiefe, wie wenn gewaltige Tiere auf ihrem Grund sich reckten und lehrten und siehe . . . da springt die erste Welle!

„Siehst du, Hans, den weißen Gischt? . . . dort! Sie ist wenigstens fünf Ruten lang. Der Sturm ist Südwest, und er meint es gut! Sieh dort: zwei, drei Wellen! Vier!“

„Siehst du, Martje? Es flattert wie Mähnen von weißen Rossen . . . Der Wind ist kalt, Martje, so kalt wie vor fünf Jahren, als ich auf den Soden der Hütte saß, die ganze lange Nacht, und dann zitterte es unter mir und riß wie ein gefangener Fuchs an seiner Kette, und dann war's los! Du bist noch jung, Martje, aber ich sage dir, das ist ein merkwürdiges Ding, wenn man auf seinem Hause reitet, durch die wilden Wellen, in schwarzer Nacht, und nur Gott weiß, wohin die Reise geht.“

Da ist sie, die tolle Springslut, jetzt kommt sie in hüpfenden Wellen, ein Siegeszug gegen die armseligen Wohnungen der Menschen. Jetzt will sie einmal wieder mit Häusern und Menschenleibern spielen, hinter ihr her jagt der wilde Südwest. Da . . . da ist sie! . . . Hei, wie springen die weißen Rösse gegen den Erdwall! Wie von der Luft verschlungen, verschwinden die flatternden Mähnen! Wie erstaunt schweigen einen Augenblick Wind und Wasser. Ein Geschrei aus dem Munde der Menschen, der das Meer übertönt; es ist ein Schrei des Sieges. Dann braust mit

tosendem Lärm das Meer wieder herbei, schablos, schräge gleiten die langen Wellen die schräge Böschung hinauf, die Menschen schütteln sich den Gisch von den Kleidern. Sie lachen nicht, sie weinen auch nicht vor Freude, sie sind in dem langen Kampf ein hartes Geschlecht geworden, sie haben etwas Übermenschliches bekommen, sie können nicht mehr loben und danken . . . das ist ihr Fehler, ihre Sünde, bis auf den heutigen Tag.

Nur Martje, die Junge, die Weiche — den Kopf vorgestreckt, das flatternde Kopfstuch in der Hand, . . . der Sturm spielt mit ihrem nassen, dunklen Haar, . . . so steht sie auf dem Deich und sieht mit großen, fragenden Augen auf das wilde Wasser zu ihren Füßen. Ist das Wasser gebändigt und kann nicht mehr ans Land, dann . . . ja dann . . . wenn der Frühling kommt, dann sitzt sie am eigenen Tisch, im eigenen Haus und neben ihr der Hans, der große, stattliche Junge mit den klugen, grauen Augen und dem hellen Haar, mit dem sie gestern abend noch gespielt, als sie auf seinem Schoß saß . . .

„Guten Abend, Martje!“

„O, Hans! Was nun?“

„Was hast du die Hände gefaltet, Martje?“

„O, weil doch der Deich hält!“

„So? Bloß darum? So komm!“

Und sie gehen zusammen den Deich hinunter, zwei stattliche, hohe Gestalten. Ihre Nachkommen sitzen noch heute auf derselben Werft, auf der Hans und Martje sich einst ihr Nest bauten.

Das sind gerade fünfhundert Jahre her . . .

Inzwischen verwitterte der gelbe Sand der Düne und überzog sich mit einem Kleide — mit einem billigen Kleid, denn der Sand ist arm . . . aber mit einem schönen Kleid

— denn die Dünen sind eitel: mit tiefdunklem Heidekraut, helle Ginster hineingewebt. Hier und da wächst aus dem dürren Erdreich des Abhangs eine kümmerliche Eiche oder eine beschriebene Weißbirke, mehr Gestrüpp als Baum, aber oben auf dem Rücken haben sich Lärchen und Tannen angepflanzt, von selbst, nicht durch Menschenhand, — anfangs wohl kümmerliche, niedrige Bäumchen, aber im Laufe der Zeit, der Jahrhunderte hat sich durch jährlichen Nadelsturz und Baumsturz ein wenig Waldeboden gebildet, und auf dem fruchtbaren Grab der Vorfahren waren die Nachkommen besser fortgekommen; freilich immer noch unansehnliche, schlechte Stämme, über welche der Förster des Binnenlandes verächtlich hinweg sieht, aber Stämme, wie der Landmann sie braucht, wenn er seine Koppeln einfriedigt und Heckpfähle einrammt und die hochgelegten Garben auf dem Erntewagen mit übergelegtem, niedergebundenem Balken festhalten will.

Unfern der Tanne, keine dreißig Schritte von dem uralten hohen Turm entfernt, der oben auf der Düne steht, liegt Frauke von Kree in ihrer ganzen Länge im Heidekraut.

Sie hat die braunen Hände unter das helle Haar gelegt und sieht mit ausdruckslosen, verschlafenen Augen in die Ferne, dorthin, wo das glitzernde Meer und die weißen Wolken des Horizonts ineinander übergehen. Man sieht nichts, als flimmernden, zitternden Dunst. Seitwärts aus der Tiefe, zu Füßen des alten Turms, hört man das träge Rollen und Klappern vieler schwer beladener Wagen dumpf heraufschallen.

Frauke von Kree atmet hoch auf.

„Oha!“ Wie sorgenvoll und schwer das klingt! „Wir müssen wieder an die Arbeit, Marg.“

Der alte, grauköpfige Diener, der in einer abgerissenen

Drillichjade in Militärschnitt nicht weit von ihr auf dem grünbemoosten Stein sitzt, nimmt das Buch wieder zur Hand, das ihm auf die Knie gesunken ist.

„Wo waren wir, Frauke?“

Das Kind drehte langsam den Kopf zu ihm hin.

„Bei den Vokabeln, Marx, die müssen bis Lektion fünfundvierzig sitzen. Das imponiert ihr, weißt du. Vokabeln imponieren immer.“

„Ach, Frauke! ... Wir imponieren ihr sonst man nicht!“

„Ach, was!“

„Die schmutzigen Ställe und die Misthaufen, die seit fünf Jahren auf der Dungstelle liegen. Und von unsern Kühen ist keine einzige vierhundert Mark wert!“

„Davon versteht die nichts, Marx. Die aus der großen Stadt können nicht Raß und Karnidel unterscheiden.“

„Ich wollte, sie könnte es!“

„Warum?“

„Damit sie deinen Vater auf die elende Wirtschaft aufmerksam macht.“

„Ach, Marx, davon sprichst du nun immer! Was hat denn das nun Großes zu bedeuten? Wir essen uns ja doch satt!“

Der Alte sah schwermütvoll vor sich hin. „Wie lange noch?“ sagte er beklommen.

„Na! Nun hör' aber auf! Ich finde, daß Onkel Hinge recht fleißig ist, und dann unterhält er Papa mit seinen wunderbaren Geschichten, und Papa braucht das Zimmer nicht zu verlassen, und Hinge ist den ganzen Tag vergnügt! So, und nun sei still! Ich sage jetzt die Vokabeln auf, die ersten zehn, paß auf.“

„Ich paß auf.“

„la générosité — die Großmutter, le père — der Vater,
le . . .“

Der Alte hielt das Buch weit von sich, gerade aus, in
der Höhe seiner Augen.

„Ja, Kind . . .“

„Nun?“

„Das ist ja verkehrt. Da steht nicht Vater, da steht
ja Mutter, und Großmutter steht da auch nicht. Da steht
— Großmut.“

Frauke von Kneese starrte den Alten mit einem eigen-
thümlichen Ausdruck an, der ihrem feinen, klugen Gesicht
etwas einfältig Verblüfftes gab.

„Nanu?!“

Dann kam der Zorn über sie; sie sprang plötzlich auf
die Füße, und indem sie das unordentliche graue Kleid mit
einigen raschen Bewegungen notdürftig ordnete, sagte sie mit
funkelnden Augen: „Das vertrackte Französisch! Ich mag
nicht mehr davon hören und sehen! . . . Geib das dumme
Buch her, Mary.“ Sie nahm das Buch mit spitzen Fingern
und ging den schrägen Abhang entlang nach dem Turm zu.

„Geh' nicht zu nah ans witten Kneese!“ Klang es vom
Stein her.

Sie schüttelte den Kopf, und indem sie den Stamm
einer jungen Birke mit dem linken Arm umschlang, beugte
sie den Körper vor und sah in den Abgrund des witten
Kneese hinunter.

Es ist ein gewaltiger, wilder Anblick . . .

Eine breite, mächtige Rieswand fällt dicht zu den Füßen
des alten Turmes in fast jähem Absturz wohl fünfzig Meter
in die Tiefe. Schichten von weißlichem und gelbem Riese
wechseln miteinander ab und ziehen sich als verschieden-
farbige Streifen in mächtigem Halbbogen über die ganze

Breite hin. Zuweilen sind die Streifen unterbrochen; im Fallen aufgehalten, liegen in halber Höhe große Stücke schwarzen Erdbreichs, Mutterboden, mit Heide bewachsen; auf der einen dieser Erbinsel ist eine verkrüppelte Birke mit herunter gegliitten, nun wächst sie da über der Tiefe weiter. Oben am Rand ist das Erdbreich zerrissen, zerklüftet; an mehreren Stellen ragt es, wie ein Balkon nach außen gebogen, weit über den Abgrund, oben von den Wurzeln des Heidekrautes oder einer niedrigen Birke zusammengehalten, unten getragen von bunten Schichten des Rießes, gleich zierlich geordneten Steinreihen; an anderen Stellen ist das Erdbreich weit zurückgetreten, bis dicht an die Mauer des alten Turmes. Jahraus, jahrein stürzt mehr Erdbreich hinunter, durch das langsame Sinken des Rießsandes ohne Halt geworden oder vom Regen unterwaschen. Hüte dich, alter Turm, vor den kleinen Menschen, Ameisen, die da am Fuß der Düne, auf der du stehst, schleppen und tragen, und den Rieß auf ihre Wagen laden und deiner Düne die Eingeweide zermöhlen! Hütet euch, ihr kleinen Turmschwalben, die ihr in langen, zierlichen Reihen eure runden Löcher in die steilen Rießwände grubet. Freilich, vor Raizen und Füchsen, vor weißen Wieseln und braunen Mardern seid ihr sicher, aber hütet euch vor den Ameisen, die zwar nicht fliegen können, die aber drunten graben, seit über zweihundert Jahren.

Unten in der Tiefe, auf der breiten Sohle, standen wohl dreißig schwere Lastfuhrwerke, von einem regen Treiben umgeben. Pferde standen an gefüllten Krippen, Leute luden Rieß auf und schirrten lärmend ihre Pferde an oder fuhren den Lehmweg hinunter in die Marsch hinein.

Frauke hob mit raschem Schwung und mit finstern Augen den Arm.

„Da flieg! Ich besitze keine gönrosité!“

„Frauke!“

Sie kam langsam zu dem Alten zurück, noch immer den Jörn in den grauen Augen.

„Na,“ sagte er gleichgültig, „mir soll's recht sein. Es ist ja ganz einerlei, ob du französisch oder deutsch mit deiner Cousine sprichst; wenn sie nur etwas von der Wirtschaft versteht und es dir heibringt.“

In guter Eintracht gingen die Beiden durch die Tannen, dann durch die Pappelallee nach Hause . . .

Die Dämmerung sank hernieder; Frauke und Marx Boß waren nach dem Abendbrot hinausgegangen und saßen auf dem alten Sandstein, der links und rechts die breite Steintreppe einfaßte, die in drei ausgetretenen Stufen in das alte Herrenhaus führte. Vor ihnen ging die breite Landstraße vorüber, jene erste große Straße, welche am Rande der Geest entlang, von Süden nach Norden durch die ganze Landschaft geht. Im Volksmund heißt sie „die alte Heerstraat“; ihr Gebiet ist heilig, ihre Kreuzwege sind Versammlungsplätze von sagenhaften nächtlichen Erscheinungen, und ihre Seitenwälle und Knick zu durchsuchen ist bedenklich. Zur heißen, trockenen Sommerzeit ist ihr tiefer, loser Sand der Schrecken des modernen Reisenden. Aber sie wird nicht viel mehr benutzt; durch die Marsch gehen jetzt kreuz und quer schöne, glatte Chaussees aus gebrannten Klinkern.

Still und breit und sandig zieht sich die alte Heerstraat zwischen öden Heideflächen und sandigen Koppeln und durch stille Dörfer dahin; an zwei kleinen Städten der Landschaft geht sie scheu vorüber.

An der Binnenseite der Dünenkette entlang zieht sie sich nach Norden hin, läßt den Turm auf der Höhe des

„witten Knee“ links liegen, sendet gleich hinter dem Turm einen schmalen, steilen Lehmweg zur Marſch hinunter nach Westen, wendet ſich hier im rechten Winkel nach Oſten und hat das Herrenhaus zur Rechten. Hohe, alte Pappeln halten hier zu beiden Seiten Wache.

Es iſt ein ſtiller, warmer Abend, faſt ſchwül.

Es iſt ein Lauſchen in der Natur, als ob in der ganzen Luſt, auf allen Bäumen, auf den Roggenfeldern und im Heidekraut einer von Früchtebringen und Ernten flüſtert, als ob der, welcher den Sommer macht und die Ernte, allen ſeinen Weſen eine ſtille, heilige, friedliche Erntepredigt hält, heilig und friedlich, wie er ſelber iſt.

Der alte Diener, deſſen Geſchlecht ſeit vielen Jahren in der Nähe des „witten Knee“ gewohnt hatte, erzählte mit leiſer eintöniger Stimme von alten Zeiten, von jenen Zeiten, da das Kneeeſche Grafengeſchlecht dort oben in der Ruine das edelſte im ganzen Land geweſen, und wie es allmählich von ſeiner Höhe herabgeſunken und ihr ſtolzes Haus zur Ruine geworden war; wie zuletzt jener Graf Hans es mit eigener raſcher Hand geſtürzt, damals vor achtzig Jahren, als er drüben in der kleinen Stadt im Landſchaftshaus den Abgeſandten ſeines Königs, die für den Kampf an der Seite Napoleons Kontribution und Aushebung forderten, in heftiger, maßloſer Rede böſe, harte Worte an den Kopf geworfen hatte; und wie er dann in die Fremde gezogen war, um Gut und Heimat betrogen.

Betrogen?

Ein leiſer, lauer Wind wehte von der See her über die feuchte Marſch, legte ſeine weichen Arme um den alten Turm, der trotzig und altersgrau wie ein wetterharter Nordlandsrecke von der hohen, gelben Düne herab in die Marſch und über das Meer ſieht. Sie kannten einander;

der Turm und der Meerwind, sie redeten miteinander von fernen Zeiten, da die Marsch noch nicht war, da die hochbugigen, breitbrüstigen Fahrzeuge der alten Sachsen am Fuß der Düne die grauen Wogen und heimkehrend den Sand der Bucht pflügten . . . Da wird die schwüle Stille unterbrochen.

Von der Stadt herkommend, rollt ein leichtes Gefährt vorüber. Zwei mächtige, hochbeinige Rappen ziehen einen Jagdwagen; eine breite, große Männergestalt lehnt, den Kopf auf der Brust, in dem tiefen, bequemen Stuhl.

Frauke beugte den hellen Kopf vor und spähte angestrengt in die Dämmerung hinaus.

„Nachbar Thorbeeken,“ sagte sie leise.

Der Alte erhob den Kopf und sah dem Wagen nach.

„Er schläft,“ sagte er verächtlich.

„Er ist müde, er ist immer so thätig.“

„Er ist betrunken.“

„Narz, ich habe ihn noch nie betrunken gesehen.“

Es lag eine Verteidigung in dem Ton der jungen Stimme.

Der Alte lachte bitter auf.

„Er ist ja dein Freund und der Freund deines Vaters, du nennst ihn und Hünze Dunkel, obgleich sie nicht mit dir verwandt sind.“

Er schwieg einen Augenblick.

„Weißt du, wie man sein stattliches Haus nennt?“ Er deutete nach der Marsch hinunter, wohin der Wagen zwischen den Pappeln verschwunden war. „Die Leute nennen es ‚dat schlechte Geweeten‘, seit achtzig Jahren.“

„Thorbeekens Haus?“

Der Alte nickte.

„Morgen,“ sagte er nachdenklich, „kommt die Letzte

von dem alten Grafengeschlecht, und du bist die Letzte von dem anderen Stamm. Es ist morgen ein besonderer Tag und . . . du bist alt genug und du sollst es ihr erzählen, wenn sie hier ist . . . Du mußt das Alles wissen und sie auch, und ihr müßt zusammenstehen."

Er schwieg eine Weile, wie ein Lastträger, der einen Augenblick Atem holt und auf seinem Wege still steht.

Dann fing der alte Mann an von alten Zeiten zu sprechen, bis in die Gegenwart hinein . . . über die Burg, über das Herrenhaus und über den kranken, stillen Mann mit der schwarzen Binde und über die Zukunft seines einzigen Kindes und über die Fremde, die morgen in die Heimat ihres Geschlechts zurückkehrte. Er erzählte von Ädern und Wiesen, von Schulden und Dokumenten, von altem tiefen Haß und neuer Untreue, und von einem schlechten Gewissen, das erst dann Ruhe zu finden meint, wenn alles verschwunden ist, was an die Sünde erinnert.

Fraukes blonder Kopf war auf die Brust gesunken. Ein grelles, wüstes, häßliches Licht war da plötzlich auf ihren freundlichen, sonnigen Lebensweg gefallen.

„Und ist das wahr, von Thorbecken und Hünze?“ fragte sie leise.

Die junge Stimme brach fast in Weinen, sie stand in jäher Angst auf und stellte sich wie Schutz suchend an Bos' Seite, da ihr alles zu wanken und zu brechen schien.

Der Alte faßte die herabhängende kleine Hand und nahm sie in seine beiden großen, harten Hände.

„Der Vater ist krank,“ sagte sie, „sie haben ihn krank gemacht!“

„Glaubst du, daß es gut für ihn ist, wenn er den schweren Wein trinkt und lange Jahre hindurch das Zimmer nicht verläßt? Er hat keinen Willen, seit er die Wunde

hat. Es ist, als wenn der Franzosensäbel ihm den Willensnerv abgeschnitten hat. Wer überredet ihn, daß die Luft ihm schadet? Unsere Luft, die sich vor drei Minuten im reinen Meer gebadet hat! Die beste und stärkste im ganzen Land!?" — Er ließ die kleinen Hände fahren und legte die geballten Hände auf die Kniee. — „Ob die Knees wohl noch einmal wieder Glück haben?"

„Wenn ich älter bin, Marx!"

„Du, Frauke? Du?" Der alte Mann sah mit eigentümlich verstörtem Blick zu ihr auf.

Frauke von Knee sah starr und entsetzt in seine Augen, einen Augenblick, dann sank sie vor dem alten Mann in die Kniee:

„Hilf mir, Marx," wimmerte sie, ich habe niemand als dich. Paß auf mich! Ich fürchte mich vor Hünze! Sei immer bei mir; es ist so freundlich und so rein bei dir."

Sie hatte es hastig, am ganzen Körper bebend, hervorgestoßen. Der alte Mann legte seine zitternden Hände auf den blonden Kopf seines Lieblings.

„Meine kleine Frauke! . . . Wer soll dir helfen, du arme, kleine Deern!"

Sie weinte still vor sich hin.

* * *

In der Stube war die Stimme des Barons verstummt. Man hörte eine leere Flasche vom Tisch auf den Fußboden fallen; sie rollte durch das halbe Zimmer. Dann wurde die Thür geöffnet, und ein schwerer, stolpernder Schritt schallte durch die Bordiele und näherte sich der Treppe, die zu den oberen Zimmern führte. Gleich darauf hörte man eine laute, zornige Stimme: „Sie hier, Frau Siemens? Warum

gehen Sie nicht zur rechten Zeit zur Ruhe; Sie wissen doch, daß es mir lästig ist!"

Die alte Frau antwortete nichts. Dann wurde es ruhig. Draußen atmete Boß schwer auf.

Frauke erhob den blonden Kopf und stand auf. „Laß uns gehen, Marg.“

Mit leisen Schritten stiegen sie nebeneinander die Treppe hinauf.

Oben an Fraukes Thür stand die Kleine, gebeugte Gestalt der Wirtschafterin. Sie hatte eine Pferdebede in der Hand. Als sie die Beiden ankommen sah, sagte sie verwirrt:

„Ich meinte, Sie wären schon zu Bett, Fräulein Frauke.“

Dann ging sie den Korridor entlang in der Richtung ihres Zimmers.

„Was wollte sie, Marg?“

„Laß sie,“ sagte er und nickte Frauke zu.

* * *

Als Thorbeeken, die Landstraße verlassend, den Hohlweg in die Marsch hinunterfuhr und der frische Seewind ihn anwehte, richtete er sich verschlafen auf und sah einen Augenblick verwirrt um sich. Als er seine Umgebung erkannte, riß er die Pferde mit plötzlicher Bewegung auf die andere Seite des Weges, dicht an die wagenhohe Sandwand, als fürchte er sich vor den dunklen, niedrigen Tannen auf der anderen Seite, welche den Abhang der Burg ruine bedeckten. So fuhr er im schärfsten Trab den abschüssigen Weg hinunter, bis zu der Stelle, wo die Dünen aufhörten und die Marsch anfang.

Und da, an dieser Stelle widerfuhr ihm das . . . das Unheimliche, das, was jeden Abend über ihn kam, wenn er in der Nacht von der Stadt zurück kam, das, was ihn bis in die Nacht hinein in seinem Klub festhielt und ihn reizte, ein

Glas nach dem anderen des schweren Rotweins die vor Angst trockene Kehle hinunter zu gießen.

Er hatte die Peitsche erhoben, um sie mit wütendem Schläge auf die Pferde niedersausen zu lassen. . . . Aber er kam nicht dazu. Der erhobene Stiel der Peitsche fiel klatschend seitwärts auf das Sprizleder, und die Pferde standen, wie mit den Hufen an den Boden festgenagelt.

Hatte er sie zum Stehen gebracht? Standen sie von selbst? Er wußte es nicht; er wußte nur, daß sie immer standen, gerade an dieser Stelle. Langsam wandte er den großen, schon ergrauten Kopf, und seine starren, feuchten Augen sahen links nach dem witten Knee hinauf, wo hoch oben die schwerfällige Masse des Turmes in der Dämmerung stand.

Wie in Stein verwandelt stand das ganze Gefährt: Fahrer, Wagen und Pferde. Mit leeren, verglasten Augen starrte der Trunkene zum Turm hinauf, mit angstgefüllter Seele sah er auf die Nebelbilder, die da oben die Luft erfüllten.

Vom nahen Meer her, von dem linden Wind getragen, zogen groteske Erscheinungen im feierlichen Zug über die Marsch — aus den langen, nassen Gräben der Felber hoben sich andere langsam und schlossen sich an. Sie schwebten die steilen Rieswände des witten Knee hinauf, bis sie den alten Turm erreicht hatten: Edel Frauen in schleppenden Gewändern und stolzer Haltung, in gewaltigen, grauen Kopftüchern, die schwer herunter hingen; Ritter in schwärzlicher Rüstung aus Leder und Eisen, auf ungeheueren, schweren Normannenpferden, Hirten mit langem Haar und langen Stäben, breite sächsische Gestalten, hinter ihnen her lange, unendliche Herden von zarten, weißen Lämmerwolken . . .

An der Mauer des alten Turmes stockte der Haufe.

Eine Weile standen die Gestalten da oben, wie auf Einlaß wartend, sie glitten zu einander, ineinander, als wenn sie miteinander redeten. Dann teilte sich der Zug. In feierlichem Gefolge gingen sie links und rechts um den Turm, hinein ins alte Land.

Wie in Stein verwandelt stand das Gefährt immer noch. Banges Grauen, töbliche Angst zerriß die Seele des einsamen Mannes. Er war keines klaren Gedankens fähig, er stand mit Pferden und Wagen unter einem furchtbaren Bann. Er wußte nicht, daß seine Hand krampfhaft die Zügel hielt, daß seine Augen starr zu dem Turm gewandt waren und daß seine Seele alte Wege wieder ging, alte, wüste, dunkle Wege. Aber heute Nacht, wenn er einsam in seinem Zimmer hin und her geht, hin und her, bis er todmüde niedersinkt; wenn er dann schlaflos auf seinem Bett liegt, dann wird er wieder nachgrübeln und seinen wirren Kopf zermartern, warum die Pferde immer halten, gerade an dieser Stelle, und warum er immer da hinauf starren muß, wo einst, vor achtzig Jahren, Graf Hans von Knee gewohnt hat, der schon lange tot ist und für den kein Mensch mehr auftritt und vergessenes Recht fordert.

Hans von Knee? Ist es das allein?

Was sonst noch?

Was ist es, Thorbecken?

Er fuhr jäh auf, wie aus einem schweren, wüsten Traum.

„Wer ruft mich?“ rief er entsetzt. Und noch einmal

— Angstschweiß auf der Stirn.

„Wer ruft mich? . . .“ — Es war alles still.

Rasend schlug er auf die entsetzten Pferde.

Fünf Minuten später rasselte der Wagen über das Steinpflaster des großen, stattlichen Wirtschaftshofes . . .

Der Marktplatz der kleinen Stadt bildete einen ziemlich vollkommenen Kreis. Nur an einer Stelle, im Süden der uralten Kirche, welche die Einwohner mit Vorliebe den „Dom“ nennen, hatte ein zweistöckiges, spitzgiebeliges Haus die Unverschämtheit, die Umkreislinie des Marktplatzes zu durchbrechen; es schob sich, in etwas altertümlicher, aber würdevoller Haltung, soweit vor, daß es fast innerhalb des Kreises lag.

Es war ein altes Haus, noch aus der Mönchszeit, wie die Einwohner die Zeit vor der Reformation in Bausch und Bogen bezeichnen. Mit mehr Recht durfte man behaupten, daß es um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut war, denn die Figuren, welche dem die ganze Vorderseite entlang laufenden eichenen Querbalken eingeschnitten waren, stellten augenscheinlich Mönche dar, und die unwürdigen Stellungen der Figuren redeten aufs deutlichste von der tiefen Verachtung, welche der Bauherr dem Mönchswesen entgegengebracht hatte.

Soweit der gewöhnliche Mann in der Geschichte der Landschaft zurückerdenken konnte, war der Mönchshof das angesehenste Gasthaus der kleinen Stadt gewesen. Hier war vor achtzig Jahren das Hauptquartier der Russen gewesen,

hier waren vor halb fünfzig Jahren, im tollen Jahr achtundvierzig, die erregten politischen Versammlungen abgehalten worden; hier, an dem Fuß der Treppe, hatten der Propst, der noch wirkte — er war jetzt ein alter Mann — und der Bürgermeister der alten Stadt den Thronfolger im Herzogtum mit wohlgefezten, ehrlich gemeinten Neben empfangen und achtzehnhundertvierundsechzig hatten österreichische Offiziere in dem großen Festsaal mit den Kindern der Stadt und der Umgebung fröhlich getanzt — und am hellen Morgen, als die ängstlichen Mütter zum Ausbruch drängten, hatten die lustigen Reiter in übermütiger Laune und in echter österreichischer Liebenswürdigkeit die ganze Treppe herunter bis zu den Wagen mit gezückten Säbeln und mit leuchtenden Augen Spalier gebildet. Das war ein Tag gewesen!

Seitdem waren politische Ereignisse der Stadt fern geblieben. Aber sie hatte sich nicht schlecht dabei gestanden. Die langen Friedensjahre, die Erfolge von achtzehnhundertsiebzig, der Aufschwung des ganzen Landes unter einem neuen Regiment und die guten Ernten hatten der Stadt mächtig unter die Arme gegriffen.

Der Mönchshof und seine Besitzer konnten davon erzählen.

Manche Flasche teuren Rotweins war in den durchlaufenden drei Bimmern, die zur linken Hand lagen, ausgetrunken worden, und in den beiden sogenannten guten Stuben zur Rechten hatten die Damen der umwohnenden Landleute und Gutsbesitzer bei Thee und Kuchen manches schwere Seidenstück und manches gute Pelzwerk zur Schau getragen. Aber die Besitzer des Mönchshofs redeten nicht über diese Dinge. Sie wußten, daß Schamhaftigkeit eines Wirtes größter Fehler ist; sie waren schweigsame Leute

Es war Freitag, der Tag des Wochenmarktes.

Aber in dieser späten Nachmittagsstunde lag der große Platz schon öde und leer. Die Marktbesucher hatten sich verlaufen, die Buden waren schon abgebrochen. Von der See her wehte ein frischer, kühler Wind über den Platz und wirbelte allerlei Marktabfälle, Papiersegen und Strohhalme in einem wüsten, häßlichen Durcheinander um den alten Dom. Aber da unten an der jenseitigen Häuserreihe arbeiteten schon ein Duzend Frauen mit Besen und Schaufeln. Die kleine Stadt hält auf Reinlichkeit.

Im Mönchshof saß noch ein einziger Gast an einem der breiten und hohen Fenster, ein alter Mann mit hellen, scharfen Augen und verwitterten Zügen. Er trug eine Art herrschaftlichen Kutscherrock, der stark verschossen war. Das Glas Bier, das vor ihm stand, war schal geworden. Der Blick des Alten richtete sich unverwandt über den öden Platz nach der Straßenmündung, welche den Weg nach dem Bahnhof bezeichnete.

Er mochte wohl so eine halbe Stunde gefessen haben, als die Thür der Gaststube sich geräuschvoll öffnete und ein neuer Gast eintrat. Er war eine starke, vierschrötige Erscheinung, nach seiner Kleidung ein wohlgestellter Gutsbesitzer. Mehrere schwere Ringe an den dicken Fingern, eine schwere, goldene Uhrkette über der weißen Weste vervollständigte den unangenehmen Eindruck. Eine feurige, dunkle Gesichtsfarbe und ein gewisser trüber Glanz der Augen ließen auf einen starken Hang zum Trinken schließen.

Der Alte am Fenster hatte bei dem geräuschvollen Eintritt des neuen Gastes seine Haltung in nichts verändert; erst als die Schritte des Mannes sich dem Tisch näherten, wandte er sich um und sah, ohne sich von seinem Platz zu

erheben, mit einer gewissen ruhigen Herausforderung in das gerötete Gesicht des anderen.

„'n Tag, Mary Bop! Mit der Hof- und Staatskalefche in der Stadt?“

Die Worte wurden abgebrochen und überlaut herausgestoßen.

„Wie Sie sehen, Herr Thorbeeken!“ sagte der Alte gleichmütig; seine Augen schweiften schon wieder in der stillen Weise über den Marktplatz. Der andere ließ sich schwerfällig in einem Lehnstuhl am Fenster nieder, stand wieder auf, ging mit breiten Schritten nach der Thonbank im Hintergrund des Raumes und kam bald mit einem selbstgemischten, starkriechenden Glas Grog an den Tisch.

„Was macht der Alte?“ sagte er, eifrig in seinem Getränk rührend.

„Sie sehen, daß es mir gut geht,“ sagte Bop mit einem launigen Aufleuchten seiner Augen.

„Ach was,“ polterte Thorbeeken, „ich spreche von dem Alten!“

„Von Herrn von Knee?“

„Nun ja! Natürlich! Hat Kopfschmerz, Schwindelsucht, Podagra. Was weiß ich?“

„Ist gesund wie ein Fisch im Wasser.“

„Hat nicht viel Wasser, Mary Bop!“ Er schlug mit bröhnendem Lachen auf den Tisch. „Das Wasser ist muddig und seicht. Der Fisch vertrocknet noch zu Allerheiligen, wenn ein Einziger es will! Wetten, Mary Bop, wetten?“

Über das Gesicht des alten Mannes war ein jäher Schrecken gefahren. Die hartgearbeitete Hand, die das Glas vor ihm umklammerte, ruckte einigemal stark hin und her. Dann mit einer Bewegung der hohlen Hand, als wenn

er Staub vom Tisch wegwischen wollte, sagte er in ruhigem Ton, aus dem das gefaßte Herz herausklang:

„Ich halte es mit dem Katechismus, Herr,“ und er sah dem anderen in das rote Gesicht. „Über die, so mich hassen, will ich die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, so mich lieben . . . Die Herren von Knee sind immer gottesfürchtige Männer gewesen. Es klebt kein unrecht Gut an ihren Händen, weder Sand noch Klei.“

Das breite Gesicht des anderen färbte sich noch tiefer. Er beugte sich über den Tisch und sah starr zu Boß hinüber.

„Was willst du damit sagen, Alte: Weder Sand, noch Klei? Warum sagst du das beides?“

„Weil es hier zu Lande beides wächst, Herr!“ antwortete Boß gleichmütig.

Sein Gegenüber schien sich bei dieser Antwort zu beruhigen.

„Auf wen wartest du, Marx Boß?“

„Wir bekommen Besuch,“ sagte der Alte.

„Ihr? Besuch? Habt genug zu schaffen, meine ich, daß ihr selbst satt werdet. Besuch ist teuer, sollt ihr wissen.“

„Wissen wir!“ sagte der Alte. „Wissen wir alles! Aber es ist ein Gotteswerk, was wir thun. Es ist Verwandtschaft.“

„Verwandtschaft?“

Der Alte zögerte mit der weiteren Erklärung.

„Heraus mit der Weisheit,“ polterte Thorbecken.

Boß warf einen Blick über den Marktplatz, dann sagte er mit erregter Stimme, indem er sich zugleich erhob: „Es ist das Enkelkind des Hans von Knee, der vor achtzig Jahren auf der Burg gewohnt hat . . . und dort, denke ich, kommt sie eben über den Marktplatz.“

Thorbeckens Gesicht überzog sich plötzlich mit dunkler Röte; sein linker Arm, der vor vielen Jahren einmal von einem Pferdehuf geschlagen war, fuhr in hastigen, unbeholfenen Bewegungen hin und her. Unterdes hatte Wos leise weiter gesprochen: „Wir im Herrenhause meinten immer, daß niemals ein Sproß von der alten Linie die alte Heimat wieder betreten würde. Nun kommt doch noch einer. Wenn es auch nur ein Mädchen ist, und wenn sie auch wohl nicht mehr besitzt als die Schwalben, die am witten Knee ihre Nester haben, sie ist doch eine von den alten Kneen, die auf so unerklärliche Weise arm geworden sind, daß man meinen muß, der leibhaftige Gottseibeius habe all ihr Hab und Gut ins witten Knee geschmissen.“

Thorbeeken hatte mit einem düstern Ausdruck vor sich hingesehen; jetzt fuhr er im Zorn auf: „Was geht mich deine Sandgräfin an . . . du . . . du alter Schwächer!“

Marx Wos richtete sich auf: „Ich habe mich nicht aufgedrängt, Herr, . . . aber, das ist wunderbar . . . das ist merkwürdig, . . . daß Sie auf meine Gräfin losfahren, wie der Fuchs auf die Taube. Aber da kommt sie.“

Ein junges, schlankes Mädchen von etwa zwanzig Jahren stand auf der Schwelle und sah mit fragenden Augen halb auf den Gutsbesitzer, halb auf den alten Kutscher. Es war keine gewöhnliche Erscheinung, obgleich ihr dunkles Kleid so schlicht war, daß es fast wie Armut aussah. Wer das Glück gehabt hat, die hohen Mädchen gestalten zu sehen, die in der Fülle junger Kraft, gestählt durch die starke Luft dieses Landes, in den Schlössern wohnen, um welche die hohen, grünen Buchenwälder Wache halten . . . der erinnert sich, wie vornehm diese Mädchen aussehen, wie stolz sie den weißen Nacken tragen und wie schwer das blonde Haar auf ihrem Kopf liegt, wie eine

Krone aus Gold. Ja, sie war eine würdige Vertreterin des alten Geschlechts, das vor sechs Jahrhunderten sich da oben auf der hohen Düne die Burg erbaut hatte, die der Nordsee noch heute so stolz und trotzig ins finstere Angesicht schaut.

Der alte Woz trat mit fast junger Bewegung auf sie zu: „Ich bin Marg Woz, gnädiges Fräulein, der Rutscher vom Herrenhaus; wünschen Sie, daß ich anspanne?“

Die Anrede setzte das junge Mädchen in Verlegenheit. Über ihr blühendes Gesicht schoß ein lebhaftes Rot.

„Ich bin Gertrud Knee,“ sagte sie mit weicher Altstimme. „Wenn Sie mich vielleicht Fräulein Gertrud nennen wollen, es wäre schon genug.“

„Das ist recht, Fräulein,“ polterte Thorbeeken mit erregter Stimme dazwischen, „was nützt ein abliges Wappen, wenn es nicht vergolbet ist . . . Übrigens . . . ich habe vergessen, mich Ihnen vorzustellen: Thorbeeken, Gutsbesitzer Thorbeeken, und . . . Ihr Pächter!“

„Mein Pächter?“

Thorbeeken lachte:

„Eine gewaltige Pachtung, jährlich sieben Mark und zwanzig Pfennige, zahlbar am Allerheiligentag, mittags um zwölf Uhr. Es ist eine alte Geschichte.“

„Und der Gegenstand der Pachtung?“

„Dat witte Knee, das alte Sandloch. Wir Thorbeekens haben vor hundert Jahren für treue Dienste, wie im Kontrakt steht, von Ihrem Großvater, dem Grafen Hans, das Recht erhalten, am witten Knee so viel Kies zu graben, wie wir wollen. Dafür haben wir jährlich sieben Mark und zwanzig Pfennige zu zahlen.“

„Was waren denn das für treue Dienste?“ fragte das junge Mädchen mit Zurückhaltung.

Der alte Boß trat heran, die Peitsche und Decke schon in der Hand. „Ich will Ihnen unterwegs davon erzählen, Fräulein Gertrud,“ sagte er.

„Was weißt du davon?“ rief Thorbeeken.

„Was sich das Volk erzählt,“ sagte der Alte ruhig.

„Das Volk!?“ rief Thorbeeken mit dunklem Gesicht.

„Das Volk? Geh' mir doch mit dem Volk, die alten Weiber meinst du? Was erzählt sich das Volk? Daß Graf Hans als Landesverräter bei Nacht und Nebel über die Elbe ging!“

Gertrud Kneer sah ihn groß an.

„Ich ersuche Sie,“ sagte sie, „Ihr Urteil zurückzuhalten, besonders jetzt, da Sie zuviel getrunken haben.“

Ihre Augen blitzten, sie hatte ihre Hände geballt.

„Wer sind Sie,“ schrie Thorbeeken, . . . „Sie — Sandgräfin, ha, Sie . . .“

Seine Stimme ging in Stottern über.

Das junge Mädchen war, von Boß gefolgt, hinausgegangen. Thorbeeken fiel erschöpft in seinen Stuhl zurück.

„Und die soll nun hier bleiben, vielleicht immer, und die Leute werden mich fragen: ‚Haben Sie die Dame schon gesehen? Sie soll dem Grafen Hans ähnlich sehen‘ . . . Und Graf Hans hier und Graf Hans da . . .! Überall wird man von Graf Hans reden und von dem alten dummen Turm und von der ganzen Kneeschen Sippe.“ Er sah sich mit einem Ausdruck banger Mutlosigkeit in dem großen Gemach um. An der Thonbank stand ein junges Mädchen. „Bringen Sie mir eine Flasche Rotwein!“ schrie er, „aber flink . . .“

Neben dem Wagen draußen stand ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von hochgewachsener Gestalt, mit einem freundlichen, klugen Gesicht und dunklem

Haar und Schnurrbart; er sprach angelegentlich mit dem alten Kutscher, der schon auf dem Wagen saß; Gertrud war noch nicht erschienen.

„Mutter fährt in der nächsten Zeit zu Ihnen hinaus, Voss; die setzt es durch. Da ich den Mönchshof auf keinen Fall übernehmen will, sondern Landmann werde, warum also nicht?“

„Sie werden nicht viel bei uns lernen, Christian,“ seufzte der Alte.

Der junge Mann trat näher an Voss heran und sagte leise: „Bedenken Sie, Voss, wenn ich im Herrenhaus bin, ist einer da, der dem Hünze auf die Finger sieht. Darum ist Mutter für meinen Plan so durchaus begeistert.“

In diesem Augenblick trat Gertrud in den Hofraum. Der junge Mann trat höflich an sie heran und sagte, sich vorstellend:

„Der Sohn vom Mönchshof, gnädiges Fräulein, Christian Möller. Meine Mutter bedauert lebhaft, Sie nicht kennen gelernt zu haben, sie ist heute nicht wohl und hütet das Bett.“

„Frau Möller im Mönchshof,“ erklärte Voss, „steht beim Herrn von Kneese in großer Achtung, sie kommt zuweilen zu uns hinaus und vertritt Mutterstelle bei Frauke, wenn das Kind einmal in die Stadt kommt.“

„Grüßen Sie Ihre Frau Mutter,“ sagte Gertrud freundlich, indem sie Christian die Hand reichte.

„Ich danke, gnädiges Fräulein.“

„Grüßen Sie auch klein Frauke,“ rief der junge Mann, als die Pferde schon anzogen.

„Wird ein schönes Gesicht machen,“ antwortete der Alte, indem er lebhaft zurück nickte.

Es war eine gemütliche Fahrt.

Der Alte hatte zwar energisch protestiert, daß die schlanke Gestalt sich an seine Seite setzte, sie hatte sich aber ebenso energisch gegen den Rücksitz ausgesprochen.

„Warum soll ich nicht bei Ihnen sitzen?“ hatte sie gefragt, und unter dem freundlichen Blick ihrer Augen war dem Alten warm ums Herz geworden. „Wir unterhalten uns so besser, und ich habe viel zu fragen. Und so viel verstehe ich vom Fahren, daß ich weiß, der Fahrer muß rechts sitzen. Also bleibt auf dem ganzen Wagen nur dieser Platz für mich übrig, und wenn Sie mir diesen weigern, muß ich wieder nach Schlessien zurück.“

Der Alte lächelte zustimmend.

„Das sollen Sie nicht! Wie wird Fraute sich freuen!“

Die Fische trabten ziemlich schwerfällig auf der breiten, sandigen Landstraße dahin, links und rechts dehnte sich in niedriger, sanfter Hügelbildung Saatfeld an Saatfeld. Rein fruchtbar Land; der Roggen schoß dünn auf. „Das ist lauter Dünenland,“ erklärte der Alte; „die fruchtbare Erde liegt sehr dünn darauf, nicht mehr als einen Fuß; dann kommt der Sand.“

„Wie der Wind merkwürdig frisch hier ist,“ sagte Gertrud, „es ist, als wenn er einen bestimmten herzhaften Geschmack hat.“ Ihre kräftige Brust dehnte sich unter einem tiefen Atemholen. Sie sah mit hellem, fröhlichem Blick über die weiten Felder.

„Das ist Seewind, Fräulein Gertrud,“ belehrte sie der Alte, „und was Sie schmecken, ist Seesalz.“

Nun senkte sich rechts von den Fahrenben die Hügelreihe, und dort unten erschien, von der Abendsonne freundlich beleuchtet, ein fruchtbarer, ebener Streifen Landes.

„Sehen Sie dort unten? Wie Herrn von Knees Schachbrett! So eben und auch so eingeteilt durch alle die

Gräben, die kreuz und quer laufen; das ist die Marsch, die unsere Vorfahren der Nordsee abgewonnen haben. Da wächst Weizen, so hoch, daß ein Mann kaum darin zu sehen ist, und die Ochsen, die dort grasen, sind berühmt weit in das Land, bis nach Schlefien."

Der Alte war eifrig geworden.

"Und sehen Sie dort die Grenze am Horizont, den langen, geraden Erdwall, das ist der Deich. Gleich dahinter ist das wilde Meer. Sie werden noch Augen machen, Fräulein Gertrud!"

Auf dem feinen Gesicht des jungen Mädchens lag ein Zug von Trauer.

"Mir ist so heimisch zu Mut," sagte sie leise. "Wenn mein Vater doch ein einziges Mal seine Heimat gesehen hätte; nun muß ich als Einsame und Letzte unseres Geschlechts sie sehen, um vielleicht bald wieder fortzugehen, wer weiß wohin?"

Der Alte fuhr mit der Peitsche über den breiten Rücken der Pferde und schüttelte den grauen Kopf.

"Sie müssen bei uns bleiben," sagte er. "Es fehlt uns eine, die sorgt und rechnet . . . es fehlt uns eine Hausfrau, und Frauke hat keine Mutter. Seit sechs Jahren hat Herr von Kneese das Zimmer nicht mehr verlassen, die Wirtschaft wird verlottert, Frauke wächst auf wie ein Unkraut; er sieht es nicht. Es ist ein Elend."

"Ist das Gut groß?"

"Es ist groß. Wir rechnen noch nach dem alten Maß, aber ich glaube, daß es wohl so fünf- bis sechshundert Hektar sind. Aber der Herr war nie ein Landmann, er war mit Leib und Seele Offizier, und als er im französischen Krieg — das sind nun fünfundsiebenzig Jahre her — die schwere Wunde bekam und seinen Abschied nehmen mußte, da konnte

er erst ein Jahr lang nicht gehen und stehen, war unlustig und teilnahmslos. Die Ärzte sagen, daß Gehirnnerven von dem furchtbaren Säbelhieb verletzt seien. Da ruhte alles in den Händen der seligen Frau. Sie war tüchtig, gut, freundlich, aber eine Frau; und was will das sagen? Und dann starb sie, dann kamen die Verwalter, erst ein anderer, dann dieser, den wir jetzt haben. Er kam von drüben, von Amerika, war von Adel, Baron Hünze; was weiß ich? Genug, er hat seit Jahren das ganze Vertrauen des Herrn. Der Herr war ja froh, daß er die Verantwortung los war . . .“

„Und nun geht es nicht gut?“

„Schlecht, Fräulein Gertrud! Wenn Sie ein wenig helfen wollten! Wenn Sie ein wenig Sekretär spielen wollten! Wenn Sie die Rechnungsbücher und die Papiere mal durchsehen wollten! Sie könnten sich Gotteslohn verdienen; Hünze spielt mit Thorbecken unter einer Decke.“

„Dieser Thorbecken ist Onkels Freund?“ rief Gertrud entsetzt.

„Teufels Freundschaft! Sie haben den Mann ja kennen gelernt. Es war unangenehm für Sie, aber ich habe mich in meiner Seele gefreut, daß Sie diesen Thorbecken sofort, da Sie seine Bekanntschaft machten, betrunken gesehen haben . . . dann ist er nämlich widerlich.“

Gertrud machte eine stumme Gebärde des Abscheus.

„Und weil Sie ihn so kennen gelernt haben, hoffe ich, daß Sie ihn für das halten, was er ist, nämlich für den Feind Ihres Onkels . . . und nicht allein Ihres Onkels, nein, des ganzen Kneeschen Geschlechts. Sie haben es ja gesehen; er haßte Sie, ehe er Sie kannte, und er zeigte Ihnen diesen Haß, als er Sie sah.“

Gertrud nickte. „Kommt er häufig zu Onkel?“

„Nicht häufig. . . Vielleicht alle acht Tage einmal. Dann spricht er mit dem Herrn über allerlei Geschäfte, giebt Rathschläge, stellt Geld zur Verfügung; das Übrige besorgt Hünze.“

In diesem Augenblick hoben die ruhig trabenden Fische plötzlich ihre Köpfe und schauten.

Von der ziemlich steilen Anhöhe, welche der Wagen eben hinauffahren wollte, kam in leichten, weiten Galopp-sprüngen ein zierliches, braunes Pferd; auf seinem glänzenden Rücken saß ein sechzehnjähriges Mädchen; das lose, helle Haar flatterte zu beiden Seiten des heißen Gesichtes wie zwei weiße Flügel auf und nieder.

„Fraule! So halte doch den Gaul!“ schrie der Alte und versuchte seine Pferde, die sich bäumten und erschreckt gegen den Wall drängten, zum Stehen zu bringen.

Die Reiterin ließ sich in ihrem tollen Jagen nicht stören. Sie spornte ihr Pferd noch mehr an, schnitt eine lustige Grimasse und deutete eifrig nach vorne. Die beiden im Wagen wandten sich um.

Einige hundert Schritte hinter sich erkannten sie durch die beginnende Dämmerung einen leichten Jagdwagen, mit zwei hochbeinigen Rappen bespannt. Der Insasse schien im tiefsten Schlaf zu sein.

Nun kam es wie die wilde Jagd den Hügel hinunter. Von der kleinen, festen Hand geleitet, drängte sich der zierliche Braune dicht an den langsam fahrenden Wagen. Ein schallender Hieb mit der Reitpeitsche fiel auf das Spritzleder vor den Schlafenden nieder.

„Graf Hans ist da!“ schrie die helle Stimme.

Der Mann fuhr auf.

„Graf Hans? . . . Verdammtes Spuk! Hab' ich denn den ganzen Tag keine Ruhe?“ Wie unsinnig schlug er auf die Pferde ein.

Die Füchse griffen wieder aus. „Er soll uns nicht einholen!“ sagte Voss ernst.

Vor Gertruds Augen stand das Bild der Reiterin mit dem lachenden Übermut in dem frischen, festen Gesicht, das die Silberflügel umrahmten. So war sie den Abhang hinunter geflogen, eine rechte Tochter der weißen Düne, auf der sie gewachsen war.

„Meine Cousine?“ fragte Gertrud.

„Ja, Ihre Cousine . . . Ihre Schwester!“ sagte der alte Mann mit bedrückter Stimme. Dann setzte er wie zur Verteidigung seines Lieblings hinzu: „Frauke ist treu wie Gold und hat das beste Herz von der Welt. Aber Sie können sich auch hier einen Gotteslohn verdienen. Das Kind ist . . . wahrhaftig, es ist wie ein Junge! Und das ist nicht gut. Was da sonst noch zu regeln ist, das werden Sie selbst sehen. Sie haben gute Augen, meine ich.“

Er sah Gertrud bedeutsam an.

Sie nickte freundlich ernst und zustimmend.

Die Landstraße machte eine leise Biegung nach rechts. Noch einmal fuhren sie eine Anhöhe hinauf, dann nahm sie das Dunkel einer Pappelallee auf; und einige hundert Schritt weiter . . . da stiegen links am Weg, nur etwa zwanzig Schritte zurück, alte, graue Mauern in die Höhe; epheumrankte Fenster, verschönerkte Mauergerüste, ein spitzes altes Dach von bemosten Ziegeln.

Der Wagen hielt.

„Gott segne Ihren Eingang!“ sagte Voss. Hinter ihnen stampften im Sand leichte Pferdehufe. Fraukes

Reitgerte schlug klatschend gegen die Fensterscheiben der Wohnstube.

„Die Trube ist da!“

Als Gertrud, rasch vom Wagen steigend, sich umwandte, wogten helle Haarmassen um ihre Schultern, ihr Hals wurde von weichen Armen umschlossen.

„Ich habe dich schon furchtbar lieb, Cousine Trube! Hab' du mich auch ein wenig lieb, Sandgräfin!“



Am zweiten Morgen, in der Frühe, standen die beiden Mädchen Arm in Arm vor der Thür. Der Himmel versprach einen sonnigen Sommertag. Der Wind hatte sich gestern gegen Abend gelegt, in der Nacht war ein leichter Regen gefallen, und nun spannte sich ein klarer, blauer Himmel über die duftende Erde.

Die Leute arbeiteten in den Gehölzen, die zu dem Gute gehörten. Der Verwalter war endlich fortgeritten, nachdem der gemeinsame Morgenkaffee ihn merkwürdig lange gefesselt hatte.

Herr von Kneese war am Tisch sitzen geblieben und durchblätterte die Morgenpost. Die beiden Mädchen waren, von dem herrlichen Sonnenschein angelockt, ins Freie getreten.

„Ach, Trude,“ schmeichelte die Kleine, „nicht wahr, wir machen einen Spaziergang?“

„Haben wir denn nichts zu thun? Unser Zimmer? Das Mittagessen? Wir müssen doch ein Tagewerk haben! Sonst werden wir unglücklich, bekommen Launen, werden nervös und gähnen, was sehr häßlich aussieht.“

Frauke sah schmollend zu Gertrud auf. „Du bist ein Schulmeister,“ sagte sie trotzig und wollte ins Haus zurücktreten.

Als aber das schöne Mädchen die starken Arme fest um die feinen Schultern der Kleinen legte und ihren Kopf zurückbog und mit einem herzlichen Blick neidend sagte: „Nun spring, Wilbkat!“ . . . da war Frauke schon wieder versöhnt.

„Du bist jedenfalls ein freundlicher Schulmeister,“ sagte sie.

Gertrud faßte mit beiden Händen in das helle Haar: „Dann versprich mir eins, Frauke!“

„Schon wieder?“

„Jeden Tag etwas!“

„Aber immer freundlich?“

„Wenn du das thust, was du versprochen hast!“

Frauke von Knee zog die Augenbrauen hoch und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Es wird schwer halten,“ sagte sie ehrlich. „Ich habe bisher niemandem gehorcht.“

„Es ist aber so schön, zu thun, was Pflicht ist.“

Die großen, dunklen Augen der Sprechenden strahlten.

„Wie du immer ernst bist,“ sagte Frauke und sah bewundernd in das schöne Gesicht . . . „Du bist doch nur vier Jahre älter.“

„Ich habe viel Trauriges erlebt! Wir waren fast arm. Mein Vater war von der Sorge um meine Zukunft gedrückt, und zuletzt kam seine Krankheit und sein Tod, da war ich ganz allein.“

Sie sah in Gedanken verloren vor sich hin.

„Warum kam dein Vater nicht hierher?“

„Weil er hier nichts gefunden hätte, als traurige Erinnerung!“

„Er hatte aber doch noch etwas Besitz hier!“ beharrte Frauke; „die Ruine der alten Grafenburg gehört jetzt dir.“

In diesem Augenblick trat der alte Bofß aus der Hausthür.

„Hast du Zeit, Marg?“

„Nicht viel, Fraule.“

„Komm mit, bitte,“ schmeichelte sie, indem sie den Alten beim Arm faßte und als er zögerte: „Bei unserer Freundschaft!“

„Schöne Freundschaft,“ meinte Bofß und streifte Gertruds Gesicht mit einem verlegenen Lächeln. Als er aber in Gertruds Augen nichts als Freundlichkeit und Zustimmung laß, sagte er: „Ich gehe mit, ich will nur rasch dem Herrn Bescheid sagen.“

Die Mädchen gingen voraus.

„Du mußt mir also ein Doppeltes versprechen, Fraule. Erstens: Von heute abend an hat das Töchterlein die Güte, ihren lieben Vater eigenhändig mit Thee zu bedienen! . . . Der Onkel hat mir in der Seele leid gethan. Diese Frau Siemens macht zwar einen angenehmen Eindruck, aber sie sieht so gedrückt aus, so traurig; es kann keinen guten Einfluß auf deinen Vater ausüben, wenn sie immer um ihn ist. Du bist heiter, sonnig . . . Und — du bist sein einziges Kind! Bist du noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, dem Vater die tote Mutter ein wenig zu ersetzen?“

Fraule war still geworden.

„Ich will alles lernen, Trude,“ sagte sie gerührt. „Ich will überhaupt anders werden. Es ist so schön, gut und ernst und thätig zu sein.“

„Zweitens: Der alte, brave Rutscher wird in Zukunft mit Bofß und Sie angerebet. Er hat es um dich verdient.“

„Aber, Trude! . . . Ich halte so furchtbar viel von ihm. Nein, Trude, das kann ich nicht! Wirklich, das verstehest du nicht.“

Der Alte kam mit steifen Schritten über den Kiesplatz.

„Marg,“ rief sie erregt.

Es klang schon wie Weinen. Sie lief auf ihn zu, schlug die Arme um seinen Hals und schluchzte laut. „Ich soll nicht mehr Marg und du zu dir sagen.“

Dem Alten stieß es feucht in die Augen. „Ich habe sie groß gemacht, liebes Fräulein . . . der Herr war wie von Sinnen, als die Frau starb, hatte den Kopf verloren; da habe ich das Kind den ganzen Tag auf dem Schoß gehabt. In all den Jahren bin ich fast ihr einziger Umgang gewesen, ihr Spielfamerad.“

Frauke schluchzte heftig dazwischen: „Ich will alles thun, was du sagst, Trude . . . du bist gut . . . und klug, aber das . . . kann ich nicht.“

„Ich habe Sie nicht verletzen wollen, Boß,“ sagte Gertrud freundlich, „ich dachte nur an Ihr graues Haar. Laß es, wie es ist, Wildkat, und lach wieder!“

„Haben wir gesiegt?“ sagte Frauke zwischen Lachen und Weinen . . . „O! Mein lieber Herr Boß! . . .“

Einträchtig schritten sie weiter. Die Mädchen Arm in Arm, Boß an Fraukes Seite. Zuweilen flog ein schelmischer Blick zu dem Alten hinüber, der jedesmal mit einem munteren Nicken des grauen Kopfes beantwortet wurde.

Seit Gertruds Anwesenheit war es wie neue Jugend und Lebenslust über den alten Mann gekommen, er hatte sich sorgfältiger gekleidet, ging gerader als sonst, und seine Augen leuchteten.

Gertrud fühlte sich glücklich. Mochte ihr Aufenthalt in der Heimat ihres Geschlechts auch nicht von Dauer sein, so hatte doch der herzliche Empfang von seiten ihres Onkels, die köstliche Anhänglichkeit Fraukes, das treuherzige, schlichte Wesen des alten Boß in ihr das Gefühl erweckt: Du bist

gerne gesehen und du darfst bleiben. Hier sind Herzen, die dich gerne haben und dich brauchen können.

Freilich, der Gedanke an ihren Vater erfüllte sie mit Trauer. Er war ihr ein guter Vater gewesen, zuletzt mehr der treue Freund als der Vater. Was er ihrer Jugend an Sonnenschein verschaffen konnte, das hatte er für sie gethan. Er hatte sie in die beste Schule der großen schlesischen Stadt geschickt, in der sie gewohnt hatten. Es war ihm bei seinem Gehalt als Gemeindebeamter nicht leicht geworden, die nötigen Ausgaben zu bestreiten.

Nach ihrer Konfirmation hatte sie auf ihren Wunsch das Seminar besuchen dürfen. Sie hatte keine besonderen Absichten dabei gehabt; es war vornehmlich der Wunsch gewesen, in dem gewohnten Kreis von Lehrern und Schülern zu bleiben; denn ihr Vater hatte nicht den geringsten Familienverkehr gepflegt, er war ein etwas verschlossener Mann gewesen; ernst, pflichttreu, nüchtern hatte er immer das Nächste und Praktische ins Auge gefaßt.

Er hatte den Adel abgelegt und sogar seinen Namen geändert. Nach dem Spieß, der aufrecht im linken Wappensfeld der Knees stand, hatte er sich Gerhard Spieß genannt.

„Was soll ich mit dem Adel,“ pflegte er zu sagen, „was soll ich zu der fremden Vetterchaft nach Norddeutschland reisen und vor der Ruine stehen und erkennen, wie stattlich meine Vorfahren einst gewohnt haben, und von der Düne in die fruchtbare Marsch hineinschauen, die meinem Vater einst gehört hat!“

Dieser Stellung gemäß, die er zu der Vergangenheit einnahm, war er selten zu bewegen gewesen, seiner Tochter von dem zu erzählen, was er von der Geschichte seines Geschlechts wußte. Es mochte auch nicht viel sein, denn sein Vater, Graf Hans, war bald nach den Befreiungskriegen,

kurz nachdem er sich verheiratet hatte, durch einen Sturz vom Pferde gestorben. Seine junge Witwe hatte zum zweitenmal geheiratet; sie war die Frau eines schlichten, bürgerlichen Beamten geworden. In bescheidenen, aber behaglichen Verhältnissen lebend, hatte sie sich um das verfallene Schloß im fernen Norden nicht gekümmert. Und der Sohn ebenso! Gerhard Spieß hatte ganz das Wesen seiner Mutter, gar nichts von seinem Vater, dem aufbrausenden kühnen Freiheitskämpfer, dem Grafen Hans. Aber die Enkelin dieses Grafen Kneese, die da jetzt aus der Fremde heimgekehrt ist, die hat — das war schon ihrem Vater aufgefallen — alles das, was dem Kneeschen Geschlecht eigentümlich ist: die volle, hohe Gestalt und das schmale, feine Gesicht mit den ein wenig stolzen und dennoch lieblichen Zügen. Ein Haarpfeil von altertümlichem Silber, welcher oben zwei ausgespannte kleine Mövenflügel bildet, ein Erbstück ihres Geschlechts, ist in das volle, blonde Haar gesteckt. Wenn sie spricht, leuchten die Augen auf, dann merkt man, daß ein kluger, rascher Geist in ihr wohnt; man merkt aber auch, daß es eine warme und reine Seele ist, die in diesen Augen sich widerspiegelt, wie ein reiner, heiterer Himmel in einem stillen, dunklen, tiefen See. Die Enkelin des Freiheitskämpfers hat auch das mutige, ehrliche Herz des Großvaters geerbt. Daß auch Leidenschaft und aufbrausender Troß in ihr schlummern, die beiden hervorstechenden Eigenschaften der Knees, das ahnt sie noch nicht, denn ihr Leben ist bisher ein gleichmäßiges und freundliches gewesen.

Nun war sie hierher gekommen. Warum? Was wollte sie? Von alten, stolzen Zeiten träumen, die ihrem Geschlecht beschieden gewesen? In der Ruine im Mondschein schwärmen? Nein, dazu wohnten zu klare Gedanken unter der schmalen

und weißen Stirn; sie wollte einmal aus den alten Verhältnissen heraus und dann, war es ein Wunder? Sie wollte die Heimat ihres Geschlechts sehen, sie wollte die Stelle kennen lernen, wo ihr Großvater gelebt hatte, von dem sie so wenig wußte und dessen junge, ritterliche Gestalt dennoch das traumhaft verschleierte Ideal ihres jungen, phantasiereichen Herzens war.

„Wohin gehen wir, Marg?“ sagte Frauke ungeduldig.

„Nach der Burg?“ fragte der Alte.

Frauke sah verlegen daren.

„Ich möchte wohl, Gertrud; du bist natürlich fürchtbar neugierig; aber weißt du, die Zeit bis zum Mittagessen ist zu kurz, und heut' nachmittag . . . ich wollte gern auf der Lisa ins Gehölz.“

Sie sah zu Boden.

„Mit Herrn von Hünze?“

Es war etwas in Gertruds Gesicht, was die Kleine veranlaßte, die Winkel der vollen Lippe bedenklich nach unten zu ziehen.

Der alte Marg Boff kam seinem Liebling zu Hilfe: „Wenn es Ihnen recht ist,“ sagte er, „besehen wir rasch Garten und Haus; nachher wird gearbeitet.“

„Das wollen wir, Boff.“

Und dann gingen sie in den Garten.

Es war eine eigentümliche Gartenkunst, die hier geübt war, freilich von der Natur aufs beste unterstützt. Wenn man an der weinbewachsenen Wand des Herrenhauses stand, bildete der Garten ein tiefe, gleichmäßige Mulde von bedeutender Größe. Der Boden derselben war eine einzige große Rasenfläche von gleichmäßiger Farbe, durch kiesbelegte saubere Steige und dunkle Lärchengruppen hier und da unterbrochen. Der Rand der Mulde aber,

welcher rings umher wohl etwa zwanzig Fuß sanft anstieg, war unten mit jungen, starken Ebeln, zwischen welchen halbrunde Nischen köstliche Sitzplätze boten, bestanden, während der obere Rand mit herrlichen, schlanken Buchen bepflanzt war, welche, durch die höher liegende Düne vor dem Seewind geschützt, starkes Wachstum zeigten. Rechts nach der See zu ragte über das helle Buchenlaub ein alter, grauer Turm, den eine eiserne, verrostete Wetterfahne krönte.

Gertruds Blick ruhte mit sinnender Freude auf dem lieblichen, schlichten Bild. Hier durfte sie sich ergehen, hier hatte sie ein Heimatrecht. Welch ein anderes Leben als in der engen Stadt! Es überkam sie ein Gefühl des Glücks, dem sie in einigen herzlichen Worten Ausdruck gab.

Die Kleine, ganz glücklich darüber, legte den Arm um die Freundin.

Da entdeckte Gertrud den Turm.

„Die Ruine?“ Sie sah fragend auf ihre Begleiter, eine lebhafteste Röte war in ihre Wangen gestiegen.

„Dort hat Graf Hans gewohnt,“ sagte der Alte.

Sie sah lange in Gedanken verloren hinüber. „Aber morgen gehen wir hin,“ sagte sie.

Das wurde abgemacht. . . . Sie gingen ins Haus zurück. Das Verandazimmer und der Saal zeigten bretterne, weißgestrichene Decken, welche von mächtigen alten, zum Teil sehr roh bearbeiteten Balken getragen wurden. Die Einrichtung war altertümlich, die Möbel meist in vernachlässigtem Zustand. Es fehlte die sorgende Hand, vielleicht noch etwas anderes, Geld. Das Ganze machte einen ärmlichen, ungemütlichen Eindruck. Vom Saal führte ein Zimmer durch die Breite des Hauses bis zum Wohnzimmer, in welchem der Hausherr seine Zeitung las und nicht gestört werden sollte. Die Expedition betrat durch die Saal-

thür den Hausflur und ging nunmehr in der Längslage des Hauses durch eine ganze Reihe von Zimmern, deren furchtbar dürftiges, entsetzlich ödes Aussehen die versunkene Herrlichkeit auch dieses Zweigs der Kneeschen Familie deutlich genug predigte. Zuletzt zwei große Zimmer.

„O, Trude, hier mußt du mal hineinschauen! Aber nimm dich in acht, daß deine schönen Augen nicht geblendet werden.“

Sie öffnete vorsichtig die schwer gehende, knarrende Thür. Gertrud that einen Ausruf des Erstaunens.

„Es ist ja stockfinster,“ sagte sie zurückweichend. Dann tastete sie mit den Händen vor sich hin.

„Schafwolle?!“

Auf Bop' vermittertem Gesicht stand heiße Verlegenheit.

„Der Herr will die Wolle nicht verkaufen, weil sie keinen hohen Preis hat,“ sagte er gedrückt. „Thorbeeken hat es ihm eingeredet. Es ist schöne Wolle von ungefähr fünfhundert Schafen. Da wird sie nun seit Jahren aufgespeichert, zwei Stuben voll bis zur Decke.“

Gertrud schloß, ohne ein Wort zu sagen, die Thür.

„Hier wohnt Onkel Hinze,“ sagte Frauke, die vorausgegangen war. „Wollen wir hinein?“ Und sie stand schon mitten im Zimmer, als verstände sich das von selbst.

Es war ein niedriges, ziemlich großes Gemach, dessen grober Fußboden sich nach der Außenwand hin allmählich senkte. Allerlei fremdländische Gegenstände, die auf Jagd und Pferde Bezug hatten, lagen auf den einfach polierten Tischen oder hingen an den Wänden, welche mit einer alten, rauchgeschwärzten Tapete bedeckt waren. Eine schwere Luft, welche nach Tabak und Spirituosen roch, erfüllte den unordentlichen Raum. Auf dem Schreibtisch lagen Papiere, Zeitungen, Flaschenhüllen, Rechnungen bunt durcheinander.

„Da liegt wieder das Neue Testament aufgeschlagen,“ sagte Frauke und griff nach dem alten, zerlesenen Buch. „Johannes vierzehn,“ sagte sie, hineinschend.

Marg Böß schüttelte den Kopf. „Das verstehe ich nicht,“ sagte er, „dieser Mann und das Neue Testament? Und das Buch liegt häufig da.“

„Wir können nicht in die Seele sehen,“ sagte Gertrud weich.

Frauke hatte die erste Seite aufgeschlagen.

„Da steht kein Name darin, nur G. S., furchtbar altmodische Schrift!“

„Dort wird die sogenannte Buchführung besorgt,“ sagte der Alte bitter, auf den Schreibtisch deutend. Er war neben Gertrud in der geöffneten Thür stehen geblieben.

„D,“ sagte Frauke, die an den Schreibtisch herangetreten war, „sieh doch, hier liegen Photographieen,“ und sie kam mit einer Hand voll und fing an, sie zu zeigen.

Über Gertruds Gesicht schoß ein glühendes Rot.

„Frauke! Hast du denn keine Augen? Leg sie wieder hin,“ sagte sie barsch.

Frauke ging langsam zurück und legte mit einem scheuen Blick die Photographieen wieder auf den Tisch. Auf ihren Wangen lag brennende Scham.

Gertrud warf einen bekümmerten Blick auf den Alten.

Marg Böß zuckte traurig die Achseln und sah hilflos vor sich hin; dann sagte er leise:

„Ich habe Sie gebeten, sich der Kleinen anzunehmen.“

Als sie sich umwandten, um weiter zu gehen, hatte Frauke sie verlassen, am Ende des Korridors hörten sie noch ihren scheuen, raschen Schritt und einen Ton, wie wenn ein Kind bitter aufschluchzt.

Als Gertrud und Böß durch eine Seitenthür aus dem

Hause traten, fuhr ein kleines, einfaches Ponyfuhrwerk, das offenbar vor der Treppe gehalten hatte, an ihnen vorüber. Eine kleine, runde Dame von etwas über fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, klugen Gesicht, kutscherte mit sicherer Hand und grüßte im Vorbeifahren mit eifrigem Kopfnicken.

„Die Frau vom Mönchshof,“ sagte Bos. „Sie hat mit dem Herrn wegen Christian gesprochen und es wahrscheinlich durchgesetzt, daß er zu uns kommt. Aber Hinge wird versuchen, den Herrn umzustimmen.“

„Sie halten es für wertvoll, wenn Herr Möller zu uns käme, und Sie sind überzeugt, daß er ernst und tüchtig ist?“

„Das ist er. Ein fixer Mensch!“

„Fraulein lobt ihn weniger,“ sagte Gertrud lächelnd. Der Alte räusperte sich.

„Dummes Zeug von Fraulein, nichts als Einbildung! Wissen Sie, Fräulein Gertrud, was ich meine?“

Gertrud sah ihn erwartungsvoll an.

„Wir müssen den hübschen, braunen Kopf Christian Möllers neben das abgebrannte Prairiegesicht von Hinge stellen; dann sollen Sie ein Wunder erleben. Das meine ich.“

Gertrud machte dem Alten eine spaßhafte Verbeugung.

„Recht gesehen, Herr Verbündeter! Versuchen wir unser Bestes!“

Sie standen vor mehreren großen Scheunen von beträchtlicher Länge. „Hier ist Hinges Alleinherrschaft,“ sagte der Alte.

Es sah wüst aus; Ackergerät, Dünger und Strohhaufen, Holzberge lagen wirt durcheinander. Das Fachwerk der Scheunen hatte seit vielen Jahren keinen Anstrich bekommen. Die Mauern waren nicht gefugt, die Strohdächer zeigten mächtige Löcher.

„Die paar Tiere, die wir noch haben,“ sagte der Alte, „sind auf dem Wischland. Es können wohl fünfzig Kühe sein und ebenso viel Jungvieh und sechzig Kälber. Wir grasen die Tiere nicht fett, dazu ist das Land nicht stark genug, sondern wir treiben Aufzucht. Außerdem haben wir noch etwa zwanzig Pferde, mit zwölf Fohlen, die im leidlichen Stand sind, weil der Herr hierfür noch einiges Interesse hat und sich die Tiere zuweilen am Fenster vorbeiführen läßt. Auf den Kornfeldern sieht es elend aus. Jetzt soll auch noch der beste Theil des Ackerbodens, die sechzig Morgen, die bei Westdorf liegen, an Thorbecken verpachtet werden; ich weiß nicht, auf wie viele Jahre. Damit wird der wertvollste Ertrag des Gutes verschenkt, und wir werden beständig in Geldnot sein.“

„Was läßt sich dabei machen, Voss?“ fragte Gertrud bekümmert.

„Ach, liebes Fräulein! Der Herr bilbet sich nun einmal ein, die frische Luft nicht vertragen zu können; er behauptet, sie schlägt ihm auf die Kopfwunde! Und dann diesen Schlaftrunk, den ihm Hünze jeden Abend aus allerlei fremdländischen Likören, Rognak und dergleichen Zeug zusammenrührt. Da sitzen sie dann stundenlang bei einander. Der Herr erzählt seine wahren Erlebnisse von vierundsechzig, sechsundsechzig und siebzig. Er war nämlich als sehr junger Mann schon bei den Preußen eingetreten — und Hünze erzählt seine erlogenen Erlebnisse aus den Indianerkämpfen, die er mitgemacht haben will. — Natürlich alles Lug und Trug, was der Mann denkt, sagt und thut! Es ist sein Beruf, Fräulein Gertrud; er scheint dazu geboren. Er kann nicht anders, als windbeuteln. — Der Mann ist sonst gar nicht so übel! Aber weil er seine Existenz hier auf lauter Lug und Trug aufgebaut hat . . . na . . . so weiß er eben

gar nicht mehr, was wahr und was erlogen ist. . . . Ich möchte mal wissen, wo er den Baron her hat.“

„Aber Woß!“

„Na, bei dem ist alles möglich.“

„Wir wollen gute Freundschaft halten, lieber Woß,“ sagte Gertrud, indem sie ihre Hand tröstend auf den Arm des Alten legte.

Um sieben Uhr saßen die vier Hausgenossen um das Abendbrot.

Herr von Kneze sprach in seiner freundlichen, ungeschliffenen Weise mit Gertrud, ob sie sich in seinem Hause wohlfünde, wie der Garten ihr gefiele, ob sie schon alles in Augenschein genommen hätte. Frau Siemens wollte dem Hausherrn den Thee präsentieren.

Aus Gertruds Augen flog ein Blitz zu Frauke hinüber, die dicht an Hinzes Seite saß und angelegentlich mit ihm über Lisa und über verschiedene Hunderassen redete. Sie fing jetzt mit besonderem Eifer an zu erzählen, ihre kleine, braune Hand lag auf seinem Arm.

„Frauke, bitte!“

Run mußte Frauke doch in die gefürchteten Augen sehen.

Aber diese Augen waren nicht, wie der Troßkopf fürchtete, auf sie gerichtet; sie ruhten mit einem herzlichen Mitleid auf dem Hausherrn, der gebeugt und bedrückt neben ihr saß und eben wieder die blasse, magere Hand mit einem schmerzhaften Zucken auf die Seidenbinde legte. Gertrud legte ihre weiche, kräftige Hand leise auf seinen Arm.

„Hast du Schmerzen, lieber Onkel?“

Der Invalide wandte seinen Kopf mit einem Ausdruck der Verwunderung langsam zu der Sprechenden. Als er

in diese freundlichen Augen sah, zog ein Schimmer über sein tränkliches Gesicht.

„Es ist nervös, liebe Trude,“ und er legte, wie um seinen Dank für die ungewohnte Teilnahme auszudrücken, seine Hand auf die ihre und streichelte sie.

Fraukes Augen starrten über den Tisch hin groß und verwundert auf die Beiden. Dann legte sich ein ernster, nachdenklicher Ausdruck auf das junge Gesicht, eine jähe Röte stieg langsam über Wangen und Stirn. Da kam wie ein Blitz die Erkenntnis über sie; da sah sie ihren Vater zum erstenmal mit sehenden Augen.

Zögernd, mit zuckendem Mund, einem hilflosen Ausdruck im Gesicht, nahm sie der erstaunten Frau Siemens das kirkende Kaffeebrett aus der Hand und trat an das Sofa.

Aber ihr von einer heftigen Erregung erschütterter Körper konnte den einfachen Dienst nicht leisten; Gertrud nahm ihr das schwankende Tablett aus der zitternden Hand.

„Was ist dir, Kind?“

Frauke war vor ihrem Vater niedergefunken und hatte ihr thränenüberströmtes Gesicht auf seine Kniee gelegt. Seine schmale Hand strich zum erstenmal nach langen Jahren liebevoll über ihre hellen Locken. Dabei sah er verlegen auf Gertrud.

„Was ist dem Kind, Gertrud?“

„Laß nur, Dunkel,“ sagte sie und sah ihn mit einer stummen Bitte um Verständnis an.

„Steh' auf, Frauke,“ sagte sie sanft.

Die Kleine erhob sich, sah scheu in die freundlichen, dunklen Augen Gertruds, warf die Arme um ihren Nacken und küßte ihr stürmisch Augen und Wangen:

„Du hast so schrecklich häßliche Augen, Schulmeister,“ flüsterte sie leise.

„Und jetzt setzt du dich wieder hin und bist ein vernünftiges Kind . . .“

* * *

Nach dem Abendbrot fragte Gertrud, ob sie und Frauke bleiben dürften, es wäre so gemüthlich unter dem Schein der Hängelampe.

Woz, der am Pfeisenständer saß, richtete seine gebeugte Gestalt auf und sah voll ängstlicher Frage auf den Hausherrn und auf Hinge.

Herr von Knee warf einen verlegenen Blick auf den Baron.

„Ja, Kind,“ sagte er zögernd, „wenn es euch nur nicht langweilig wird. Frauke wird diese Stille wohl kaum aushalten!“

Die Worte klangen sehr nach einer Absage, wenn auch einer freundlichen. Gertrud ließ sich aber nicht abweisen.

„Sind wir Mädchen denn so dumm, Onkel, daß wir nicht einmal zuhören können, wenn Männer reden? Sieh mal, — Frauke nimmt eine Arbeit zur Hand, ich ebenso, und wenn du dann durchs Zimmer schaust, dann fällt dein Blick auf unsere beiden schmucken Gesichter.“ Sie lachte. „Ich mache dir auch deinen Abendtrunk mit eigener Hand, ich, die Gräfin Knee!“

„Ah,“ sagte Frauke verwundert, — „das kannst du nicht. Das versteht nur Onkel Hinge. Dieser berühmte Trunk wird wenigstens aus sieben Theilen zusammengesetzt. Onkel Hinge hat ihn von einem Siourghäuptling oder von dessen Großmutter. Nicht, Onkel Hinge?“

Der kleine Baron befand sich in peinlicher Lage. Woz preßte in lebhafter Erwartung die Lippen fest aufeinander. „Ja,“ sagte Hinge endlich, „sieben Teile. Es ist mehr eine

Medizin; Herr von Kneze kann wegen seiner Kopfschmerzen nicht schlafen.“

Gertrud sah ruhig auf den unsichern Mann.

„Ihre Medizin in Ehren, Herr Baron,“ sagte sie. „Wenn aber dieser Schlaftrunk nicht von einem Arzt verordnet ist, so wird mein Onkel nichts dagegen haben, wenn ich auch einmal ein Hausmittel versuche. Ich wurde in unserem Seminar das Hausdoctörchen genannt, und Sie wissen, daß nervöser Kopfschmerz vornehmlich eine Damenkrankheit ist. Wenn mein Mittel während einer Woche nicht hilft, lege ich meine Praxis wieder in die Hände des Doktor Hünze.“ Sie machte dem kleinen Mann eine stumme Verbeugung.

Der Invalide nickte. Hünze nagte an seiner Unterlippe und lächelte pflichtschuldigst. Boß konnte seine Freude kaum unterdrücken; es arbeitete mächtig in seinem Gesicht, und er sah zu Gertrud hinüber, bis ihre Augen ihn trafen; da nickte er ihr zu.

„Willst du Onkel Hünze nicht auch einen Schlaftrunk machen, Trude?“

Frauke sagte es möglichst ernst: „Dreiviertel Rum, einviertel Portwein und sechs Stück Zucker in einem Bierglas umzurühren!“ Sie sah zu Boß hinüber.

Als sie aber dessen tiefernstes und doch strahlendes Gesicht sah, legte sie die Hand rasch auf den Mund, schwieg still und wunderte sich gründlich über alles das, was sie heute Unerwartetes erlebte.

Unterdessen war Boß aufgestanden und setzte die gewohnte Portweinflasche auf den Tisch. Der Baron goß sich ein Glas ein und hatte dabei die dunkle Erkenntnis, daß er heute abend höchstens eine halbe Flasche trinken dürfe; er tröstete sich mit dem Inhalt seines Schreibtisches, er wollte

sich schon schadlos halten. Aber das Übrige? Seine ganze Stellung?

Er sah mit einem beobachtenden Ausdruck zu Gertrud hinüber; es stieg wie eine Ahnung in ihm auf, daß seine behagliche Alleinherrschaft in diesem Hause zu Ende gehen könnte.

Aber Baron Hünze ist kein schwerblütiger Mann. Er hat sich in seinem Leben schon aus verschiedenen üblen Situationen gerettet. Um seine schmalen Lippen spielt schon wieder ein sicheres Lächeln und seine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf dem glänzenden Scheitel Gertruds, die, tief über die Arbeit gebeugt, in einem alten, hochlehnigen Stuhl ihm schräg gegenüber saß. Frauke, die ihr Gleichgewicht wieder erhalten und der ungewohnten stillen Situation gründlich müde war — sonst hatte sie in dieser Zeit in der Küche mit den Mädchen oder mit dem alten Boß vor der Hausthür geplaudert —, versuchte, mit Hünze anzubinden.

„Warum rauchst du nicht, Onkel Hünze?“

Er hatte gar kein Auge für Frauke von Kneese.

„Willst du gefälligst hören,“ sagte sie, ihn anstoßend. Sie stockte und warf einen scheuen Blick auf Gertrud. Aber diese schien in Gedanken.

„Wenn Fräulein Gertrud mir freundlichst eine Cigarre gestattet?“

„Ich habe nichts zu gestatten,“ sagte Gertrud kühl, ohne aufzusehen. Frauke sah staunend von einem zum andern. Waren die aber höflich miteinander.

„Was machst du da?“ sagte von Kneese, der es sich mit einer gewissen ungewohnten Gemüthlichkeit in der Sofaecke bequem gemacht hatte, und sah über die Abendzeitung weg zu Trude hinüber.

„In deinem Schlafrock war eine Naht aufgelaufen, Onkel. Frauke, gib mir, bitte, das Knäuel dort,“ fuhr sie fort, um weiteren Fragen zu entgehen.

Herrn von Knees Augen ruhten auf der jungen, blühenden Gestalt in dem altmodischen Lehnstuhl. Ein Gefühl von Behaglichkeit, wie er es lange Jahre nicht gekannt, bemächtigte sich seiner. Er nickte zufrieden mit dem Kopf, blickte seine kleine Tochter, die wieder ganz erstaunt darenin sah, freundlich an und vertiefte sich wieder in seine Lektüre.

Gegen neun Uhr machte Gertrud mit Hilfe von Boß, der mehreremal verschmizt lächelte, einen stattlichen Schlaftrunk zurecht, der dem Hausherrn nach seiner freundlichen Versicherung gut mundete und langsam ausgetrunken ward. Als Diät wurde dabei gegeben: Um neuneinhalb Uhr zu Bett.

Frauke küßte ihren Vater herzlich auf den Mund, sah sich scheu nach Gertrud um, strich ihm dann mehreremal rasch mit ihrer kleinen, weichen Hand über die Wangen und legte ihren Kopf gegen seine Schulter. Onkel Hünze bekam einen verlegenen Gruß, Boß einen kräftigen Handschlag.

Dann ging man auseinander.

Als die beiden Mädchen die dunkle, altertümliche, breite Treppe hinauftasteten, brach Frauke das Schweigen.

„Wie gefällt er dir? Ist er nicht schön?“

„Liebe Frauke,“ sagte Gertrud und legte den Arm um die Hüfte ihrer Begleiterin. „Er hat einen schönen Anzug!“

„Ach!“

„Er hat sehr schöne Kämme und Bürsten!“

„Du willst wieder schulmeistern. Warum warst du so unfreundlich gegen ihn?“

Gertrud wurde rot: „Weil er mich so unverschämt anstarrte.“

„Warum that er das wohl? Sonst sieht er mich immer an und spricht gewissermaßen nur für mich. Ich nehme ihm das krumm und bin entschlossen, morgen sehr unfreundlich gegen ihn zu sein.“

Sie traten in ihr gemeinsames Schlafgemach, ein einfenstriges Zimmer von ziemlicher Tiefe, links und rechts stand je ein Bett und ein Waschtisch mit Spiegel. Ein Ofen war nicht vorhanden. Die helle, freundliche Tapete war wohl für den Besuch erneuert worden. Die vier Stühle an den Betten waren mit zierlichem bunten Kattun überzogen.

Gertrud glaubte, die ärgerliche Stimmung der Kleinen benutzen zu müssen:

„Frauke,“ sagte sie, „weil du deinen Papa heute abend so hübsch bedient hast und ihm die Wangen gestreichelt hast, wie es sich schickt . . .“

Frauke legte den blonden Kopf an die Brust der Freundin: „Aber freundlich, Schulmeister,“ sagte sie mit unsicherer Stimme.

„So darfst du mir heute abend wieder etwas versprechen.“

„Wie gnädig!“ Sie löste sich von Gertrud und wandte sich zu ihrem Waschtisch.

„Frauke von Knee wird die Menschen in Zukunft nicht mehr nach ihren hellgrauen Anzügen und nach ihren Bürsten und Kämmen taxieren, sondern nach ihrer Ehrlichkeit und ihrem Mut. Sonst würde die kleine schlesische Schulmeisterin von Frauke von Knee in Bälde verachtet werden; denn besagte Gertrud von Knee wird es nicht lange verbergen können, daß sie nur ein Wollkleid, ein schwarzes

Kleid und zwei sehr einfache Musselinkleider hat. Kämme hat sie überhaupt nur diesen und Bürsten nur die eine, mit der sie jetzt eben ihr Nigenhaar für die Nacht ordnet.“

„Du, Trude, so siehst du wirklich zum Bangemachen aus.“

Frauke hatte sich zu ihr gewandt, auch sie jetzt in losem Haar. Gertrud lachte: „Ein feines Kompliment.“

„Schön bist du! Aber jetzt siehst du zu wild aus; ich möchte dir abends nicht in der Allee begegnen . . . Die Haarsträhnen sehen aus wie Schlangen, die sich um die Stirn und auf der Schulter bäumen. Und deine Augen funkeln in der Dunkelheit. So muß Trude Groode ausgesehen haben!“

„Trude Groode? Was ist das?“

„Das soll Marg Voss dir erzählen, der kann es, sage ich dir. Es ist eine feine Geschichte, nur ein bißchen . . . Trude Groode ist deine Ahnfrau.“

„Werd' nicht poetisch, Frauke! . . . Höre jetzt zu.“

Gertrud legte sich ins Bett.

„Das zweite Versprechen . . .“

„Das ist nun wieder eine ganz andere Sache. Ich fürchte, was nun kommt, ist nicht poetisch,“ sagte Frauke gehetzt.

„Ruhig! . . . Frauke Kneee und Gertrud Kneee und Marg Voss . . .“

„Ein nettes Kleeblatt!“ seufzte Frauke und nestelte mühsam an einem widerspenstigen Knoten.

„. . . Verschwören sich in aller Stille und Heimlichkeit . . .“

„Onkel Hünge zu vergiften!“

„Er ist das Gift nicht wert!“

„Gertrud!“

„Warum fällst du mir in die Rede?“

„Nein,“ sagte Gertrud. Sie hatte den Oberkörper erhoben, den feinen Kopf in die aufgestützte Hand gelegt und sah mit leuchtenden Augen zu Frauke auf, die an ihrem Bett stand . . . : „Weißt du, wozu wir uns verbinden wollen? Wir wollen es durchsetzen, daß dein Vater mit uns zur Ruine geht!“

Frauke von Knee ließ vor Schrecken den Knoten fallen, den sie eben mit den spitzen Zähnen bearbeitete:

„Ich schenke dir Lisa!“ rief sie. „Und den Christian Möller dazu, wenn du das fertig bringst!“

Sie setzte sich auf den Bettrand und starrte voll Bewunderung auf Gertrud.

„Nach' nicht ein so fürchtbar einfältiges Gesicht, Kind,“ mahnte Gertrud mütterlich. „Der Vorschlag mit der Lisa ist aber gar nicht so übel. Wenn wir durchsetzen, was ich gesagt habe, versprichst du mir, nie mehr zu reiten. Gilt es?“

„Na ja, denn man zu!“

„Den Christian Möller sollst du aber für dich behalten.“

„Den? . . . den kannst du umsonst kriegen, mit Rußhand, Trude.“

„Na, wollen sehen!“

„Aber du setzt das nicht durch, Trude! Das nicht! Niemals! Eher fällt der Mond in den Turm hinein und geht da auf die Gulenjagd! Vater hat seit sieben Jahren keinen Schritt aus der Stubenthür gethan. Dunkel Hünze sagt, sein Leiden sei unheilbar.“

Gertrud zuckt mit der weißen Schulter: „Wo hat Hünze sein Patent?“

Frauke arbeitet in stummem Erstaunen an ihrem

Knoten. Sie hat jetzt ihr großes Taschenmesser zu Hilfe genommen. Aber es will nicht glücken. Gertrud hat sich wieder hingelegt. Die Hände unter dem Kopf, scheint sie mit wachen Augen zu träumen. Es ist so ihre Gewohnheit.

„Was machst du da, Kind?“

„O . . . der dumme Knoten ist jetzt aufgegangen . . .“

„Frauke . . . von . . . Knee . . . lügt!“

Einen Augenblick Stille.

Frauke legt sich trotzig ins Bett und zieht die Decke bis über die Ohren hinauf. Als ihr sofort zu warm wird, fällt sie ins andere Extrem und legt den ganzen Oberkörper bloß.

„Wenn ich gelogen hätte“ — das „ich“ stark betont — „könnte ich die ganze Nacht nicht schlafen.“

Gertruds Stimme klingt nicht mahnend, sondern mehr aus dem Fonds eines guten Gewissens heraus.

Frauke von Knee denkt energisch nach. Sie denkt bei sich, du wirst sehr gut schlafen können. O ja! aber . . . hm!

Weil sie noch gar nicht müde ist . . . Und dann das Friedenschlafen! Nichts Schöneres! Es ist nicht wegen des Lügens! Sie wirft die Decke energisch weg und tappt nach dem anderen Bett hinüber.

„Wachst du noch, Trude?“

„Was willst du?“

„Ich habe den Knoten mit dem Messer durchgeschnitten.“

„Du hast gelogen!“

Das Klang sehr ernst und fuhr der Kleinen tief in das weiche Herz. Sie setzte sich auf den Bettrand, beugte sich über die Liegende und that unter stürmischer Zärtlichkeit Buße.

Wieder zu Bett geschickt, da ihr schon wieder ein wenig leid that, daß sie immer unterliegen mußte:

„Trude, schläfst du?“

„Nein.“

„Schön ist er doch!“

„Meinetwegen! Aber Frauke von Kree wird ihn nie wieder küssen. Schluß!“

„Schulmeister?“

Es klingt schon halb wie im Schlaf gesprochen.



Mehrere Tage hindurch fühlte Herr von Kree sich nicht ganz wohl; man sah es seinen trüben Augen an, daß seine Aussage, schlechte Nächte gehabt zu haben, auf Wahrheit beruhte. Gertrud beschloß unter diesen Umständen, den geplanten Sturm auf den Dinkel auf einen andern Tag zu verschieben. Einstweilen beobachtete sie und versuchte klarer in die verworrenen Verhältnisse hineinzusehen. Am dritten Tage hatte sich das Befinden des Hausherrn gebessert; er sah beim Morgenkaffee wohler aus als lange und begrüßte Gertrud mit besonderer Freundlichkeit. Als sie nach Frauke fragte, erzählte er, sie wäre schon am frühen Morgen mit Hingz nach den Weiden geritten, wo das Jungvieh grasete.

„Die Kleine hat sich wohl fortgeschlichen, um dich nicht zu stören,“ meinte er in seiner sorglosen, nachlässigen Weise.

Sie saßen eine Zeitlang in spärlicher Unterhaltung einander gegenüber. Gertrud war tief bedrückt. Wenn sie bisher aber nicht den Mut gefunden, mit ihrem Dinkel offen zu reden, dieser einsame Morgenritt Fraukes mit dem frivolsten Mann mußte ihr die Lippen öffnen. Freilich, ihr klopfte das Herz! Wenn sie vielleicht ein Recht hatte, sich um Frauke zu kümmern, durfte sie sich in die rein geschäftlichen An-

gelegenheiten ihres Onkels mischen? Ja, mehr noch, durfte sie ihren Onkel aus der Ruhe aufscheuchen, in welcher er sich so behaglich zu fühlen schien? Sie sah mit unsicheren Augen zu dem Mann hinüber, der vor ihr saß.

Aber wenn sie nun nicht rebete? Würde dann nicht ihr Gewissen sie schlagen und sie fragen: Du Gertrud Knee, dein Onkel war krank und sein Kind noch unmündig, aber du, Gertrud Knee, du hattest helle Augen und einen klaren Sinn, und du warst gewarnt. Wer sandte dich wohl zur rechten Zeit in deine liebe Heimat? Wer that es? Und warum sandte er dich? Was kannst du darauf antworten, Gertrud Knee?

Eine gewaltige Angst schnürte ihr die Kehle zu, sie fühlte, wie es ihr heiß und voll in die Augen stieg.

„Onkel!“ Sie erschrad über ihre eigene Stimme, so bebte sie: „Sag mir, bitte, Onkel, wie stehst du zu Thorbeeken?“

Der Invalide sah unruhig auf, der Ton der sonst so weichen Stimme und noch mehr der gespannte Blick machten ihn unruhig.

„Woß sagte mir . . . er mache Geschäfte mit dir . . . Ich — ich mag ihn gar nicht! Gar nicht! Onkel . . . das muß ich dir ehrlich sagen — und ich wundere mich . . .“

Der Invalide sah jetzt wirklich erstaunt in das erregte junge Gesicht.

„Du hast ihn gesehen?“

„Ja, Onkel, roh und . . . betrunken!“

„Hast . . . du das . . . das wirklich gesehen?“

„Jeder Irrtum ist ausgeschlossen!“

Von Knee ließ den Kopf sinken und sah bekümmert vor sich hin; dann sagte er leise und zweifelnd:

„Ich habe es nicht glauben wollen.“

„Dem alten Woß auch nicht?“

„Ach, der hat nun einmal etwas gegen Thorbeeken. Ein alter Aberglaube, von seiner Mutter her, glaube ich.“

Gertrud schüttelte den Kopf: „Du irrst dich, Onkel! Boß hat recht, wenn er sagt, daß Thorbeeken aussieht wie das schlechte Gewissen.“

„Boß ist gegen ihn eingenommen.“

„Boß ist für dich eingenommen, Onkel. Kurz gesagt, er fürchtet, daß du von Thorbeeken und Hünze hintergangen wirst.“

Der Invalide kam seit langen Jahren zum erstenmal aus seiner gewohnten Ruhe. Je stärker und nachdrücklicher die Bevormundung von der andern Seite gewesen war, um so mehr sträubte sich seine eingeschläferete Seele gegen das Wachwerden. Nach der einen Seite so unmännlich und vertrauensselig, spürte er eine gewisse Neigung, nach der anderen Seite mißtrauisch, ja auffahrend zu sein.

In seinen Augen stand helle Erregung, doch nicht lange. Als er in die leuchtenden Augen sah, die so herzlich bittend und bange in den seinen ruhten, konnte er der Sprechenden nicht böse werden. Er warf seinen Groll auf den alten Diener.

„Der alte Boß hat dich bange gemacht, hat dich ganz verängstigt, Kind!“

„Ist der alte Boß ein Mensch, der leicht bange wird, Onkel? Hat er das bei Mars la Tour gezeigt? Hat er dir nicht dreißig Jahre treu gedient? Hat Boß irgend einen Vorteil davon, wenn er dir Thorbeeken verdächtigt? . . . Sieh, Onkel . . .“ sie rückte ihren Stuhl näher an den Tisch heran und legte ihre Hand sanft auf den Arm des Invaliden — „Thorbeeken hat mich freilich beleidigt . . .“

„Hat er das, Kind?“ Es klang traurig und weich.

Gertrud erzählte den Hergang im Mönchshof.

„Ich will ihn zur Rede stellen, Kind, sei überzeugt!“

„Ich hab's schon besorgt, Onkel. Das ist so meine Weise. Auch Boß hat ihm bedenklich zugesetzt. Er war uns entschieden nicht gewachsen.“

Dann besann sie sich auf den Anfang ihres Gedankengangs.

„Ich wollte sagen, Onkel, daß ich vielleicht Ursache hätte, gegen Thorbeeken erbittert zu sein, aber was hat Hinge mir gethan? Aber der . . . Onkel, der . . . lügt ja, Onkel! Er lügt dir gerade ins Gesicht . . . Alles, was er sagt, ist erlogen. Warum war er alle diese Tage so schweigsam, und warum war das so langweilig, was er sagte? Weil er nicht wagte, mich anzulügen, wie euch!“

Es war viel, was Gertrud diesen Augenblick wagte. Sie war kaum eine Woche im Haus, und sie wagte es, einen Mann aus seiner Ruhe zu reißen, dem Ruhe und Geistessträgheit das größte Vergnügen war; aber der leichten, warmen Hand, die so weich auf der Hand des Invaliden lag, glückte es, die dumpfe Erregung zu dämpfen, die vielleicht sonst in einem furchtbaren nervösen Anfall sich geäußert hätte.

„Gertrud, Kind!“ stöhnte er . . . „wem soll ich denn in aller Welt glauben?“

Gertrud knee setzte sich schweratmend wieder hin: „Wem du trauen sollst?“ Sie legte die gefalteten Hände auf den Tisch und sagte feierlich:

„Dir selbst, Onkel!“

Merkte der Mann den furchtbaren Vorwurf der Schwäche, der in dem kurzen Wort lag? Es schien nicht so, es zeigte sich nur ein jähes Erstaunen in seinen Augen.

„Ja, Gertrud, könnte ich selbst auf den Platz kommen! Aber so? Ans Zimmer gefesselt?“

„Weißt du, Onkel, daß das Dach des großen Stroh-

schuppens vollständig undicht ist, ganz zerrissen vom Sturm im vorigen Herbst?"

„Ich glaube, ich habe Hünze einen Betrag angewiesen. Ich meine auch Rechnungen . . . gesehen zu haben . . .“ er stochte zweifelnd und nun — wahrhaftig . . . jetzt . . . flog brennende Scham über sein blaßes Gesicht . . . „Ich habe keine Quittung gesehen; man darf ja nicht so mißtrauisch sein.“

„Und weißt du, daß Hünze noch keine Hand angelegt hat, die Viehställe reinigen zu lassen?"

Von Kneee fing an, sich unter dem Blick dieser bitterernsten Mädchenaugen zu winden.

„Man redet darüber, Dunkel, du bist in der Leute Mund . . . Man spricht in der Landschaft von der Kneeschon Wirtschaft!"

Wieder flackerte das Rot der Erregung und der Scham:

„Ich kann ja nicht selbst nachsehen, einen Kranken betragen . . .“ Es schluchzte etwas in seinem Herzen, daß die leise, mutlose Stimme davon erbehte. Die Augen unter der schwarzen Binde sahen mit einer rührenden Bitte um Hilfe in die klaren Mädchenaugen. In diesen schoß es jetzt auf wie ein heißer Wunsch:

„Dunkel, . . . du weißt, ich war noch nicht in der Ruine.“

„Warum nicht, Kind?"

„Ich will es dir sagen . . . Weil ich nur unter einer Bedingung gehe! Daß du mich begleitest! Es ist deine Ritterpflicht. Du bist der letzte der Kneee. Du mußt die Stammburg zeigen . . . sonst will ich sie überhaupt nicht sehen. Bitte!" Sie hielt ihrem Dunkel die geöffnete Hand hin.

Da vergaß der Invalide seine Schwäche, seine Wunde und den grimmigen Schmerz, der eben seine Seele zermühlte.

Wenn die Knees an eine Ritterpflicht gemahnt wurden, da waren sie noch immer aufgesprungen, da hatte noch immer ihr Auge geleuchtet, da hatten sie auf Leib und Leben, auf Geld und Gut nicht geachtet.

Es zuckte ein feines, gewinnendes Lächeln um die tiefen Falten seines Mundes. Gertrud konnte stolz auf den Erfolg ihrer Worte sein. So hatte Herr von Knee seit zehn Jahren nicht gelächelt. Mit diesem sonnigen Zug um den Mund hatte er sich einst in das Herz seines jungen Weibes hineingelächelt.

„Wenn eine schöne Dame und noch dazu die letzte Gräfin Knee von mir altem Invaliden Ritterdienste verlangt, dann bin ich zur Stelle!“ Und er legte seine magere Hand in die dargebotene.

Da sprang das schöne Kind auf in heller Erregung ihres glänzenden Sieges, setzte sich neben von Knee aufs Sofa, legte ihren blonden Kopf an seine Schultern und fing mit schelmischen, feuchten Augen an, von der Zukunft zu reden, von ihren kleinen und großen Plänen. Und an weicher, warmer Hand führte sie den Träumenden in die Wirklichkeit . . . Durch das Fenster drang der Schall von Pferdetrab in das Gemach. Gertrud erhob sich und trat vor die Hausthür.

Ihr war so leicht und froh ums Herz, daß sie hätte singen und jubeln mögen; das Gefühl, eine große Arbeit glücklich vollendet zu haben, ließ sie ihren jungen, stolzen Körper hoch aufrichten, machte ihre Augen leuchten.

Durch Hinzes Gestalt ging ein Ruck, wie er sie da so stolz auf der Schwelle stehen sah; der braune, stattliche Wallach wurde unruhig und bäumte sich; es war dem Reiter, als wenn die klaren Augen, die so ruhig und sicher

auf ihm ruhten, sagten: Ich sehe es deutlich, du spielst nicht allein bodenlos leichtsinnig, du spielst . . . falsch.

Unterdes hat Frauke mit etwas unsicherem Blick, daß Gertrud mit nach dem Reitstall käme. Diese willigte ein.

Der große Raum, mit kurzem Stroh belegt, der zugleich als Wagenremise diente und dessen Decke von vier eisernen Pfeilern getragen wurde, konnte zur Not als Reithahn dienen.

Bald tummelten sich Frauke und der Baron Seite an Seite die Bahn entlang. Gertrud hatte sich in die Mitte gestellt und sah mit geteilten Gefühlen auf die beiden elastischen Gestalten; sie paßten zu einander; es war Gertrud bisher nicht aufgefallen; aber so, beide beritten, dicht nebeneinander . . . Aber hatten sie nicht auch im Charakter eine gewisse Ähnlichkeit? Woher kam sonst diese intime Freundschaft? Es überlief Gertrud heiß. Sie klagte sich an, daß sie ihren Onkel nicht auf das Unpassende und Gefährliche dieses Verkehrs aufmerksam gemacht hatte . . . aber sie sagte sich zugleich wieder, daß diese zarte Gelegenheit allein in ihre Hand gelegt sei, und sie nahm sich vor, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um noch deutlicher mit Frauke zu reden, als sie bisher gethan hatte.

Die beiden Reiter stiegen ab und übergaben die dampfenden Pferde dem herbeieilenden Knecht.

Als die beiden Mädchen — Hünze traf im Stall noch einige Anordnungen — nach dem Wohnhaus hinübergingen, lag es Gertrud so schwer auf der Seele, daß sie beschloß, sofort zur Sprache zu bringen, was sie bedrückte.

„Warum rittest du mit Hünze fort, ohne mich zu benachrichtigen?“

„Du schlieffst noch.“

„Du hattest gestern abend schon beschlossen, heute morgen auszureiten.“

Die Kleine schwieg.

„Was wollte Hünze von dir, Frauke? Ich sah, daß er dir etwas ins Ohr flüsterte . . .“

Die Kleine ließ den Kopf sinken und schwieg.

„Frauke?“

„Ich müßte in Männerkleidern reiten, sagte er.“

Sie bohrte die Augen förmlich in den Boden. „Hünze ist ja ein alter Bekannter,“ sagte sie.

„Er ist ein fremder Mann und weiter nichts. Du hast ihn als Mann zu behandeln und nicht als Freund, und du entehrst dich, Frauke von Kneel!“

„Dann habe ich ja niemand, mit dem ich vergnügt sein kann . . . der mein Freund ist.“

„Du vergiffest einen, Frauke . . . der sitzt einsam in seiner Stube! Frauke, wenn du dich um den gekümmert hättest!“

„Er war ja krank, Gertrud.“ Es klang sehr kläglich.

„Krank?! Und ich kann dir sagen, daß dein Vater morgen mit uns zur Ruine geht, und ich behaupte, daß es ihm nicht schaden wird . . . Ich bitte dich übrigens, Hünze und sonstigen Leuten nichts davon zu sagen.“

„Trude! Das ist wirklich wahr? . . . Aber du lügst nicht! Ich will . . .“ sie schluchzte auf, wagte aber nicht Gertrud anzurühren . . . „Die Lisa sollst du gewiß haben und die Granaten von Mama und die Spitzen, die ich von ihr habe, eine ganze Schublade voll.“

Gertrud legte den Arm um die ganz Erschütterte.

„Ich will eins von dir, Frauke,“ sagte sie sehr ernst.

— „Wenn du Ehre hast, so wendest du dich von Hünze und stellst dich dicht zu deinem Vater. Von heute

an nimmt dein kranker Vater die Stelle ein, die dieser . . . Mensch einnimmt. Wer hat deinen Vater abgehalten, in die köstliche Luft hinauszugehen? Wer hat ihn jeden Abend mit dem fürchterlichen Schlastrunk von neuem vergiftet?"

Frauke ging finster, ganz verbittert, neben ihr her. Ihre Zähne gruben sich tief in die volle Unterlippe, in kurzen Zwischenräumen schüttelte ein heftiges Schluchzen den jungen Körper . . . Gertrud ahnte, was Schweres in der Seele des Kindes vorging. Sie schwieg. Sie wollte ihr Zeit lassen, durch eigenes Suchen den rechten Weg zu finden, nachdem ihr die Richtung gezeigt war.

* * *

Nach dem Abendbrot — der alte Bop stopfte gerade eine Pfeife und hob ob dem ungewohnten Ton der Stimme aufmerksam den grauen Kopf — sagte Herr von Knee:

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Hinz, daß wir morgen einen neuen Hausgenossen bekommen. Sie entschuldigen, daß ich bisher davon schwieg; ich war mir selbst nicht klar . . . bin es auch jetzt noch nicht.“

„Wen denn, Papa?“ fuhr Frauke ungeduldig dazwischen. Sie kam heute einmal wieder aus dem Erstaunen nicht heraus.

„Der junge Müller vom Mönchshof will bei uns die Landwirtschaft lernen.“

„Donnerwetter!“ Frauke hatte die Locken mit einem Ruck zurückgeschüttelt und kräftig auf den Tisch geschlagen. Der kleine Baron war ein wenig blaß geworden und warf einen raschen Blick auf Gertrud.

„Aber Herr von Knee!“ sagte er rasch, „so viel ich weiß, ist der junge Mann . . .“

„Ein Mann! Ein Hase ist er! Ich hab's ja erzählt . . . neulich!“

„Nun, wenn ich auch gerade nicht so hart urteilen will wie Frauke, so möchte ich doch in der That glauben, daß er als . . . Hausgenosse doch wenig passend für uns ist. Der Sohn einer Wirtsfrau? . . .“

„Welche Schule haben Sie besucht, Herr Baron?“ fragte eine ruhige Stimme.

„Die Kadettenanstalt, wie Sie denken können.“

„Soviel ich weiß,“ sagte Gertrud, „lernt man da nicht mehr als etwa . . . nun, sagen wir den Kursus der Sekunda . . . Der junge Möller aber hat sein Abiturium gemacht. Er ist vor drei Jahren mit einem ehrenvollen Zeugnis von der Schule entlassen und könnte jeden Tag Student sein; er will aber Landmann werden . . . Nun, und seine Mutter? Doch über diese Frau mag Onkel urteilen, der mir vorgestern gesagt hat, daß Frau Möller in dem ganzen Kreis seiner Bekanntschaft für einen ebenbürtigen Verkehr gehalten wird.“

„Sie scheinen sich für den jungen Mann zu interessieren?“

„Ich wüßte nicht,“ sagte Gertrud nachlässig, „aber ich halte ihn allerdings für einen angenehmen, gebildeten jungen Mann, der unserer Hausgenossenschaft wohl wert ist.“

Hinze suchte bei Frauke Hilfe: „Frauke scheint anders zu denken.“

Aber Frauke hatte keinen Mut, sie murmelte etwas wie: „Er ist zu lappig.“ Aber dieses Urteil fiel sogleich ins Wasser.

„Ich denke,“ sagte Gertrud mit ihrer ruhigen Stimme, „daß Fraukes Ansicht wenig ins Gewicht fällt. Auch unsere Ansicht ist gleichgültig. Es handelt sich darum,

Onkel, ob du Ursache hast, der Frau Möller, welche Witwe ist, den Wunsch zu erfüllen oder abzuschlagen. Daß der junge Mann auf diesem großen Gut etwas lernen kann, in Buchführung und Landwirtschaft, ist zu klar!"

Am Serviertisch knisterte die Zeitung in der Hand des alten Dieners, er zog seine buschigen Augenbrauen hoch und machte ein höchst eigentümliches Gesicht.

„Wollen Sie nicht wenigstens Thorbeeken fragen?"

„Meinen Sie das?" sagte der Invalide unsicher.

„Ich meine es nicht, Onkel! Denn schließlich sollst du den jungen Mann haben und nicht Herr Thorbeeken! Übrigens will ich dir noch einen Gesichtspunkt zeigen, auf den — wie ich mit Bedauern sehe — keiner von den Herren aufmerksam macht." Ihre Augen sprühten voll schelmischen Feuers . . . „Frauke sperrt sich ja freilich," sagte sie launig, „aber ich durchaus nicht. Wenn du einen jungen Herrn zu unserm Hausgenossen machtest: du würdest uns das Leben wirklich angenehmer machen."

Der alte Boß schmunzelte über seiner Zeitung; Frauke verzog den roten Mund.

Der Hausherr griff hochaufatmend nach dieser Wendung. „Sie werden mit mir überzeugt sein, Hinz, daß das Interesse der Damen den Ausschlag giebt."

Hinz erhob sich geräuschvoll: „Natürlich," sagte er.

Dann machte er der Tischgesellschaft eine stumme Verbeugung und verließ das Zimmer.

„Na," sagte Frauke, „jetzt geht er zu Thorbeeken, und nun möchte ich hören, wie er dich vor Dora Thorbeeken herunter macht, du arme Trube! Die ist nämlich seine Vertraute . . ."

Als die beiden Mädchen später zusammen in ihrem Zimmer waren, bemerkte Frauke:

„Die Geschichte mit Christian Möller bleibt aber doch eine Dummheit, Trude; du glaubst es freilich nicht! Du kennst ihn ja nicht! Na, ich kann ihn ja links liegen lassen.“

Gertrud sah lächelnd auf die Sprechende, die mit hoch-erhobenen Händen und schwerem Seufzen ihr Haar ordnete. „Christian Möller hat einen guten Geschmack,“ dachte sie, „und sie ist kein Kind mehr.“

Über den Korridor hörte man einen müden, schlürfenden Schritt gehen. Frauke horchte.

„Frau Siemens!“ sagte sie dann und arbeitete wieder an ihrem Haar. „Früher, als du noch nicht hier warst, ging die alte Seele jeden Abend hier im Korridor auf und ab. Sie ging nicht eher in ihr Zimmer, als bis Papa und Hünze schlafen gegangen waren. Das hat wohl oft bis nach zwölf Uhr gedauert. Und nun denke dir in der Winterkälte! Dann hatte sie eine alte Pferdebede um ihre Schultern. Zuweilen saß sie dann auf einem Stuhl, der nicht weit von meiner Thür stand. Wenn Hünze zur Stadt war, hat sie oft bis an den Morgen dort gegessen, bis er heim kam.“

„Aber warum denn?“ sagte Gertrud gepreßt . . . es war etwas, das ihr die Brust zusammenpreßte.

„Ich weiß nicht; sie sagte, sie könnte erst schlafen, wenn alles zur Ruhe wäre. Ich habe Dunkel Hünze gebeten, früher schlafen zu gehen, aber das thut er nicht.“

Gertrud setzte sich neben Frauke auf die Bettkante und sagte ängstlich, indem sie ihren Arm um die weiße Gestalt der Liegenden legte:

„Meine süße kleine Frauke, sag' nicht mehr Dunkel Hünze!“

„Ich thue alles, was du willst, Schulmeister, wenn du lieb bist. Ich habe es dir versprochen, wenn du Papa morgen nach der Ruine bringst, schenke ich dir Hünze. Ich

bin müde," sagte sie dann und machte es sich bequem, „ich freue mich riesig auf morgen. Was soll Papa für einen Rock anhaben? Er hat keinen, höchstens einen, der vor zehn Jahren Mode war, und eine Mütze hat er auch nicht, und ich weiß nicht, ob er Stiefel hat. Da sieht man so recht . . .“

„Daß Frauke von Knee anfängt, vernünftig zu werden. Am Ende werde ich noch stolz auf mein Kind!“

„Kind ist sehr gut, Trude; du hast in diesen acht Tagen ordentlich etwas Mütterliches bekommen. Ich kann mir eigentlich nicht denken, daß sich jemand in dich verlieben könnte; vielleicht Christian Möller, der hat so was Väterliches gegen mich. Na, ich komme in gute Obhut! Großvater Marx kommt dazu, wenn das nicht hilft! Am Ende wird Frauke Knee noch ein Musterkind.“

Sie wurde wieder ganz munter und richtete sich im Bett auf. „Weißt du, Trude, ich freue mich zu sehr auf morgen. Papa vielleicht wieder gesund, Papa in der Allee, in der Ruine? Bei Tante Möller im Mönchshof? In Berlin? Mit uns in Italien?“

„Hör' auf, Frauke!“

„Morgen wird's fein! Morgen wollen wir dir auch zeigen, warum du die Sandgräfin heißt, und Bofß soll dir erzählen, was das mit der Trude Groode auf sich hat und mit ihrem Linnenkleid.“

„Du schläfst schon halb, Frauke.“

„Wir haben das Linnenkleid noch, obgleich Trude Groode schon über fünfhundert Jahre tot ist . . . es hängt im Schrank.“

„Schluß!“

„Papa in der Allee, in der Ruine . . .? ohne Rock und . . . Stiefel?“

Dann war sie eingeschlafen.

Gertrud Knee schlief noch nicht: „Was sagte die Kleine? Sie kann sich nicht denken, daß mich jemand lieb hat? Wer will mich haben? Wer soll mich einmal lieb haben?“ dachte sie . . . „Er muß ein stattlicher Mann sein, sehr sicher, sehr männlich, und er muß mich sehr lieb haben. Er muß ein Mann sein wie Graf Hans, mein Großvater . . . helles Haar, graue Augen, stark und hoch. Aber wo ist ein solcher, und wie käme er dazu, an mich zu denken? . . . gerade an mich? an meine Ahne Trude Groode . . . nein, an Trude Knee. Wer will mich haben? Wer wird mich lieb haben? . . .“

Dann war sie eingeschlafen . . .

Zu derselben Stunde stand weit, weit, jenseits des gewaltigen Meeres, dessen weiße Wellenköpfe im Mondschein zu dem witten Knee hinüberleuchteten, im hellen Sonnenschein ein Mann: der, welcher Gertrud Knee im Traum erschienen war. Sonnenverbrannt, mit hellem Haar und grauen Augen, stark und hoch, und in seiner Hand hielt er einen Brief, den die Frau im Mönchshof ihm geschrieben hatte. In dem Brief stand viel von der kleinen Frauke und von Christian, und daß sie beide groß geworden wären, und daß Christian die kleine Frauke sehr lieb hätte, und von dem alten Herrn und von Thorbeeken und von Gertrud Knee und von ihrer stolzen Schönheit und von alten, traurigen Geschichten . . . Und über dem Lesen wurde der junge Mann noch ernster, als er schon war, und auf seiner braunen Stirn gruben sich Falten ein:

„Die Enkelin des Grafen Hans im Herrenhaus, und sie sieht aus wie Trude Groode?“

Und in seinem Geiste stiegen alle die alten Stätten seiner Kindheit auf . . . das witte Knee mit seinen gelben Sandabhängen, die Marsch und ihre vertrauten grünen Wege, das liebe, heimatliche Meer mit seinem Rauschen. Und über dem alten Herrenhaus stand der Mondschein, wie so oft in den Zeiten seiner Kindheit. Und die Enkelin vom Grafen Hans, wie mag sie aussehen? Ja, schön muß sie sein: groß, stark, mit leuchtenden Augen, die von Begeisterung und Liebe sprühen! . . .

Siehst du, Gertrud Knee! Als du glaubtest, daß niemand da wäre, der an dich dächte . . . da . . . weit jenseits des Meeres . . . da steht einer und denkt an dich, und wenn er kommt — wenn er kommt — ja, dann wird er dich finden, wie du seine Phantasie beschäftigt hast, stark, schön an Körper und Geist! Ganz wie Trude Groode, die Ahnfrau, die ihm in Träumen erschien, wenn er am Abhang des witten Knee im Heidekraut lag, damals, als er noch ein Junge war.



Am andern Morgen war der Verwalter schon frühzeitig nach der Stadt aufgebrochen.

„Er will einige geschäftliche Angelegenheiten ordnen,“ sagte der Hausherr zu Gertrud, während seine Augen verlegen den Boden suchten. „Er wird wahrscheinlich nach Hamburg gehen und wohl erst übermorgen wiederkommen.“

Die Augustsonne lag mit goldenem Schein auf dem alten Herrenhaus und in den großen Pappeln und füllte die Parkmulde mit warmem, stillem Glanz. Es war so windstill, daß sich kein Blatt an den Buchen und kein Tannenzweig rührte, nur die Wedel der Ebereschen zitterten leise in der warmen Luft. Wessen Wiege nicht weit von der Nordsee gestanden hat, der weiß, wie selten das unruhige Meer uns einen solchen stillen Tag schenkt.

Gertrud und Frauke, beide so schlank und taufreisch wie die jungen Edelbäume am Rand des Parks, machten ihren Morgen Spaziergang rund um den großen Rasen. Rechts von den langsam dahin Gehenden, dicht am Steig, standen die stattlichen Tannen mit ihren hellgrünen, lebensfrischen Jahrestrieben. Gertrud hob dann und wann ihren Arm und ließ lieblosend die weichen Nadelspitzen durch ihre Finger gleiten. Von oben her winkten die hellgrünen Buchenzweige zu ihnen herunter, links von ihnen lag die

frische, grüne Nasenfläche, dahinter wieder der Aufstieg der Thalmulde, ernste, vornehme Tannen und lustige Buchen mit feinem, hellem Grün.

Frauke war so aufgeregt, daß sie den vorgenommenen Weg rund um den Garten durchaus abkürzen wollte. Sie versuchte mehreremal, einen Querweg einzuschlagen, um früher nach der andern Seite hinüber zu gelangen, aber Gertrud blieb bei dem einmal gemachten Vorschlag:

„Einmal rund um den Park, Frauke, dann bringen wir Papa den Kaffee und die Eier, und dann geht es los. Ich habe schon von Bob gehört, daß er eine gute Nacht gehabt hat. Also!“

Um die Ungebuld der Kleinen zu zügeln, machte Gertrud ihr den Vorschlag, einen Strauß für Pappas Schreibtisch zusammenzustellen. Sie ging eifrig darauf ein und pflückte, während Gertrud vorwärts schritt, die frischesten und buntesten Blumen. Dabei phantasierte sie in ihrer drolligen Weise.

„Frauke Kneer hat eigentlich ein gutes Herz, nur wenn sie an Christian Möller denkt, dann wird sie wild. Aber das Herz von Frauke Kneer war eingeschlafen. Frauke Kneer wußte gar nicht mehr, daß sie ein Herz hatte. Und das ganze Haus schlief! Da kam eines Tags eine feine Gräfin ins Haus, ihre Augen funkelten und ihr Haar war mit einer schimmernden Krone bedeckt, ihre Hand war weich, sie konnte wunderschön reden und hatte einen Gang, wie eine Königin. Die kam in das Haus, wo alles schlief. Herr von Kneer schlief, Frauke schlief, Bob, die Rübe, schlief, Prinz Hünze war überm Portwein eingenickt und erzählte im Traume Indianergeschichten, Marx Bob war noch nicht ganz eingeschlafen, der knurrte noch . . . da . . . als sie alle so schliefen, da zerteilte die Königin mit ihren weißen

Händen das Dornengestrüpp der Einbildungen, Träume und Lottrigkeit und sah mit ihren sprühenden Augen auf Bob und seine Herrin. Da erwachten sie, und sie sagte mit strenger Miene: ich gebe euch in die Hände von Christian Möller aus dem Mönchshof, daß er über euch wache, das sei eure Strafe! Und sie sah auf den Hausherrn — einmal nur mit ihren funkelnden Augen, da ließ er die Zeitung fallen, ließ seinen Abendtrunk kalt werden, aß Eier, die er sonst nie mochte, und widersezte sich nicht, als sein Schlafrock gestickt werden sollte, der ein Loch hatte. Und sie warf einen Blick auf Hünze, einen einzigen, da war er verliebt; einen zweiten, da wußte er, daß seine Liebe unerwidert blieb, einen dritten, da stand er zu ihr in dem Verhältnis, in welchem Bob zu mir steht! Sie sah auf Marg Bock, da machte er sein Haar glatter als früher und ließ sich den Bart scheren, der struppig war, und ließ sich einen neuen Anzug machen . . . nicht eine Livree, sondern einen ehrbaren schwarzen Anzug, und ich glaube, er griff in seine Tasche und bezahlte ihn selbst! Ach, der gute Marg!“

„Nun wollen wir gehen und den Papa abholen,“ sagte Gertrud lächelnd.

Frauke sah bewundernd zu ihr auf und fragte nachdrücklich:

„Glaubst du wirklich und wahrhaftig, daß er mit uns geht?“

„Sei du still, Frauke, du machst einen guten Tausch: den Hünze wirst du los und den Christian Möller bekommst du dafür wieder.“

„Na, für den Preis thue ich schon was. Ich würde mich am Ende mit Christian Möller verheiraten, wenn Papa nur wieder gesund wird.“

„Wer weiß, was noch werden mag! Christian Möller scheint ja deine Gedanken sehr zu beschäftigen.“

„Na, Trude, nun hör' aber auf!“

* * *

Eine Stunde später legte Gertrud ihren Arm in den ihres Onkels, der mit ihr und Frauke vor der Hausthür stand. Boß stand hinter den Dreien. Er hatte seinen besten Rock angezogen und einen Mantel seines Herrn über dem Arm. Er hatte seinen Kopf hoch aufgerichtet, seinen Mund fest zusammengepreßt, aber seine Augen standen voll von funkelnden Thränen.

Sie hatten alle, ohne voneinander zu wissen, sich festlich gekleidet; Frauke trug ein helles, neues, blusenförmiges Sommerkleid, das nach Gertruds Angabe gemacht war und die Kleine mit einem Mal zu einem erwachsenen Mädchen machte; die wenig wertvollen Klöppelspitzen ihrer seligen Mutter hatten an der Brust und an den Ärmeln Verwendung gefunden. Gertrud trug das dunkelblaue Reisekleid, das ihre weiche Gestalt eng und voll umschloß; beide hatten Rosenknospen im Gürtel, Frauke eine rote, Gertrud eine gelbe; sie gingen beide ohne Hut.

Herr von Knee, der gezwungen war, die ganze Stirn, bis zu den Augenbrauen herunter, mit der Seidenbinde zu bedecken, trug in dem unbewußten Bestreben, das Hindernis im Gesichtsfeld seiner Augen fortzuschaffen, den grauen, kurzgeschorenen Kopf etwas nach hinten. Wenn er die Gegenstände in der Nähe betrachtete, sah er aus wie einer, der in der Ferne etwas deutlich erkennen möchte, etwas, das weit hinten am Horizont zu suchen ist. Er hatte einen dunklen Anzug an, dem man ansah, daß er einen etwas veralteten Schnitt hatte; sein Gesicht war blaß vor

innerer, tiefer Erregung; sein Mund verzog sich, wie der eines Kindes, das sich tapfer sträubt, zu weinen.

Gertrud legte den linken Arm des Onkels auf den ihren, Fraule ging dicht an seiner andern Hand, in welcher er einen starken Eichenstock trug, den er bei jedem Schritt fest aufsetzte. So gingen sie still und langsam durch die hohe, prächtige Allee in der Richtung nach der Marsch. Hinter ihnen hörten sie den schweren Atem des alten Dieners.

Die beiden Mädchen warfen sich dann und wann glänzende Blicke zu. Aus den Augen Fraule's flog unbegrenzte Liebe und heiße Dankbarkeit zu Gertrud hinüber.

Nach wenigen Schritten war die Gegend für Gertrud unbekannt, sie war ja mit Absicht in der nächsten Umgebung des Hauses geblieben. Indem sie mit der freien Hand die Hand des Invaliden streichelte, die auf ihrem Arm lag, nannte sie ihn den ritterlichsten Mann der Welt und behauptete scherzend, daß sie, von ihm eingeführt und an seiner Seite, sich stark und stolz genug fühlte, ihren Ahnen vorgestellt zu werden. Da senkte der Invalide den grauen Kopf.

Gerade vorwärts ging jetzt der schmale Weg mit ziemlich starkem Gefälle in die Marsch hinein; nach links umbiegend, setzte sich die alte Heerstraße mit ihrer Pappelallee fort. In dem Winkel, den der Marschweg und die alte Heerstraße bildeten, stieg die Düne ziemlich steil hinauf; sie war an dieser Stelle, von unten bis oben hin, wo das mitte Knie abstürzte, mit jungen, fünfjährigen Tannen bestanden.

Die kleine Gesellschaft, welche die Heerstraße weiter verfolgte, kam nach wenigen Schritten an einen Kreuzweg.

Nach links ging ein breiter Weg nach den Kneeschen Wirtschaftsgebäuden hin, nach rechts stieg ein ziemlich steiler und schmaler Weg zur Ruine hinauf.

Niemand hatte die Tannen gestört, die links und rechts am Wege die Wache hielten; da hatten sie sich vorgedrängt, bald eine, nach Jahren die andere, und hatten den Weg entlang gelugt. Aber da war nichts zu sehen; nur der Hase saß in der Morgendämmerung im Schutz der niedrigen Zweige, und die Katzen des Wirtschaftshofes glitten im Dunkel der Nacht über den einsamen Weg und lauerten auf ein unglückliches Mäuslein. Die Menschen aber, die auf der Heerstraße vorübergingen, sahen kaum den schmalen, dunklen Tannenweg hinauf; es war oben nichts zu holen. Ihre Väter hatten einst in Sorge oder Freude den stolzen, gepflasterten Weg hinaufgeschaut, der zu dem hohen Thor der Burg führte — die Kinder bedauerten, daß es verboten war, Steine zum Häuserbau aus der Ruine zu brechen.

„Hier bist du auf deinem Grund und Boden,“ sagte von Knee.

Bald erhob sich vor ihnen eine hohe, graue Mauer, die quer über den Weg ging. Einst hatte hier ein hohes, römisches Thor den Eingang gebildet, man sah deutlich seine Form im Gestein; später, wahrscheinlich erst in diesem Jahrhundert, waren die schweren Eichenthüren morsch geworden und zusammengebrochen. Jetzt füllte elendes, in Lehm aufgeführtes Mauerwerk den stattlichen Bogen. In den Sprüngen und Rissen der großen Mauersteine, auf dem Sandstein des Bogens wuchs grünes, seidenweiches Moos; seitwärts vom Weg hatte ein Thorn sich durch die Mauer gezwängt, die Steine, die er abgebröckelt hatte, bildeten einen kleinen Schutthaufen, in dem das Unkraut des Waldes seine Wurzeln geschlagen hatte. Links von dem großen

Thorbogen befand sich ein Eingangspfortchen, von den Zweigen einer hochgewachsenen Tanne fast versteckt.

Woz zog einige schwere, rostige Schlüssel aus seinem Rock, öffnete die halbverfallene Eichenthür, und verschwand in der Finsternis.

„Ich fürchte mich,“ sagte Frauke und zog die feinen Schultern.

Gertrud ging dem alten Diener nach. Wieder knarrte Eisen an Eisen unheimlich in dem niedrigen, gewölbten Gang, dann ging die Thür auf; helle, warme Sommerluft strömte dem Auge entgegen. Gertrud stand an der Stätte, wo ihr Geschlecht über vier Jahrhunderte gehaust hatte.

Ein trauriges „Ach“ flog über ihre Lippen. Von dem Eindruck des entsetzlichen Verfalls erschüttert und gebannt von dem Bewußtsein, auf dem Grund und Boden ihres alten Geschlechts zu stehen, blieb sie wie angewurzelt stehen. Ihre Augen schweiften über den ganzen Hof. „Gehört die Ruine wirklich mir, Onkel?“ fragte sie hoch aufatmend. Es kam ihr so fremd, so fern liegend vor, was sie vor sich sah — wie eine andere Welt —, und es ward ihr schwer, ihre Zeit und Jugend mit diesem Verfall, mit diesen alten Mauern, mannhohen Schutthausen und vor allem mit dem alten Turm in Verbindung zu setzen, der da hundert Schritt vor ihr trotzig in den blauen Himmel emporragte.

„Ja, Kind,“ sagte von Kree fast mitleidig. „Diese Düne mit ihrer Ruine ist das Einzige, was dein Großvater sich und seinen Nachkommen gerettet hat. Gott weiß es, es ist wenig genug.“

Was die kleine Gesellschaft vor sich sah, war im wahren Sinn des Wortes eine Ruine. Ein Burghof, wie man sie in Süddeutschland so viel sieht, nur daß die Mauern

noch massiver, noch gewaltiger waren und so fest gearbeitet, daß die armselige Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht an ihnen hatte zu flüchten brauchen, wie an so mancher Ruine in Schwaben- und Bayernland. Sie waren miteinander und zu gleicher Zeit zusammengefallen: Dächer, Mauern, Thürbogen, Eichenholz und eiserne Krampen. Von oben hatte der Einsturz begonnen und sich immer mehr dem Erdboden genähert. Der höchste Mauerrest, der noch aufrecht stand, hatte höchstens Manneshöhe. Die fast zwei Meter breite Mauer, welche sich rings um den Burghof zog und einst dem Angriff der die Düne hinaufführenden Feinde wehrte, hatte ihre Krönung verloren; ein halb zu Erde gewordener, unkrautbewachsener Wall zu ihren Füßen zeigte, wohin die bröckelnden Ziegel, die abrollenden Steine geraten waren; ebenso viele mochten nach draußen gefallen sein, oder sie waren den Abgrund hinunter gerollt und ins wite Kniee hinabgestürzt. Nun bauten die barfüßigen Jungen von Westdorf ihre Kaninchenhäuser aus den Steinen, die ein starkes abliges Geschlecht inmitten eines freien Volksstammes aufgetürmt hatte, um Recht oder Unrecht nach eigenem Gefallen üben zu können.

Man unterschied an den unregelmäßig ragenden Mauerresten die Grenze der einzelnen Gebäude, ja fast der einzelnen Räume. Aber es gehörte ein Kenner des mittelalterlichen Burgbaues dazu, um die Bedeutung zu enträtseln, welche die einzelnen Räume gehabt hatten: so wüßte und verworren hatte die Zeit das ganze Bauwerk zusammengerüttelt, wie ein Erdbeben die Wohnungen der Menschen schüttelt, wie Würfel im Becher.

Von draußen, vom Abhang der Düne her, schauten die Spitzen der jungen Tannen herüber in die bunte Wildnis, sie grüßten und winkten der wilden Eberesche, die

trozig aus der Mauerritze sprang, und dem breitspurigen Klieber, der nicht wußte, daß er gerade dort seine Wurzeln senkte, wo vor Jahrhunderten die rohgezimmerte Bettstatt des harten Grafen gestanden hatte.

Eine Schar beweglicher Schwalben, die an dem Absturz des witten Knee ihre Nistlöcher hatten, saßen gemächlich in Reih und Glied auf der Mauerkrone, unfern von ihnen eine silberschimmernde Möwe. Für die flüchtigen Tiere der Luft hatte die alte Mauer die doppelte Bedeutung: sie war eine Ruhestätte für die jung ausfliegende Brut und für die Alten ein sonniger Platz, auf dem man beschaulich träumte und in Ruhe der Verdauung oblag.

Zwischen dem üppigen Unkraut und dem Steingeröll führte ein mit großen Steinen gepflasterter, holperiger Weg durch die Wildnis. Sie schickten sich an, ihn schweigend zu betreten.

„Onkel,“ fragte Gertrud bekümmert und mit Thränen in den Augen: „Wie hat denn Großvater hier wohnen können?“

Herr von Knee hob seinen Stock und zeigte auf den Turm:

„Dein Urgroßvater wohnte schon nicht mehr hier, sondern unten in der Marsch, in dem Gebäude, das jetzt Thorbecken besitzt und bewohnt. Damals gehörte es mit allem Marschland deiner Familie. Dein Großvater hat es an seinen Verwalter, den alten Thorbecken, verkaufen müssen, als er in die Fremde zog. Graf Hans hat sich übrigens wochenlang in dem Turm dort verborgen gehalten, ehe er über die Elbe ging. Seit dieser Stunde hat keiner deines Geschlechts diese Räume gesehen.“

„Und wie lange ist das her, Onkel?“

„Es war achtzehnhundertdreizehn in einer Märznacht.“

„Da ging er zu den Preußen?“

Der Invalide nickte: „Zum Kampf und zur Freiheit!“ sagte er mit stolzem Nachdruck.

Sie standen vor dem Turm, der, in der Weise der alten Burgfriede aufgebaut, bestimmt gewesen war, nach Eroberung der Burg die letzte Kraft des Widerstandes zu schützen; er war bis zur halben Höhe aus Felsteinen aufgemauert und mochte etwa zehn Meter hoch sein. Boß holte wieder seine Schlüssel hervor und stieß eine niedrige Eichenthür auf; sie traten in einen gewölbten Raum, in den von seitwärts durch eine unregelmäßige Öffnung eine genügende Menge Licht fiel, um seine Form zu erkennen. Der Raum war dunkel, sein Kalkanstrich zerfallen, eine dumpfe, modrige Luft erfüllte ihn, und hellglühendes Wasser hing an seinem Gewölbe; immerfort fallend, wohl schon seit Jahrhunderten, hatte es den Kalk des Gemäuers aufgelöst und hatte Krystalle gebildet, die mit mattschimmerndem Glanz das graue Gestein bedeckten.

„Du,“ sagte Frauke und nahm die Kleider zusammen.

Boß ging quer durch den Raum und hob die Hand, um eine Thür aufzustößen, welche dort hinaufführte . . .

„Bitte, Trude,“ sie legte ihre kleine, warme Hand auf die Augen ihrer Freundin und führte sie über die Schwelle; dann noch sechs bis acht Schritte geradeaus, hinein in den Raum.

„Nun mach' deine Augen auf, Sandgräfin! . . .“

Gertrud stand mitten in einer gewölbten Halle. In ein hohes, römisches Bogenfenster, das fast die ganze Breite und Höhe des Raumes einnahm, flutete helles, warmes Sonnenlicht; es spielte mit den Spinnweben in dem römischen Bogen, es flutete auf dem schöngeebneten Steinboden bis zu der äußersten Ecke, es verteilte Licht und Schatten auf den Wappenbildern, die in fremder Steinart in den

Seitenwänden standen, es lagerte auf den zierlichen Lehnen der steinernen Bänke zu beiden Seiten.

Gertrud stand bebend vor freudiger Erregung und sah mit leuchtenden Augen auf das wunderbare Bild dort draußen, das der steinerne Bogen mit einem Rahmen vornehmster Art umfaßte . . .

Oben auf der Düne, wohl einhundertfünfzig Fuß über dem Meere, hatte sich das starke Geschlecht, das einst hier gehaust hatte, sein Nest gebaut. Wann mochte das gewesen sein? Jedenfalls in der grauen Zeit, da von dem fruchtbaren Land, das tief unten zu Gertruds Füßen lag, noch nichts zu sehen war, da die wilden Wogen aufbrüllend gegen die Düne schlugen und weißen Gischt und Sand gegen die Mauern der Burg warfen. Vielleicht hatten dort unten zur Rechten, wo jetzt in tiefem Einschnitt der Hohlweg von dem alten Lande herunterführte in das neue, in einem notdürftigen Hafen, die Fahrzeuge der alten Herren gelegen und auf Raub gelauert. Eine lange Zeit her! Eine Zeit, da noch kein Gelehrter über Büchern saß und die Geschichte seines Volkes in das steife Pergament grub.

Als aber das wilde Meer aufhörte, gegen die Düne zu schlagen, und sich lauernd wie ein wilder Tiger zurückzog und nur noch in der Ferne, eine halbe Stunde Wegs nach Westen, dumpf grollend die lehmigen Prielen entlang schlich, da waren auch die alten Herren der Burg sanfter geworden; denn die Erde, auf der es wächst, macht ein Geschlecht zu dem, was seine Eigenart ist vor andern. Sie führten ihre Herden, hochbeinige Pferde, breite, holländische Rinder und Schafe in das neue, fruchtbare Land. Aber Ackerbauer wurden sie noch nicht; denn zuweilen, zur Zeit, wenn der erste Schnee gegen die Düne wirbelte, und zur andern Zeit, wenn er schmolz, dann bäumte sich, vom Nordoststurm

gepeitscht, der alte grimmige Tiger wieder; er brüllte laut auf, sprang mit wilden Sähen aus den Prielen und grub die Tazen in den Sand der alten, heidebewachsenen Düne und riß lange und tiefe, weiße Wunden in ihren Leib.

Das alte, wilde Geschlecht starb aus.

Die letzte des Hauses heiratete einen ritterlichen Mann, der in dem großen Dreißigjährigen Kriege mit wildem Volk die alte Heerstraße entlang zog. War er wirklich ein Graf gewesen und wie war sein Name? Er hatte keine Dokumente mitgebracht, nur sein großes, wuchtiges Reiterschwert: das hatte er klirrend auf den Tisch geworfen. Und die Erbtöchter hatte gemeint, daß in böser Zeit ein Schwert besser sei als ein Stück Papier. Und der Name? Er hatte sich auch gefunden. Er nannte sich Graf von Knee; denn in der ganzen Landschaft hieß schon damals die große Düne so wie heute: „Dat witte Knee.“ Warum? Nun, die Dünenreihe, welche das Meer in grauer Vorzeit, längs der ganzen Landschaft aufgeworfen hatte, bildete gerade an der großen Düne, auf welcher die Burg stand, einen stumpfen Winkel, ähnlich dem Knie eines gebogenen Beines; wegen der weißen Wunden aber, die das wilde Meer in den Heideboden gerissen, hieß es dat „witte“ Knee.

Und dieses Beiwort bekam im Laufe der Jahrhunderte immer größere Berechtigung.

Als nämlich die Menschen anfangen, die feuchte, lehmige Marsch durch langgestreckte Erdwälle gegen das Meer zu schützen, Wasserläufe zu ziehen, Wege auszumessen und Weizenkörner in die neue Erde zu legen, da waren die gemachten Wege bald so grundlos geworden, daß die Herren von Knee zwei starke Pferde vor den Sturzkarren spannen mußten, auf dem sie in guter Laune den arbeitenden Knechten Bier zur Nuzung in die Marsch hinunterbrachten. In dieser

Verlegenheit hatte man sich nach einem Material umgesehen, das geeignet wäre, die grundlosen Wege tragfähig zu machen, und da hatte man angefangen, am Fuß der Burgdüne Riez zu graben. Und von den Zeiten, sagten die Leute, wäre es zurückgegangen mit dem alten Geschlecht . . .

Ein Wagen nach dem andern war am Fuß der Burgdüne vorgefahren und eine Ladung des kiefigen Sandes nach der andern war im langen Zug auf den geraden Wegen in die Marsch hineingefahren und hatte sie gang- und fahrbar gemacht; weit hinein in die Marschen der Landschaft sah man überall die Wege fußtief mit dem bekannten, groben Sand bedeckt, und jedes Kind der Landschaft, das barfuß hindurchwatete, konnte die Frage nach der Herkunft des Sandes beantworten: „Dat ist Sand von't mitte Knee!“ Die Herren von Knee aber freuten sich über jede Fuhr — denn bevor ein beladenes Gespann die Sandgrube verließ, stieg der Fuhrmann die alte Düne hinauf und legte auf den Tisch des Kastellans seine Abgabe nieder, vier Schillinge für eine einspännige, sechs für eine zweispännige Fuhr . . .

Über das Grafenhaus waren nämlich schlechte Zeiten gekommen. Von dem alten Geschlecht hatte sich eine Seitenlinie abgezweigt, die jetzigen Herren von Knee. Sie hatten den besten Theil der Geestländereien bekommen und das wertvolle Westdorfer Vorwerk; denn der Gründer dieser Linie, ein jüngerer Sohn, war seines Vaters Liebling gewesen, und weil es derzeit draußen im Reich nichts zu kämpfen und nichts zu siegen gab, nirgends eine Beute, nirgends eine fette Pfründe, da hatte er mit schwerem Herzen sein Gut geteilt. Das war um sechzehnhundert-siebzig gewesen.

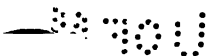
Das junge Geschlecht, das sich einfach „Herren von

Knee“ nannte, blühte in dem stattlichen Hause, das sie sich an der Allee erbauten, fröhlich auf; aber der alte Zweig auf der Burgdüne war am Verdorren. Die Abtrennung des Geestlandes besiegelte ihr Verderben, denn wenn das Marschland auch um vieles wertvoller war, so blieb es doch in jener Zeit ein unsicherer Besitz, um den die Herren gar hart kämpfen mußten. Mancher Saß Sandes, manches schwere Fuder Erde, mancher Spatenstich wurde in die gährende Tiefe der Deichbrüche geworfen, und nicht immer gelang es, das wilde Wasser zu bändigen.

Zu diesem allen war ein harter Schlag gekommen. Ein Graf von Knee, ein schöner, stattlicher Herr mit hellem Haar und blitzenden Augen, wie alle seines Geschlechts, war an den Hof Friedrichs des Großen gezogen und darauf in den zweiten schlesischen Krieg, und bei Hohenfriedberg war er gefallen. Und als der Tote, von seinen beiden Dienern aus dem fernen Schlesien herbegleitet, durch das schwarzverhangene Thor seinen Einzug hielt, hatte drinnen in dem verfallenen Burghof der Wagen eines Juden gehalten, und es hatte sich gezeigt, daß der Tote, um eine glänzende Rolle spielen zu können, die Hälfte des Marschlandes dem Israeliten verschrieben hatte, als er auf seinem Goldsuchs über Hamburg nach Berlin geritten war.

Das hatte dem Geschlecht den Gnadenstoß gegeben.

Es gab da oben bald nichts mehr zu brechen und zu beißen, die alten Mauern wollten nicht mehr halten, jede Nacht stürzten die Gewölbe, rollten die Steine von den Gesimsen, klirrten die Fenster, schlüchen die Marber durch die Thür, schrieten die Uhus. Es war keine Stätte mehr für Menschen. Da hatte die alte Mutter mit ihrem jungen Sohne und ihrer Tochter die Burg verlassen und hatten sich unten in der Marsch eingeknistet, zwanzig Minuten von



der Düne entfernt, mitten in ihrem Besitz. Aber was sie dort aus schmaler Kasse und in gelbarmer Zeit gebaut hatten, das war ein Bauernhaus geworden, stark und stattlich, aber kein Grafenschloß. Und weil die Zeiten immer schlechter wurden, das Korn nichts galt und der fette Döse an den Hamburger Juden für acht Thaler preußisch verkauft werden mußte, so wäre das einst so stolze Geschlecht wohl gar an den Bettelstab gekommen, wenn nicht die eine Erwerbssquelle gewesen wäre, die Wiege ihres Geschlechts, die alte, sandige Düne, der Nest ihres alten Besitzes, von deren Eingeweide, von deren kieseligem Sande sie sich nährten. Und der weiße Fleck am Fuß der stolzen Düne stieg immer höher . . . siebenzig Fuß . . . achtzig Fuß, hundert Fuß; von oben löste sich der Heideboden, und wuchtige Massen gelben Riesel stürzten in die Tiefe, und immer näher trat der Abgrund an den Fuß des alten Turmes.

Der stand trotzig gerade auf und sah in die Tiefe zu seinen Füßen. Die Schiffer auf dem Meere sahen den weißen Fleck leuchten und erzählten sich zum Singen des wilden Wassers in der Roje von dem witten Knee und von den Sandgrafen, die einst die Mächtigsten im Land gewesen und nun von ihrem eigenen Leib sich nährten. Und um den alten Turm und vom witten Knee aus stiegen Nebelgestalten, langschleppend die Gewänder der Frauen, dumpfflirrend die Rüstungen der hohen Männer, blitzenden Auges beide, Männer und Frauen, und Frau Sage saß mit geheimnisvollen Augen auf dem Deich und auf der grünen Heide und im Winter um die kleinen Lampen in den niedrigen Häusern von Westdorf, und erzählte von den wilden und hochherzigen Thaten eines starken Geschlechts und von seinem selbstverschuldeten Untergang und von seinem Ende, das in der Stunde kommen

werde, in der der alte Turm von seiner stolzen Höhe in das witte Knee hinabstürzt.

Aber das Ende schien früher zu kommen, und Graf Hans, der Enkel jener Witwe, die in die Marsch hinunterzog, sollte aus dem Becher des Familienleides den tiefsten und längsten Schluck thun. Es war zur Zeit der Freiheitskriege im Jahre achtzehnhundertdreizehn, als die Frühlingsstürme durch Deutschland brausten und durch die zitternden Menschenherzen. Da hatte der Herr des Landes eine Ständeverammlung berufen, um sich als Bundesgenossen Napoleons Kriegshilfe von seinem Volk bewilligen zu lassen. Die Herren hatten nicht viel dagegen geredet; es war einiges von Loyalität der Ritter, von Dank der Städte, von Treue des Bundesgenossen die Rede gewesen, und ein einziger hatte schüchtern gewagt, das Wort „Kontinentalsperre“ auszusprechen. Da war Graf Hans von Knee, der tags zuvor mündig geworden war, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, mit blitzenden Augen unter dem hellen Haar, aufgestanden; er hatte nicht lange gesprochen, kaum zehn Minuten, von dem Ausruf des Königs und von der Begeisterung drüben in Preußen, und er hatte damit geschlossen, daß er eine Regierung nicht verstände, welche eine Politik treibe, auf die in den nächsten Wochen ganz Europa die Hunde heßen werde.

Es hatte einen gewaltigen Lärm gegeben, aus dem Graf Hans mit feinem Ohr herausgehört hatte, daß seines Bleibens im Lande nicht mehr wäre. Er hatte eine lange Unterredung mit seinem Verwalter Jürgen Thorbecken gehabt, dann war er bei Nacht und Nebel über die Elbe gefahren und in den großen Krieg gezogen, der letzte der Sandgrafen.

Der Turm aber stand noch und schaute in die Sand-

schlucht hinunter, in die Marsch, auf das stattliche Haus des ehemaligen Verwalters und auf das wilde Wasser, das gegen den Deich schlug . . .

Gertrud von Kree, die letzte des Geschlechts, das hier gehaust, ließ sinnend ihre Blicke über die Marsch schweifen und über das stattliche, graue Gebäude, das da mitten in einem Ring von Scheunen und Katen lag. Dort hatte ihr Großvater gewohnt und dort unten, wo die Wellen sich wiegten, dort hatte Graf Hans, ihr Großvater, gestanden, den Weidenstock in der Hand, ein Flüchtling und ein Heimatloser, und hatte vom Boot aus noch einmal zum Turm hinaufgesehen.

„Und — Onkel — wie kam der ganze Besitz, mit Ausnahme der Ruine, in die Hände Thorbeckens, des Verwalters?“

„Dein Großvater verkaufte ihm den Besitz für zwanzigtausend Thaler; das Land war in jener Zeit spottbillig. Jetzt hat der Besitz den zehnfachen Wert.“

„Aber wie kam der Verwalter in der armen Zeit in den Besitz einer solchen Summe?“

Der Invalide zuckte die Achseln: „Das bleibt ein Rätsel; aber ich habe den Rausschein mit eigenen Augen gesehen, und dein Großvater hat die zwanzigtausend Thaler, wie er mit eigener Hand schreibt, bar ausbezahlt erhalten.“

Der alte Diener, der hinter ihm stand, nickte bitter lächelnd mit dem Kopf; aber sie sahen es nicht.

Gertrud erhob sich und lehnte den kräftigen Oberkörper über die Brüstung des römischen Bogens und sah in die Tiefe. Da unten standen etwa vierzig Wagen; Klirren von Ketten, Peitschenknall und verworrenes Rufen klang zu ihr herauf. Sie sah mit blassem Gesicht hinunter. Plötzlich wollte es ihr scheinen, als wenn sie bemerkt würde.

Sie wollte sich gerade zurückziehen, da hörte sie rohe, truntene Worte an ihr Ohr dringen; im selben Augenblick erkannte sie die Gestalt Thorbeekens:

„Es ist gefährlich da oben, Sandgräfin, nächstens geht's in die Tiefe!“

Gertrud war jäh zurückgetreten und sah mit flammenden Augen auf ihren Onkel:

„Hörst du, Onkel, das magt er!“ Sie wiederholte die gehörten Worte.

„Ich habe es immer gesagt,“ rief der alte Boß mit zornflammenden Augen: „Er wird nicht eher ruhen, bis der Turm im witten Knee liegt.“

Stillschweigend, mit bedrücktem Herzen, ging die kleine Gesellschaft durch den Burghof. Man hatte alle Lust zu weiteren Untersuchungen der Ruine verloren. Boß schlug krachend die Thür ins Schloß.

Als sie die Düne wieder hinunterstiegen und am Kreuzweg die Allee betraten, sah Frauke neugierig die Landstraße entlang.

„Ich möchte so gern, daß uns jemand sähe,“ sagte sie.

Um die Biegung der Heerstraße kamen mehrere Tagelöhner aus Westdorf. Sie hatten Sense und Dengeleisen auf dem Rücken. Unter ihnen befand sich der alte Nuttelmann, der sein ganzes Leben lang bei Thorbeeken oder auf den Feldern des Herrenhauses gearbeitet hatte. Er war wohl einst ein frischer, gewandter Junge gewesen, etwas von dem Feuer glimmte noch in seinen Augen, oder war es ein andres Feuer? . . . Er war aber jetzt gegen siebzig Jahre alt, etwa drei Jahre älter als Thorbeeken, und durch die harte Arbeit tief gebeugt.

„Gott's Wunder, Herr!“ schrie der Alte, als er Knee

erkannte. „Sie sehen ordentlich lustig aus, Herr! als ein junges Fohlen!“

„Ich glaube, ich werde wieder besser, Nuttelmann!“

„Sehen Sie sich den Roggen mal an, Herr, der steht nicht so ganz schlecht. Der Haber ist man klöterig, da muß Mist hin. Aber Sie müssen mal durch den Hof gehen . . . ob Sie sehen, wo der Mist liegt, und ob die Jungs auch was thun, und ob die Pferde glatt sind. Sehen Sie man mal nach: Aller Augen warten auf dich, Herr!“

Der Invalide hatte sich ein wenig aufgerichtet, die praktischen Äußerungen heimelten ihn an; dazu hatte er das unbestimmte Gefühl, daß er sich in einem Kreis einfacher, ehrlicher Menschen befände.

„Na,“ sagte er, „ich will kommen, Nuttelmann . . . Ich will nachsehen. Wie geht es denn sonst mit Hünze?“

Nuttelmann zog die Schultern hoch; das Dengeleisen klang hart gegen die Sense.

„Ich sage man bloß dies Eine: Was uns Herrgott ist, der hat Menschen geschaffen und auch Rakeulen! . . . Einen ganzen Berg Rakeulen! und eine davon . . . na . . . das kann man ja gern sagen: eine davon ist heute nacht nach Hamburg geflogen. Übrigens will Thorbecke auch nach Hamburg reisen, heute abend noch.“

Gertrud fühlte, wie es in dem Arm des Invaliden zuckte.

„So,“ sagte er langsam und mit heiserer Stimme . . . „Thorbecke auch.“

Dann nickte er den Leuten mit verschleierten Augen zu; Boß und Nuttelmann verabschiedeten sich mit einem leisen Nicken der Augen; dann ging man auseinander.

Als die kleine Gesellschaft an der Einfahrt zum Wirtschaftshof vorbei ging, trat ein Hofjunge, ein Fohlen an

der Hand, auf den Weg. Als er die schwarze Binde erkannte, blieb er wie erstarrt stehen, das Fohlen, durch den plötzlichen Ruck des Halsters unruhig geworden, riß sich los und galoppierte auf seinen zierlichen, dünnen Beinen durch die Alee.

„Du Dämel,“ sagte Boß mit strenger Miene, aber lachenden Augen, „das Fohlen findet sich selbst zu seiner Mutter! Geh an deine Arbeit.“

Der Junge warf noch einen langen Blick auf Gertrud, dann stob er zurück; gleich darauf hörte man ihn laut und in größter Aufregung schreien: „Wahrhaftigen Gott, der Herr ist gesund. Die Sandgräfin hat den Herrn gesund gemacht.“

Herr von Kneese hörte es und wandte sich langsam um: da waren sie alle von ihrer Arbeit gelaufen, Hofjungen, Knechte und Mägde, sie standen alle und lachten und nickten. Und der Invalide nickte auch und wollte auch lachen, aber er konnte nicht; er drehte sich um und weinte.

Sie freuten sich alle! Nur auf einem Gesichte im Hause stand heiße Angst. Frau Siemens stand gebückter als sonst vor dem Herd; immer wieder fuhr die magere, alte Hand über den weißen Scheitel, und immer wieder murmelten ihre bebenden Lippen: „Was soll nun aus ihm werden? Was soll nun aus ihm werden?“

Zur selben Zeit trabten die hochbeinigen Rappen Thorbeckens die Marschhauffee entlang zur Stadt. Er wollte noch heute mit Hünze in Hamburg zusammentreffen. Er erfuhr ebensowenig wie dieser von dem Ausgang des Invaliden und von der veränderten Lage im Herrenhaus.



Am Spätnachmittag des folgenden Tages standen die beiden jungen Mädchen vor der Hausthür und sahen die von schrägen Sonnenstrahlen durchglänzte Allee entlang. Sie hatten beide fleißig gearbeitet und wollten jetzt vor Abendbrot einen Spaziergang durch die Allee machen. Da kam der bekannte Wagen der Frau vom Mönchshof von der Geest her die Landstraße entlang, gleich darauf bog der hellbraune Litauer auf den freien Platz vor dem Herrenhaus ein. Christian Möller kutschierte selbst; seine Mutter saß, den dunklen Sonnenschirm in der runden, kleinen Hand haltend, in behäbiger Körperfülle neben ihm.

Als der Wagen vor den beiden hielt, trat Gertrud zuvorkommend heran und war in ihrer freundlichen, ruhigen Weise bei dem etwas beschwerlichen Aussteigen behilflich. Dabei rebete die kleine Dame eifrig.

„Aber ich bitte, liebes Fräulein! Christian, kannst du denn nicht etwas schneller machen! Frauke, du bist lange nicht in der Stadt gewesen! Kommen Sie doch beide in dieser Woche zu mir; ich habe Ihren Besuch erwartet und eine Sandtorte gebacken, so gut ich kann.“

„Wie geht es deinem Papa, Frauke?“

„Das rate mal, Tante!“

Fraukes Gesicht sprühte vor Freude: „Tante! Tante! Er ist mit uns nach der Ruine gewesen!“

„Frauke! Kind!“

Eine große, ehrliche Freude färbte ihr rundes, hübsches Gesicht noch höher. „Das haben Sie fertig gebracht,“ sagte sie und drückte immer wieder Gertruds Hand.

„Christian, hörst du?“

Aber Christian hörte nicht mehr. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Mutter jegliche Verbindung mit dem Wagen gelöst hatte, fuhr er langsam den bekannten Weg um das Herrenhaus, spannte das Pferd aus und führte es in den leeren Stall.

Inzwischen war seine Mutter mit den Mädchen in den großen, schattigen Flur getreten. Frauke sprang voran, um ihrem Vater den Besuch zu melden.

Frau Möller sagte leise zu Gertrud:

„Weiß Hünze, daß Herr von Kneese das Zimmer verlassen hat?“

„Keine Ahnung! Er ist seit gestern verreist und kommt erst morgen wieder.“

„Der wird einen furchtbaren Schreck bekommen!“

Die alte Dame sagte es mit entschiedenem Kopfnicken, während sie mit zierlichen, kleinen Schritten, das weiße Taschentuch noch in der Hand, in ihrem knisternden schwarzen Seidenkleide nach dem Zimmer des Gutsherrn schritt.

Frauke blieb draußen im Flur. Warum? Als verständiges Mädchen handelte Frauke von Kneese nur aus Gründen. Erstens glaubte sie aus dem besonders würdevollen Gesicht der Tante Möller schließen zu müssen, daß drinnen nur „Verständiges“ gesprochen würde. Weil aber Frauke Kneese selbst so verständig war, so ist begreiflich, daß sie es bei den andern Leuten weniger gern sah. Zweitens

aber war es ihre ernste Pflicht, dem neuen Hausgenossen seine Stellung zu ihr, der Tochter des Hauses, anzuweisen. Er . . . Christian Möller, mußte jeden Augenblick durch diese Gasse kommen.

Also stand Frauke von Knee minutenlang wartend in dem großen Flur. Weil es aber ihr Grundsatz war, immer thätig zu sein, so fing sie sich die junge Kaze, welche auf dem breiten Treppengeländer kauerte und angelegentlich ihr eigenes Bild beschaute, welches die große, blankte Messingkugel wiedergab, die den Geländerpfeiler krönte. Dann rief sie ihren alten Freund Bob herbei, der schläfrig in der offenstehenden Hausthür lag.

Draußen klangen die Schritte eines Mannes, die Frauke überhörte, da sie Bob rief.

Mürrisch erhob sich der Rattenbeißer und trat an die Treppe, auf deren unterster Stufe seine Freundin mit einem harmlosen, treuherzigen Gesicht, die Kaze auf dem Schoß, sitzend seiner wartete.

Er hatte leider keine Ursache, seine Freundin für aufrichtig und harmlos zu halten. Und da! Von Frauke geschickt befördert, sitzt die Kaze, seine Feindin, auf Bobs kurzhaarigem Rücken. Sie faucht und kratzt, ihre Haare stehen gerade auf, und ihr Rücken ist hochgebogen; sie fürchtet sich abzuspringen, denn sie weiß, daß Bob nicht mit sich spaßen läßt; Bob seinerseits macht hastige, gravitatische Schritte, verdreht den Hals, schnappt nach Luft, endlich steht er still und heult. Die Angst der Kaze steigert sich, sie faucht lebhafter, der Hund fleischt die Zähne.

Frauke von Knee sitzt ganz still auf der Treppenstufe und sieht der unfreiwilligen Vorstellung aufmerksam zu. Sie verzieht keine Miene; das laute Lachen ist gegen ihre

Grundsätze, von denen sie als verständiges Mädchen eine ziemliche Anzahl hat.

In diesem Augenblick hört sie draußen feste, lange Schritte. Mit einem Satz ist sie aufgesprungen, versucht mit raschem Griff Bob von seiner Reiterin zu befreien; das gelingt nicht. Aber sie hat Zeit, auf die erste Treppenstufe zu steigen und, gegen den dunkelbraunen, starken Träger mit dem Messingknopf gelehnt, eine malerische Stellung einzunehmen. Da sie wohl weiß, daß sie gegen die Größe Christian Möllers bei weitem nicht aufkommen kann, so wird die Stufe ihr gute Dienste thun und zudem: es ist allemal gut, wenn man jemand von oben herab ansieht, besonders jetzt, da die Aufgabe an sie herantrat, den neuen Hausgenossen zu empfangen und in die Schranken zurückzuweisen, die er so gern überschreiten wird.

Der junge Mann, der da jetzt stark und stattlich in kleidsamem, schlichtem Anzug in der Hausthür steht, scheint seinerseits andere Gefühle für Frauke von Knee zu hegen.

Als er sie so allein im Flur stehen sieht, wie sich ihre zierliche, knospende Gestalt, mit weiten, kurzen Ärmeln, die kleinen Füße unterm Rock hervorstehend, die hellen Locken zurückgeworfen, so frisch und hell gegen die dunkle Treppe abhebt, da strahlt eine helle, etwas verlegene Freude über sein frischtes Gesicht. Sie kommt ihm in dem neuen Gewand nicht mehr so kindlich vor; das verwirrt ihn. Aber dann behält die ehrliche, tiefe Freude, die ihm das Herz erbeben macht, die Oberhand.

„Ich freue mich, Fräulein von Knee, daß ich gerade Sie zuerst begrüße.“

Er hat seinen grauen Sommerhut mit aufrichtiger, tiefer Ehrerbietung gelüftet und tritt mit ausgestreckter

Hand an den Fuß der Treppe; seine Augen lachen sie fröhlich an.

Sei es nun, daß Frauke durch diese Höflichkeit alle ihre Grundsätze vergaß, denn bisher hatte er sie immer Frauke genannt und in hübscher Abwechslung bald „Du“, bald „Sie“, sei es, daß die Treppenstufe sich doch als zu niedrig erwies, um ihn von oben herab anzusehen, genug, sie gab ihm, wenn auch mit einiger Herablassung und mit sehr ernstem Gesicht, die Hand, die sie aber schleunigst wieder zurückzog und in die Tasche ihres Kleides versenkte, als sie feststellte, daß Christian Möller die Absicht hatte, sie länger in der seinen festzuhalten.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen,“ sagte sie, indem sie ihre romantische Stellung mit Bewußtsein innehielt.

„Es war Ostern vor einem Jahr,“ antwortete er prompt. „Sie waren mit Hinge zur Kirche gefahren und waren bei uns eingekehrt, und ich war auf Urlaub zu Haus . . .“

„Und Sie bedienten uns!“ Sie begleitete diese hingeworfene Bemerkung mit einem lässigen Neigen ihres Lockenkopfes, als wenn sie sagen wollte: „Ich weiß noch recht gut, wie du dich als Kellner machtest.“

„Es war mir eine Freude, gerade Sie zu bedienen,“ sagte er ehrlich.

„Sie fragten mich damals, was Sie mir bringen dürften, ob Zuckerwasser oder eine Tasse Suppe, weil Tante gerade Fleischsuppe auf dem Herd hatte. ‚Wein können Sie gewiß nicht vertragen‘, sagten Sie. Ich erinnere mich dessen sehr wohl. Das war gerade nicht hübsch von Ihnen.“

Frauke legte den Kopf an die Messingkugel und be-

obachtete lauernnd, wie vorher das Rätzchen, den nächsten Sprung des Gegners.

Christian Möller machte mit einigem Erfolg ein bekümmertes Gesicht und erklärte, daß er aus lauter Freude, Frauke von Knee bedienen zu dürfen, übermütig geworden sei.

„Ich wollte Sie durchaus nicht beleidigen, Fräulein von Knee.“

„Warum nennen Sie mich denn jetzt Fräulein und Sie? Warum sind Sie überhaupt so . . .“ Frauke hätte bald „ehrerbietig“ gesagt und wurde vor Freude rot, als sie das dachte . . . „so . . . so nett zu mir?“

„Weil Sie doch so viel vernünftiger geworden sind,“ sagte der Heuchler.

„Geworden?!“ Die kleine Dame hatte das bedenkliche Wort gleich erfaßt und hielt es ihrem Gegner triumphierend vor die Augen. „Ich denke, daß ich immer verständiger gewesen bin, verständiger als Sie. Erinnern Sie sich, mein Herr, daß Sie mich vor zwei Jahren, als ich zur Konfirmandenstunde ging, fortwährend schlecht behandelten?“

Christian Möller griff nach Fraukes Hand.

„Es war Übermut von mir, Fräulein Frauke; bitte, vergessen Sie es.“

„Ein junger Mann, der schon einen Schnurrbart trägt, muß aber immer ernst sein. Ich bin immer ernst . . .“

Christians Mund zuckte, sein ganzes Gesicht war eitel Übermut: „Sie waren eben sehr ernst, Fräulein von Knee, als Sie die Raße das Reiten lehrten.“

Fraukes schlanke Gestalt richtete sich mit einem Ruck auf, ihre Augen sprühten, und ihre Hände ballten sich.

„Sie . . . Sie . . . sind ein ganz hämischer Mensch! Sie können nie Frieden halten! . . . Sie werden Ihre

Frau ganz unglücklich machen, aber keine wird Sie nehmen ... so einen Menschen!"

Sie funkelte ihn noch einmal an, dann flog sie die Treppe hinauf. Oben in ihrem Zimmer setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes und weinte herzerschütternd. Warum? Weil sie gerade auf den Menschen keinen Eindruck machen konnte, den sie um alles in der Welt so gerne demütig gesehen hätte. Also warum weinte sie? Weil die Treppstufe, auf der sie gestanden, nicht hoch genug war, um auf Christian Möller, gerade auf diesen Christian Möller, herabzusehen.

Der junge Mann blieb noch einige Zeit ärgerlich über sich selbst am Fuß der Treppe stehen, dann öffnete sich die Thür und Gertrud, die bei dem etwas lauten Schluß der Debatte aufgehört hatte, bat den jungen Herrn, er möchte doch eintreten und eine Erfrischung annehmen.

Der Hausherr schien durch den Besuch angenehm berührt und munter. Er hatte sogar einen Scherz für den jungen Mann. Indem er die Rechte desselben in der seinen behielt und die innere Handfläche betrachtete, meinte er, die Hand sei sicher gewohnt, selbst und zwar kräftig zuzugreifen. Christian Möller, der von Kind auf eine hohe Verehrung für den ritterlichen Herrn hatte, antwortete ehrerbietig, daß er hoffe, dem Herrn von Knee nicht allein eine Last, sondern auch ein wenig Hilfe zu sein; trotzdem fühle er sich tief zu Dank verpflichtet, daß er in seinem Hause die so sehr gewünschte Aufnahme gefunden hätte.

Frau Möller, welche ein Glas Wein vor sich hatte, sah mit sichtlicher Freude zu ihrem schmunzeln, bescheidenen Jungen auf und sagte, zu Gertrud gewandt, in halb scherzendem, halb ernstem Tone: „Ich bitte Sie, liebe Gertrud, daß Sie Frauke kräftig in Schutz nehmen; der

große Junge hat so eine häßliche Art, mit der Kleinen umzugehen.“

Gertrud lachte belustigt auf.

„Ich bitte Sie, Frau Möller! Frauke wird sich schon selbst ihrer Haut wehren.“

Die Dame wiegte bedenklich den Kopf: „Ich glaube,“ sagte sie, „die beiden hatten draußen schon einen Krach, und Frauke rückte aus.“

„Ich wette,“ sagte Gertrud fröhlich, „daß das nächste Mal Ihr Herr Sohn derjenige sein wird, der Fersengeld giebt.“

So plauderten die beiden Damen noch eine Zeit lang in der gemüthlichsten Weise, während die Herren sich über landwirtschaftliche Dinge unterhielten. Dabei beobachtete Gertrud mit stiller Genugthuung, daß der Hausherr eifrig zuhörte, was der junge Mann berichtete, und daß er mehreremal hochauf horchte. Es mochte wohl manches, was Christian Möller in bescheidenen Worten über den Stand der Landwirtschaft, über Absatz und Preise vorbrachte, schlecht zu dem stimmen, was Hünze seit sieben Jahren als unumstößliche Gewißheit dargestellt hatte.

Über Gertrud kam an der Seite der älteren Frau, die so klar in das Leben hineinsah und ernst und doch freundlich urtheilte, ein Gefühl der Sicherheit und des Schutzes. Mochte einmal etwas Entscheidendes an sie herantreten, wo sie den Rat einer erfahrenen Frau bedurfte, so würde sie bei dieser Frau mit den klugen Augen und dem sicheren Takt, den mütterlichsten Rat und die richtigste Unterweisung empfangen.

In dem Bestreben, dem lieben Besuch irgend etwas Freundliches zu erweisen, forderte sie die Dame auf, einen Gang mit ihr durch den Park zu machen.

„Sie würden mir eine ganz besondere Freude machen, liebe Gertrud, wenn Sie mir die Ruine zeigen wollten. Ich war noch niemals da. Wenn es Ihnen recht ist, Herr von Knee, nehmen wir Christian mit. Sie gehen nicht mit?“

„Onkel hat heute Erlaubnis, zu Hause zu bleiben,“ sagte Gertrud, indem sie ihre weiche Hand auf seine Rechte legte und ihm freundlich zunickte.

So ging die kleine Gesellschaft, die beiden Damen Arm in Arm, den bekannten Weg zur Ruine hinauf.

Christian holte noch rasch die Schlüssel aus der Kammer des alten Boß. Als er das Haus verließ, klrirte über ihm ein Fenster, und Fraukes verweintes Gesicht verschwand hinter den Kretongardinen. Wie gern wäre sie mitgegangen! Und welche Freude wäre es für ihn gewesen, mit ihr plaudernd den hübschen Weg zu machen! Und nun! . . . Er ging sehr herabgestimmt hinter den Damen her, und Frauke von Knee setzte sich zur Veränderung auf den Rand von Gertruds Bett, als wäre da mehr Trost in dem schrecklichen Unglück zu holen, das sie betroffen hatte. Dabei überlegte sie aber schon, ob sie wohl ihrer Würde etwas vergäbe, wenn sie hinterher ginge. Als das Kleeblatt freundlich plaudernd die Burg betreten hatte, beschloß Christian, dessen geschichtliches Interesse sofort wach wurde, eine Besichtigung der Räume vorzunehmen; er verlor sich bald in der wilden Unordnung des verfallenen Mauerwerks. Die beiden Damen gingen in den Turm und weideten sich unter dem römischen Bogen an dem herrlichen Bilde, das sich ihnen darbot. Es war Ebbe. Der eintönige, graue Meerboden streckte sich weit hin; weißschimmernde Möwen flogen von der Düne und von der Marsch her mit lautem Getreisch, in zierlichem

Flug über den Deich, um sich auf dem reich' gedeckten Tisch des Wattenmeeres ihre Nahrung zu holen; fern weg, am Horizont, bezeichnete ein langes, feines, silbernes Band, in dem es zuweilen weißlich aufglikerte, das ewig unruhige, schäumende Meer. Die empfängliche Frau konnte ihrer Verwunderung nicht Ausdruck geben.

„Wie herrlich dieser Platz! Und das ist Ihr Eigentum!“ Sie lehnte den kurzen Oberkörper über die Eisenstange, um einen Blick die Düne hinunter zu thun, zog sich aber sofort, aufs tödlichste erschreckt, wieder zurück.

„O!“ rief sie, indem sie die Hand auf das klopfende Herz legte, „dieser rohe Mensch untergräbt ja den Turm. Es sind keine fünf Fuß mehr bis zum Absturz. Es ist in der That lebensgefährlich, hier zu sitzen!“

Sie hielt einen Augenblick die Hand vor die Augen, da ihr schwindelte.

„Er hat das Recht auf seiner Seite, sagte Onkel Mein Großvater hat sowohl den Marschhof, als das Recht, den Sand nach Belieben zu graben, an Thorbeeken verkauft.“ Und von dem Wunsch getrieben, sich gegen einen Menschen offen auszusprechen, von dem sie vielleicht Rat und Aufklärung bekommen konnte, erzählte sie das gestrige Benehmen Thorbeekens.

Die kleine Frau wurde noch erregter. Sie tippte in ihrer lebhaften Weise auf die Steinbank, auf der sie saß, und sagte:

„Da ist es wieder! Ich finde immer wieder dieselbe Spur! Immer dieser selbe Haß gegen diesen Turm! — Ach, was schwächt er davon, wenn er zu viel getrunken hat! Immer derselbe Haß gegen die Familie Kneer! Und nun gar, als Sie kamen! Immer wieder fragt er nach

Ihnen! . . . Da ist es! Ich habe eine Ahnung — seit zehn Jahren!“

Sie brach einen Augenblick ab: „Wissen Sie,“ sagte sie unvermittelt, „daß Thorbeeken einen Sohn hatte?“

Gertrud schüttelte verwundert den Kopf: „Ich habe gehört,“ sagte sie, „daß er eine Nichte bei sich hat, die ihm das Hauswesen führt. Sie soll eine stattliche, sympathische Erscheinung sein und in der Mitte der zwanziger Jahre stehen, und ich habe von Frauke gehört,“ setzte sie zögernd hinzu, „daß Hinge das Fräulein verehrt.“

„Ja, wissen Sie, er verehrt eigentlich alles Weibliche; aber dort,“ sie deutete nach dem stattlichen Gebäude hinüber, „scheint er Ernst machen zu wollen. Nun, es ist dem Habenicht's nicht zu verdenken. Das große Gut und dann . . . stattlich ist diese Dora Thorbeeken und hübsch, obgleich sie nicht mein Geschmack ist. Aber Hinge hat die Rechnung zweimal ohne den Wirt gemacht. Erstmal muß er nicht glauben, daß Thorbeeken seine Nichte dem hergelaufenen Menschen giebt; er wird Hinge fortschicken, wenn er ihn nicht mehr braucht, und zweitens . . . der Sohn!“

„Wo ist dieser Sohn?“

„Verschollen, sagt alle Welt. Kneee, Boß, Thorbeeken selbst! Sie sagen alle, er ist tot! Kein Mensch in der ganzen Landschaft weiß, daß er noch lebt — nur ich. Christian und ich, wir beide allein! Und ich will Ihnen das erzählen, gerade Ihnen, ich habe meine Gründe!“

Sie horchte.

Vom Burghof her Klang eifriger Wortwechsel, der von beiden Seiten gleich schlagfertig geführt zu werden schien. Gertrud lächelte. „Frauke ist nachgekommen,“ sagte sie; „vor den beiden haben wir Ruhe.“

„Ich wollte Ihnen von Thorbeekens einzigem Sohn

erzählen," sagte Frau Möller. „Hören Sie zu! Hans Thorbecken war einsam groß geworden, denn seine Mutter, eine liebe, stille Frau, war gestorben, als er noch ein kleiner Junge war. Da fing er an, häufig nach der Geest hinaufzulaufen, und da ward ihm das Herrenhaus fast zur Heimat, und er hielt mehr von Ihrem Onkel, als von seinem Vater.

Er war zu der Zeit, von der ich nun erzählen will, ein junger, frischer Mensch von achtzehn Jahren, etwas hochfahrend wie sein Vater, aber sonst konnte man ihm nichts nachsagen; denn daß die Leute sagten, daß er tränke, war einfach unwahr, das weiß ich als Wirtsfrau am besten . . . Nun also: Es sind zehn Jahre her, da klopfte es eines Abends, wir waren schon zu Bett gegangen — der Christian, welcher damals ein Junge von zwölf Jahren war, schlief bei mir. Ich hatte damals gerade meinen Mann verloren. Ich liege noch wach, draußen war es pechschwarz, der Herbstwind heulte über den Marktplatz. Da klopft also jemand an das Fenster der Schlafstube; eine bekannte Stimme ruft meinen Namen. Als ich öffne, steht Hans Thorbecken draußen, ohne Hut, in kurzer, grauer Jacke, das Haar wirr, und sieht mit einem jammervollen, leeren Blick zu mir auf. Er hatte damals helles, fast weißes Haar und ein schmales, edles Jungengesicht, mit tiefen, grauen Augen, ganz das Ebenbild seiner seligen Mutter. Ich sehe ihn noch vor mir.

Ich bekam eine furchtbare Angst, denn ich hielt viel von dem Jungen. „Was hast du, Hans," sagte ich, „wo hast du deinen Hut?"

„Was geht mich der Hut an, Tante," sagte er, „ich freue mich, daß ich meinen Kopf habe! Laß mich ein, du mußt mir helfen."

Ich kleide mich notdürftig an, und bald saß er in unserm gemütlichen Wohnzimmer mitten auf dem Sofa.

Als ich nach zehn Minuten mit einer Tasse heißen Thee an den Tisch trete, hat er den Kopf auf die Lehne gelegt und weint bitterlich in seine Hände. Der Hans war immer ein starrer, etwas stolzer Junge gewesen; so begreifen Sie, daß mir die Tasse fast aus der Hand fiel, als ich ihn so daliegen sah.

Ich setzte mich gleich zu ihm, nahm seine Hände vom Gesicht und bat ihn, mir zu sagen, was ihm fehle.

„Ich kann es dir nicht sagen, Tante,“ schluchzte er, „es ist zu schrecklich. Ich kann es niemandem sagen in der ganzen Welt!“

„Hast du was Schlechtes gethan, Hans?“

Er sah ganz irre um sich und suchte meinem Blick auszuweichen, ich aber nahm seinen Kopf in meine beiden Hände, ich dachte, liebes Fräulein, seine Mutter würde es auch so gemacht haben, und ich hatte den Jungen lieb, wie meinen Sohn, und seine Mutter war tot.

„Sag' mir, Hans, was hast du gethan?“

„Ich . . . ich . . . habe meinen eigenen Vater geschlagen . . . mit dieser Hand . . .“ schrie er und schüttelte fortwährend die Hand, als wollte er sie vom Gelenk abschütteln . . .

„Hans!“

„Ja, Tante, er hat mich geschlagen, er sperrte mich ein, ich glaube, er wollte mich umbringen, er war wie von Sinnen — da mußte ich zuschlagen . . . daß er taumelte! . . . Er war ja auch betrunken . . .“ Er schüttelte sich wie ein Mensch, dem das ganze Leben ein Ekel ist . . .

„Ich will weg . . . übers Wasser . . . nach Amerika.“

„Ich muß die Wahrheit wissen, Hans,“ sagte ich; „ich denke, ich soll dir helfen, fortzukommen; ich thue das nur,

wenn ich weiß, daß du gehen mußt. Warum hat er dich geschlagen?’

Und nun hätten Sie seinen Jammer hören sollen, liebe Gertrud; mir hat er noch vierzehn Tage nachher in den Ohren geklungen.

Er hätte heute abend durch Zufall erfahren, daß die Existenz seiner Familie seit langen Jahren auf Lug und Trug aufgebaut sei. Das Nähere könne er mir nicht sagen. Er hätte seinen Vater aufgefordert, das Unrecht sofort wieder gut zu machen, aber der hätte geflucht und sich betrunken und ihn mit schweren Worten bedroht und ihn hart geschüttelt. Nun könne er weder seinen Vater anzeigen, denn es sei doch sein Vater, noch könne er hier länger bleiben, denn das Unrecht umstände ihn wie eine finstere Mauer.

Sie können glauben, daß ich alles versuchte, ihn von seinem Plan abzubringen, bis er mich endlich damit zum Schweigen brachte, daß er sagte, sein Vater hätte seine Schuld ihm offen gestanden und habe gesagt, die Menschen wären alle miteinander Schurken und Betrüger, und keiner gäbe wieder heraus, was er einmal in den Händen hätte.

„Ist das wahr, Tante?“ schrie er immer wieder. „Ist das wahr, sind alle Menschen so? Dann werde ich diese Nacht noch verrückt, und ich will Gott danken, daß ich es geworden bin!“

Der Frau vom Mönchshof standen funkelnde Thränen in den Augen.

„Es hat mir die Seele zerrissen,“ klagte sie mit stotternder Stimme, „als er solche gottlose Worte rebete; ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich meine Hände um seine geballten legte und ein Vaterunser betete, und

als ich zu der fünften Bitte kam, da lösten sich seine Hände, und er wurde still und weinte.“

Gertrud hatte mit blassem Angesicht zugehört, jetzt sagte sie einfach:

„Darf ich Sie auch Tante nennen, wie er es gethan hat und wie Frauke es thut?“

„Gern, Kind,“ sagte sie und streichelte mit feuchten Augen die Hand, die sich in ihre Hände schmiegte. „Rechnen Sie auf mich, wenn Sie Rat und Hilfe brauchen.“

„Ich habe damals bis Mitternacht mit ihm beratschlagt. Als ich seinen Entschluß nicht ändern konnte, gab ich ihm tausend Mark, mehr wollte er nicht haben, und als der Morgen graute, ist er mit rheinischen Pferdehändlern, die im Mönchshof übernachtet hatten, als ein einfacher Knecht verkleidet, hinauf nach Jütland gefahren.“

„Und nun?“ fragte Gertrud mit stoßender Stimme.

„Sie nehmen alle an, daß er verschollen, tot ist, alle, die ihn lieb hatten, Kneer und Boß und Frauke an der Spitze; sie sprechen nicht mehr von ihm, weil sie nicht für möglich halten, daß er lebt, und zu traurig sind, wenn sie an den prächtigen Jungen denken. Er hat mir verboten, ein Wort über sein Leben zu erzählen. ‚Ich bin nicht wert,‘ sagte er, ‚daß die Knees wissen, daß ich am Leben bin.‘ Und sehen Sie, Gertrud, diese Bemerkung bestärkt meine Ahnung . . .“

„Und schreibt er an dich, Tante?“

„Nach Jahresfrist kam ein Brief aus Chile, mit Anweisung von tausend Mark auf ein Hamburger Bankhaus und mit der Nachricht, daß es ihm, abgesehen von der trostlosen Last auf seinem Gewissen, sehr gut ginge. Er wäre schon auf der Fahrt nach Newyork mit einem älteren deutschen Ingenieur bekannt geworden, der Gefallen an

ihm gefunden hätte. Der hätte ihn mit nach Südamerika genommen. Sein Gönner baue dort eine Eisenbahn, und er werde gehalten, wie sein Sohn.

Seitdem hat er jährlich einmal geschrieben und — es ist schrecklich, Kind — jedesmal erkundigt er sich, wie es seinem Vater geht, wie sein Aussehen wäre und ob er alt werde . . . der Sohn wartet auf den Tod des Vaters!

Und wissen Sie, wie ich jetzt kombiniere? Sie wissen, Frauen kombinieren gern. Sehen Sie dort das Haus Thorbeekens?“ sie zeigte mit der Hand auf das stolze Gewese, das so friedlich mitten in den wogenden Weizenfeldern lag, wie ein Ei im Nest . . . „das Haus nennt das Volk seit neunzig Jahren nicht anders als ‚das schlechte Gemeeten‘, und allerlei Gerede geht immer wieder durch die Landschaft. Ich will darauf schwören, daß es bei dem Handel, den Graf Hans vor neunzig Jahren mit dem Vater Thorbeekens gemacht hat, nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, und daß der graue Sünder dort unten genau weiß, wie dieser Handel zu stande gekommen ist, und daß Hans Thorbeeken um nichts anderes aus der Heimat floh, als weil er von dieser Sünde seiner Väter erfahren hatte.“

In diesem Augenblicke wurde die Unterhaltung durch die beiden jungen Leute gestört, die, wie es schien, in leidlicher Eintracht in den gewölkten Raum traten.

„Seid ihr artig gewesen, Kinder?“ fragte Frau Möller.

„Na, ob! Ich natürlich!“ beeilte sich Frauke zu antworten.

„Es ging so . . . so, Mutter, etwas artiger als heute morgen . . . Bloß das mit Bob . . .!“ Frauke warf ihm einen flehenden Blick zu.

Christian setzte sich lustig lachend zu seiner Mutter

auf die Steinbank und legte den Arm zutraulich um ihre Schulter:

„Willst du wetten, Mutter, wenn du Fräulein Frauke jetzt fragt, ob dein Sohn der bravste Mensch von der Welt ist, so sagt sie sofort ‚ja!‘“

Frauke verzog trotzig die vollen Lippen und warf einen etwas unsicheren Blick in das höhnisch lachende Gesicht ihres Feindes.

„Frag' lieber nicht, Tante,“ sagte sie sanft.

„Bitte, Fräulein von Kneel!“ sagte Christian mit Nachdruck.

„Christian,“ sagte die Mutter, halb lachend, halb geärgert, „du bist jetzt ernst und läßt die kleine Seele jetzt in Ruh!“

„Darf die Sache wirklich nicht verlautbart werden, Frauke?“ fragte Gertrud belustigt.

„Sei du man rein still, Sandgräfin!“

„Ah! Du gehst in Flammen auf, Wildkätz!“

„Ich ersuche Sie, Fräulein Frauke, gegen Ihre Cousine freundlich zu sein, ja?“

Frauke verschränkte die Arme hinter dem Rücken und lehnte sich trotzig gegen die Mauer.

„Also,“ sagte Christian gemüthlich, „der Bob bekam heute morgen Unterricht .. und da ...“

Die verschränkten Arme erschienen wieder an der Seite des hellen Sommerkleides. Sie setzte sich langsam zu ihrer Cousine, und ohne ihren Peiniger eines Blickes zu würdigen, legte sie den Arm um Gertruds Schulter und sagte: „Dir bin ich nicht böse, Trude, du bist gut!“

„Ich doch auch?“

Pause.

„Also, der Bob ...“

„Ja! . . .“ von einem flammenden Seitenblick begleitet.

„Christian! Jetzt läßt du den Unfinn!“

Die Frau vom Mönchshof erhob sich zum Ausbruch.

„Das ist dein Wappen, Trude,“ sagte Fraute mit klangloser Stimme und deutete auf die Steinplatte an der Wand.

Gertrud war näher an die bezeichnete Stelle herangetreten, wo, mitten in der Seitenmauer, ungefähr in der Höhe eines Mannes, in fremder Steinart sauber ausgeführt, ein Wappenschild vermauert war.

„Ja,“ sagte sie, „es ist Großvaters Wappen.“

Sie zog einen hübschen, alten Siegelring vom Finger: „Den hat Großvater getragen; ich ließ ihn enger machen. Es ist das Einzige, was ich von meinem Großvater besitze.“

Es war ein schlichtes Wappen in Form eines ausgewachsenen Eichblattes, dessen Stiel nach unten wies und das durch einen geraden, senkrechten Strich von oben nach unten geteilt war. Das rechte Feld zeigte einen Spieß, dessen Spitze neben einem Tierkörper stand. Man konnte nicht unterscheiden, welcher Art das Tier war; jedoch war deutlich, daß gezeigt werden sollte, daß das Tier von dem Spieß nicht getroffen ward. Das andere Feld zeigte ein nacktes Menschenbein mit gebogenem Knie, doch war vom Oberschenkel nur die untere Hälfte gezeichnet.

„Als mein Vater den Abel ablegte,“ erklärte Gertrud, „nahm er seinen Namen von dem Wappenselde zur Rechten und nannte sich statt von Knee kurz und bürgerlich ‚Spieß‘.“

Die andern verließen das Turmgemach, Gertrud stand allein vor dem alten Schild ihrer Ahnen. Ihre Gedanken gingen zu denen zurück, welche hier vor vielen Jahren, erst mit Stolz, dann, als Haus und Ansehen verfielen, mit Behmut auf dasselbe ehrwürdige Zeichen ihres Geschlechts

geblickt hatten. In den Augen des jungen Mädchens stand ein milder, stiller Glanz, und um den weichen, vollen Mund zuckte es leise und wehmütig. Sie hatten alle ausgelitten, ausgestritten . . . sie hatten es alles überwunden. Es war nur noch eine übrig, ein schwaches, allein dastehendes Reis. Ihr stand der Kampf noch bevor . . . Aber wie kurz erschien der Kampf eines einzelnen Menschen und wie unbedeutend sein Leben im Angesicht und inmitten dieser Trümmer, an denen drei Jahrhunderte gebaut und zwei Jahrhunderte ihre stille, starke Zerstörungskraft gezeigt hatten.

Und dann gingen ihre Gedanken zu dem hinüber, den die Sünden seines Geschlechts aus der Heimat getrieben hatten, ihren Großvater, der ihrer jungfräulichen Seele unbewußt das Ideal eines Mannes war. Doch hatte er nicht heute einen Genossen bekommen? In dem andern, der auch heimatlos und flüchtig geworden war, wie Graf Hans? Auch er in die wüste Fremde gestoßen, beladen mit den Sünden des Vaters? . . . Und sie suchte ihn sich vorzustellen, wie Frau Möller ihn geschildert hatte, aber jetzt nicht mehr ein trotziger, schöner Knabe, der nicht glauben wollte, daß es Menschen ohne Liebe gäbe, sondern ein großer, starker Mann, dem das Haar wohl hell über der Stirn steht, und die Augen haben auch noch den stählernen Glanz, aber die Wangen hat die südlische Sonne dunkel gefärbt und die Augen sind ernst geworden, um der Last willen, die seine Seele trägt. Und die Mädchen dort mit dem heißen Blut und den schwarzen Augen wundern sich über den stillen Mann, der zuweilen, wie im Traum, seine Rechte schüttelt, als wollte er sie abschütteln, und der keine Neigung hat, seine Augen tief in die ihren zu tauchen.

Gertrud wandte sich traumverloren um und sah sinnend

in die Ferne bis dahin, wo Himmel und Wasser in tiefem, bläulichem Dunst sich vermählten: Weit drüben, viele hundert Meilen . . . da wohnte er. Wie er wohl aussieht? Ob er noch das schmale Gesicht hat und die träumerischen Augen unter dem hellen Haar? . . .

Giebt es eine geheimnisvolle, von uns Menschen nie enträtselte Macht, vielleicht eine weiche Engelsband, welche, unabhängig von Zeit und Raum, zwischen weit getrennten Menschenherzen feine, schimmernde Fäden knüpft und mit leichten, spielenden Händen durcheinander schürzt? Und dann müssen diese Herzen . . . ob sie wollen oder nicht, über Länder und Meere zusammenkommen, langsam aber stetig, immer näher, bis sie eins ans andre klopfen und der Engel den letzten Knoten, ewig haltend, festmacht . . . ein Engel mit lachenden, glücklichen Augen? . . .

Langsam gingen sie in dem stillen, dämmernden Abend durch die Allee nach Hause zurück, Gertrud wie im Traum befangen, die Frau vom Mönchshof still und in sich gefehrt, in ihrem Geiste alte Erinnerungen und neue Hoffnungen miteinander verknüpfend. Frauke ging mit stillem Gesichtchen neben Christian Möller her; dann und wann strich sie mit beiden Handflächen die hellen Locken aus der Stirn.

„Wollen wir nicht rascher gehen,“ sagte er, „sonst bleiben wir weit zurück.“

Seine Augen ruhten mit einem warmen Feuer auf dem frischen Kinde an seiner Seite, das so stolz und trotzig, so in unberührter, kräftiger Jugend neben ihm herschritt.

„Es ist mir ganz einerlei, wann wir nach Hause kommen,“ sagte sie kurz und verzögerte ihre Schritte noch mehr.

Als die beiden Damen, in die Allee einbiegend, ihren Augen entchwanden, streifte Frauke das Gesicht ihres Begleiters mit einem raschen, verstohlenen Blick.

„Ich will Sie fragen,“ stieß sie heraus, „ob Sie die dumme Geschichte mit Bob und was ich nachher zu Ihnen sagte, wirklich erzählen wollen!“

„Heute abend bei Tisch!“ sagte Christian Möller und sah angelegentlich in die Tannen hinein, zwischen denen schon die Dämmerung lag.

Sie biß die Zähne zusammen, damit nicht der alte, dumme, unüberlegte Jähzorn, der in ihr kochte, über die Lippen käme und alles verdürbe, wie er es vorhin gethan hatte.

„Ich möchte es aber nicht,“ stieß sie mit bebender Stimme hervor.

„Es wird mir Spaß machen,“ versicherte er.

Frauke versuchte nachzudenken.

Wenn er die Geschichte erzählte, gut! Dann war das Unglück eben geschehen, dann war sie aber auch aus der Angst heraus und konnte ihn wieder behandeln, wie er es verdiente, und in Zukunft wollte sie sich wohl in acht nehmen, daß der Jähzorn — sie nannte es „Wut“ — sie nicht überrumpele. Dann sollte er büßen! . . . Aber wiederum . . . heute abend! Wenn Gertrud es hören würde und Mary Boff . . . Er wird natürlich furchtbar über-treiben, sie kennt das vom Mönchshof her, und dann Trudes Augen! Und Papa kann auch, seit es mit seiner Gesundheit besser ist, so . . . so eigentümlich . . . sarkastisch, nennt man das . . . mit den Augen blinzeln. Der hält ja große Stücke auf Christian Möller . . . und dann heute abend in der Schlafstube . . . die Moralpredigt von Gertrud!

Frauke von Knee fühlt sich von allen Menschen verlassen, allein auf der Welt.

„Sie wünschen?“

„Durchaus gar nichts!“

„Sie seufzten so schwer,“ sagte Christian gemächlich; „ich dachte, daß Ihnen irgend etwas weh thäte.“

Sie stand plötzlich still und wandte ihr Gesicht von ihm ab den Tannen zu, an denen sie entlang gingen. Dann sagte sie stöhnend, indem sie wieder mit hochgehobenen Händen über ihr Haar strich:

„Sie sollen mir feierlich versprechen, die dumme Geschichte nie und niemandem zu erzählen, dann will ich in den nächsten dreimal vierundzwanzig Stunden freundlich gegen Sie sein.“

Es war der letzte Rettungsweg und fürwahr, es kostete Überwindung, ihn einzuschlagen. Drei Tage freundlich gegen den Menschen zu sein . . . den sie haßte, wie . . . wie . . .

Christian war auch stehen geblieben und sah mit leisem Spott auf den Lockenkopf.

„Es geht wirklich nicht,“ sagte er gutmütig tröstend. Es war einfach entsetzlich.

Sie drehte sich um und stieß hervor:

„Was wollen Sie denn eigentlich, Sie . . . Sie.“

Da sah Christian mit einem hinreißenden Ausdruck der Liebe und Verehrung auf Frauke Knee:

„Ich will die Geschichte nie und niemandem erzählen, Frauke, wenn . . . wenn Sie mir einen einzigen Kuß geben wollen.“

Er hatte es in seiner gemüthlichen Weise sagen wollen, aber seine Stimme zitterte und, was er sagte, klang nicht wie die letzte Bedingung eines stolzen Siegers, sondern wie eine demütige, heiße Bitte.

Frauke von Knee machte ihr bekanntes Verwunderungsgeſicht.

„Mehr . . . nicht!? Und nachher darf ich Ihnen gleich die Wahrheit sagen?“

„Ja! Ja!“ sagte Christian mit gepreßter Stimme.

„Dann rasch!“

Da legte Christian Möller die Arme um das zierliche Kind, und indem er sie in seinen Armen hielt, küßte er scheu und flüchtig den ihm angebotenen frischen Mund. Aber dann außer sich vor überströmendem Glücksgefühl, nahm er den in der Dämmerung schimmernden Lockenkopf in seine beiden Hände, sah seiner jungen Liebe tief in die Augen und stammelte: „Sei nicht böse, liebe, liebe Frauke.“

„Das stand nicht im Kontrakt!“ sagte Frauke mehr verwirrt als erboßt. Sie bewegte ihren Kopf hin und her, daß seine Hände in den weichen Haarwellen wühlten.

Dann ließ er ihren Kopf los und sagte tiefaufatmend:

„Nun sage, was du willst, Frauke Kneel!“

Aber es wollte beiden nicht glücken, den neckenden Ton wiederzufinden. Frauke, welche die leise Berührung auf die trotzig zusammengepreßten Lippen still hingenommen hatte, war von dem eigentümlichen Zittern seiner Stimme und durch den strahlenden Blick seiner Augen verwirrt worden und ging stumm mit gesenktem Kopf dahin; zuweilen strich sie wieder wie vorhin mit beiden Handflächen über das Haar. Christian aber ging hochaufgerichtet neben ihr; bald sah er mit träumenden Augen in das geheimnisvolle Dunkel, das zwischen den Tannen lag, bald auf das stille, junge Gesicht an seiner Seite. Der leise Wind, der durch die hohen Pappelkronen strich, sang ihnen beiden wunderbare, unbekannte Weisen.



Über den Hausherrn war seit dem ersten Ausflug ein anderer Geist gekommen; es war, als wenn ein inneres Feuer in ihm, das fast tot unter der Asche gelegen, wieder schüchtern kleine Flammen schlug.

Wie Gertrud vorausgesagt, hatte ihm weder der Weg, noch die Aufregung geschadet, im Gegenteil, er fühlte sich, wenn auch müde, doch so kräftig und frisch, wie seit Jahren nicht. Er war gestern zweimal um den ganzen Umkreis des Parks gegangen, und er hatte, ohne jemand davon zu sagen, den Plan, die Wirtschaft zu durchgehen und Nuttmanns Hafer zu besichtigen. Wenn die Krankheit, welche eben vorwiegend eine solche des Willens gewesen war und nicht des Körpers, ihn noch nicht ganz verließ, so lag das an den schweren, peinigenen Sorgen, welche seine und seines Kindes Zukunft mit Dunkel umhüllten. Nun der Wille seiner Seele wiederzukehren begann, wich auch die stumpfe Gleichgültigkeit, und aus allen Ecken und Winkeln des öden Wohnzimmers kroch die Sorge und lagerte sich in mannigfacher Gestalt um den Schreibtisch. Da ließ der geängstete Mann die Zeitungen, deren Inhalt ihm mit einem Male so schal vorkam, liegen, und seine zitternden Hände suchten die Papiere zu ordnen, die durch-

einander in den Fächern lagen. Da stieg die Sorge! Sie lag wie schwerer Nebel über dem Park, durch den er ging; sie schrie wie Krähenschrei, der von den Pappeln her in sein stilles Zimmer drang; sie hing wie Spinnweben an der verräucherten Decke und lag wie Staub auf der Schreibtischplatte, welche die Hand seiner kleinen Tochter doch so sorgfältig abgewischt hatte.

Er wartete mit heißem Bangen auf die Rückkehr seines Verwalters, und das Herz klopfte ihm, wenn er dachte, daß dieser mit einer trostlosen Kunde wiederkäme. Die Nachricht, daß auch Thorbeelen nach Hamburg gereist war, hätte ihn früher gleichgültig gelassen; jetzt, da sein Geist erwacht war, schnürte sie ihm mit ahnungsvoller Angst die Kehle zu.

Es war gegen Abend. Gertrud hatte ihren Onkel verlassen und war durch die Verandathür in den Garten getreten, um seinen Schreibtisch mit einigen Blumen zu schmücken, die sie suchen ging. Nach kurzer Zeit ging sie leisen Schrittes, um den Schreibenden nicht zu stören, wieder in die Veranda zurück und ging ebenso vorsichtig durch das große Mittelzimmer. Da hörte sie die Thür des Arbeitszimmers gehen und gleich darauf ihres Onkels heifere Stimme. Einen Augenblick dachte sie daran, sich bemerkbar zu machen. Dann aber fuhr es wie Troß über das vorgebeugte Gesicht. Sie wollte horchen! Ja, sie wollte absichtlich horchen! Sie durfte mit der Wahl der Mittel, mit denen sie den Feind eines kranken Mannes und eines unschuldigen Kindes bekämpfte, nicht übertrieben peinlich sein. Was sonst nicht gut anstand, hier ward es unangenehme Pflicht.

„Sie sagen, Sie haben kein Geld aufreiben können? Kein Geld? Was nun?“

„Die Bank wollte nichts mehr geben; ich ging dann zu einem Privatmann. Ich bot sechs Prozent. Es war ein unangenehmer Gang!“ setzte Hinge brüst hinzu.

Vom Schreibtisch her kam ein dumpfes Stöhnen:

„Hätten Sie nicht wenigstens die Hälfte, zehn- bis zwölftausend Mark flüssig machen können?“

Hinge schien sich neben dem Schreibtisch in den Sessel zu werfen, dann sagte er nichts weiter als ein trockenes „Nein!“

„Ich habe die Papiere durchsucht! . . . Wie hoch sind die Schulden?“

„Ich weiß es nicht so . . .“ sagte Hinge beunruhigt. „Ich weiß aber, daß, wenn der Preis der Erzeugnisse noch ein wenig heruntergeht, die Schulden und der Wert des Gutes sich die Wage halten.“

Knee seufzte bange auf.

„Wenn Sie sich entschließen könnten, die sechzig Morgen bei Westdorf an Herrn Thorbeeken zu verpachten, so hätten Sie eine bestimmte Einnahme, mit der die Zinsen der Hypotheken gerade gedeckt werden könnten. Aber Sie wollen auf diesen Vorschlag nicht eingehen.“

„Warum ist Thorbeeken in all dieser Zeit nicht hier gewesen?“

„Er war beschäftigt. Übrigens bin ich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen zehntausend Mark zu sechs vom Hundert am morgenden Tag zur Verfügung stellt, wenn Sie auf seinen Vorschlag eingehen.“

Da war von Knee aufgestanden: „Das klingt wie Erpressung!“ sagte er drohend.

Über den kleinen Baron kam ein heißer Schreck. Die dumpfe Ahnung, daß etwas in der Luft schwebte, war gleich beim Eintritt in das Haus über ihn gekommen. Der Knecht,

der ihm das Pferd abnahm, hatte so selbstbewußt ausgesehen, und als er nach seiner Gewohnheit durch die Küche gegangen war, hatte Frauke, die mit heißen Wangen vor dem Herd stand, ihm nichts als einen kurzen Gruß zugenickt. Kein Mensch hatte ein Wort mit ihm geredet. Sein Zimmer hatte er nicht betreten, sonst hätte er alles erfahren. Dort stand die alte Wirtschafterin zitternd und in gebrochener Haltung und wartete auf ihn, um ihm rechtzeitig zu sagen, daß der Herr des Hauses wieder einen Willen bekommen hätte und daß für den ungerechten Haushalter die gefürchtete Stunde gekommen sei, Rechenschaft abzulegen.

Dieses Haushalters sonst so sichere Stimme klang rauh und polternb:

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Knee, ich habe mir mit einer unangenehmen Sache redlich Mühe gegeben, und ich bin zu dem Resultat gekommen, daß unsere einzige Hilfe wiederum Thorbeeken ist, und ich begreife nicht, was Sie gegen den Mann haben, in welchem Sie den besten Freund sehen sollten.“

„Thorbeeken ist mir zuwider geworden, Hinze! Ich habe bestimmt erfahren, was ich nicht habe glauben wollen, daß der Mann ein Trinker ist, und ich habe den Eindruck, daß er es nicht ehrlich meint mit mir und mit meinem Geschlecht. . . . Aber . . .“

„Ja Herr von Knee, wenn dies Aber nicht wär'!“

„Herr?!“

Der Baron schraf vor diesen Augen zurück, die ihn so groß und starr unter der Binde hervor ansahen. . . . Er erhob sich mit hastiger Eile, murmelte etwas von Müdigkeit und ging mit einer verlegenen Verbeugung hinaus. Schweratmend blieb er einen Augenblick hinter der geschlossenen Thür stehen. Er hatte in diesem Hause aus-

gewirkt; er wußte es. Es stieg ihm heiß, wie ein großer Schmerz, vom Herzen zum Kopf, er fühlte, wie seine Augen dunkel wurden und wunderte sich darüber.

Drinne im Zimmer hörte er hastige Schritte.

„Verzeih, Onkel!“ klang eine bebende Stimme.

„Gertrud, du hast gelauscht?“

„Ich habe es anfangs nicht gewollt, Onkel, wahrhaftig nicht! Als ich aber hörte, daß der Mann dich mit seinen Worten quälte, da bin ich stehen geblieben. Du bist ja noch krank, Onkel,“ setzte sie leise, wie entschuldigend, hinzu. „Hast du sonst nirgends Hilfe, Onkel, als bei Thorbeeken?“

„Keine!“ Der Federhalter, mit dem die blasse, kräftige Hand nervös gespielt hatte, brach entzwei. Die Stücke fielen achtlos auf den Tisch. „Es geht meinem Geschlecht, wie es dem deinen gegangen ist, Gertrud. . . . Was soll aus euch armen Kindern werden?“

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und stöhnte weh auf. Gertrud war neben seinem Stuhle in die Kniee gesunken, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sagte leise:

„Bitte, bitte, nimm mein Geld. Nimm meine fünfzehntausend Mark.“

„Und ich sollte deinen Notpfennig in diese Trümmer werfen?“

„Hast du keinen treuen, ehrlichen Ratgeber, Onkel, der Geschäftskenntnisse hat?“

„Früher war Justizrat Nagel mein Rechtsbeistand; ich habe ihn seit Jahren nicht aufgesucht.“

„Wie steht dieser Herr zu Thorbeeken?“

„Sie sind Feinde.“

„Dann ist er unser Mann! Darf ich ihm schreiben,

daß er kommen soll? Du mußt vor allem Klarheit haben, Dunkel! . . .“

Der Haushalter, der draußen schweratmend an der Thür gelehnt hatte, ging halbbetäubt, mit schweren Schritten, nach dem Hof hinaus. Dort bestieg er sein noch dampfendes Pferd und ritt, ohne mit irgend jemand gesprochen zu haben, zu Thorbeeken hinunter. Er saß wie ein Geschlagener auf dem stolzen Tier und mußte immer an eins denken: Als er vor vierzehn Tagen mit Frauke den Dom besucht hatte — es war der neunte Sonntag nach Trinitatis —, da war am Altar das Evangelium des Sonntags verlesen worden. Damals hatte er ein dumpfes, unklares Gefühl der Sorge gehabt; jetzt, auf seinem einsamen Ritt, klangen ihm die bekannten Worte ins Ohr . . . Der Wind wehte, das Pferd trabte, und überm Deich herüber rauschte das Meer . . . Alles dieselbe Melodie: „Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir . . . Graben mag ich nicht . . . ich schäme mich zu betteln . . . zu betteln . . . zu betteln . . .“

An der stolzen, rampenartigen Erhöhung vor der Front des stattlichen Hauses wurde er von Dora Thorbeeken empfangen. Sie war eine üppige, hohe Erscheinung von etwa fünfundzwanzig Jahren; bequem und weich in ihren Bewegungen, machte sie einen frauenhaften Eindruck. Unter dunklem, schwerem Haar, das sie glatt und schlicht aufgesteckt trug, leuchteten ein paar weiche, braune Augen. Im übrigen war das Gesicht nicht gerade schön zu nennen, doch machten die weichen Formen und Linien desselben einen angenehmen, milden Eindruck, und ihre Augen hatten etwas Dunkles und Tiefes, man konnte lange nicht bis auf den Grund sehen.

Man mußte in ihrem täglichen Umgang bald das Ge-

fühl haben, sich im Wirkungskreis einer sorglichen Hausfrau und im Bann eines nicht ungewöhnlichen Geistes zu befinden. Auf einem anderen, reineren Boden aufgewachsen, als dieses Haus es war, wäre Dora Thorbeeken die Frau geworden, auf welche ein Mann in allen Lebenslagen bauen konnte; aber in der steten Umgebung des Hausherrn, für den es kein Gottes- und Menschengebot gab, war ihr sittliches Urtheil verderbt worden und bei der einsamen Lage des Thorbeekenschen Besitzes der Langenweile anheimgefallen, und bei ihrer Abgeschlossenheit von der Welt nicht in der Lage, Vergleiche anzustellen, hatte eine starke Leidenschaftlichkeit sie dem windigen Hünze in die Arme getrieben, den sie im Grund ihrer Seele nicht besonders hochachtete.

Hünze geleitete die Dame in das prächtig ausgestattete Arbeitszimmer des Hausherrn. Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, suchte er sich ihr in zärtlicher Weise zu nähern.

„Laß das,“ sagte Dora Thorbeeken rauh. „Erzähle lieber etwas von der Sandgräfin. Du bist ja so voll von ihrer Schönheit und von ihrem Geist.“

„Bist eifersüchtig, Schatz?“ fragte Hünze mit krauser Stirn. „Wenn die Dame nun einmal schön ist, so kann ich sie unmöglich häßlich machen. Übrigens hast du keine Ursache, um mich besorgt zu sein; sie hat mir deutlich genug zu verstehen gegeben, daß sie mich nicht mag. Gib mir ein Glas von dem guten Portwein dieses Hauses und eine Cigarre und laß uns von ernstern Dingen sprechen.“

Dora Thorbeeken blieb ruhig vor ihm stehen: „Ich werde nächstens glauben,“ sagte sie, „daß du des Weins wegen kommst und weil die Güte der Cigarren dich lockt.“

Hünze ging rasch auf sie zu und umfaßte mit festem Griff ihre Schultern.

„Du kannst überzeugt sein, Dora,“ sagte er, und in seinen Augen leuchtete echte und nicht unedle Leidenschaft, „daß ich dich über alles liebe und um deinetwillen sogar im Stande wäre, von Morgen bis Abend zu arbeiten, was sonst nicht meine Leidenschaft ist. Ich habe dich lieb und sonst niemand, keinen Menschen.“

Er ließ sie los und sagte mit vollständig veränderter, ruhiger Stimme:

„Und nun setz' dich, Kind, ich bin in fürchtbarer Unruhe hierher gekommen. Wo ist dein Onkel?“

„Weißt du es nicht?“

„Er ist heute morgen mit mir von Hamburg gekommen und in der Stadt zurückgeblieben. So wird er also den ganzen Tag in den Wirtshäusern herumliegen und unfähig sein, heimzukommen. Und ich muß so notwendig mit ihm reden.“

„Was ist denn geschehen?“

„Das Schlimmste! Im Herrenhaus ist irgend etwas Besonderes vorgefallen. Die Schlesierin hat den Alten vollständig am Band. Morgen wird Justizrat Nagel herauskommen und ihm reinen Wein über seine Verhältnisse einschenken, und damit bin ich vollständig fertig.“ Es stieg eine heiße Röthe in das sonst so stolze Gesicht.

„Und was nun?“

Der kleine Baron sah starr vor sich hin auf den Teppich. „Was nun? . . . Wenn dein Onkel das erfährt, wird er morgen mit der Kündigung aller Hypotheken vorgehen; sie befinden sich, wie du weißt, seit Jahren in seinen Händen. Den Rest hat er gestern in Hamburg angekauft . . .“

„Und nun?“

„Herr Gott, was fragst du, Dora! Dann wird er ihn

zum Konkurs treiben, worauf sein ganzer Plan seit Jahren hinausläuft.“

„Aber werden die Hypotheken genügen?“

„Zweifellos! Überhaupt kann niemand den Besitz kaufen, als allein Thorbeeken. Er hat seit Jahren das Vorkaufsrecht auf die sechzig Morgen bei Westdorf, und ohne diese Ländereien ist das Gut überhaupt nicht zu bewirtschaften und für jeden Preis zu teuer. Dein Onkel ist nicht umsonst in der ganzen Landschaft gefürchtet.“

„Was soll dann aus der Familie werden, aus den beiden Mädchen?“

„Herr Gott! frag' mich nicht, Dora!“ . . . Hünze ging unruhig in dem weiten Gemach auf und nieder . . . Seine Seele verstand die Wucht des Wortes: „Was soll ich thun! Was soll ich thun . . .“ und sie erschraf. „Ich weiß nicht,“ sagte er, indem er in einen Sessel sank, „ich habe mir das früher nicht klar gemacht. Das nicht!“ Und dann sprang er auf und trat mit flackernden Augen vor Dora hin. „Ich habe nur an dich gedacht,“ sagte er heiser, „ich wollte dich gewinnen; darum wurde ich sein Handlanger.“

„Mich und dieses Gut,“ sagte sie ruhig.

„Wohl auch das! Arbeiten mag ich nicht!“ Er stockte . . . in seiner Seele klang die Fortsetzung . . . so schäme ich mich . . . zu betteln . . . zu betteln. „Wir werden zusammenhalten müssen,“ stieß er hervor, „mehr als je. Er muß mir jetzt den Preis ausbezahlen: Deine Hand. Sein Sohn ist tot! Du bist seine alleinige Erbin. Er kann bei uns bleiben oder in die Stadt ziehen. Das beste wäre . . .“

„Er tränke sich zu Tode,“ sagte sie kalt.

Sie versanken beide in nachdenkliches Schweigen.

Dora Thorbeeken überlegte, daß sie eine eheliche Verbindung mit diesem zwar gewandten und hübschen, aber

geistig unter ihr stehenden Mann nicht ernstlich wünschte. Sie gestand sich offen, daß sie das Verhältnis vor drei Jahren mit ihm angeknüpft hatte — aus Langerweile. Ja, wenn sich etwas anderes bot! Noch aber hoffte sie auf das, was in ihren Augen das Ideal eines Mannes war. Wenn sie thatsächlich, wie nicht zu bezweifeln, die Erbin des großen Vermögens war, sollte sich ihr dann nicht bieten, was sie sich träumte: ein ritterlicher, schöner Mann, ein überlegener Geist, mit großer Erfahrung und sicherem Wesen? Freilich, eines fand sie bei Hünze, eine tiefe Leidenschaft für ihre Person, und sie kannte ihre Natur genug, um sich zu sagen, was das für sie wert war; und ihr Charakter war noch edel genug, um diese ihr dargebrachte Liebe zu schätzen. Aber doch . . . der Erwartete war er nicht. Nicht der Erfehrte; wenn der käme, das wußte sie, dann würde sie alles wagen, was ein Weib um seine Liebe thun mag.

Unterdessen trabten die hohen Rappen Thorbeckens dem Marschhof zu.

Mechanisch hielt er die Peine in der Hand; sie lag lose auf dem Rücken der Pferde. Zu bequem, sich der Peitsche zu bedienen, hob er dann und wann die Peine und ließ sie klatschend auf die glänzenden Rücken fallen. Man hatte ihn schon oft gewarnt, nicht so sorglos zu fahren, aber was kümmerte er sich um Warnungen der Menschen, er, der sich außerhalb jedes Menschenurteils gestellt hatte, er, der seine eigenen Wege ging, ruhig, sicher, und wenn sie gegen alle Menschen- und Gotteswege gingen.

Ruhig?! Ja, wenn er rasch hintereinander drei Flaschen schweren Wein getrunken hatte, wie jetzt, dann war er ruhig und stolz und sicher. Dann fühlte er sich allen Menschen überlegen, dann war der dumpfe Druck gewichen, der sonst auf ihm lag. Seit Jahren schon! So lange er

zurückdenken konnte! Besonders aber in den letzten Wochen, seit er im Mönchshof in die klaren Augen der Sandgräfin gesehen hatte, die wie die leibhaftige Abgesandte des letzten Grafen Kneze seine unruhig schlafende Seele jäh wachgerufen und ihr zugescrien: „Du sollst nicht schlafen! Ein Mensch mit einem Gewissen, wie du es hast, darf nicht schlafen. Wach auf! Hör zu! Du bist ein Dieb! Ein Ehrloser . . . ein . . . Halt ein!“ schrie seine Seele.

Er schlug mit der Peine wild auf die Pferde. Dicht vor dem geschlossenen Scheunenthor bäumten sich die aufgeregten Tiere; der Knecht öffnete widerwillig das Thor.

Mit breiten, schwankenden Schritten betrat er das Arbeitszimmer. Der kleine Baron, der still vor sich hingebütet hatte, sprang auf und erzählte ihm in abgerissenen Sätzen, was im Herrenhause geschehen war.

„Die Sandgräfin hat ihn aufgehezt? sagen Sie? . . . Ganz wie ich mir dachte! Wie ich mir dachte!“

„Ich verstehe nicht, Onkel,“ sagte Dora gleichmütig, „warum du sofort aufgebracht wirst, sobald du den Namen jenes Mädchens hörst; sie soll viel mehr einem Engel gleichen, als einem Teufel.“ Sie füllte die Gläser bis an den Rand; für sich nahm sie nichts, sie trank nie Wein, sie hatte das Gefühl, daß sie klar bleiben mußte, wo den anderen der Geist des Weines den Kopf und die Worte verwirrte. „Man könnte glauben,“ sagte sie, „daß du ein schlechtes Gewissen hättest.“

Thorbeeken warf ihr einen Blick zu, der verweisend sein sollte, er fiel aber so unsicher aus, daß er sofort den Boden suchen mußte.

So brütete er eine Zeit lang vor sich hin, dann murmelte er:

„Also die Sandgräfin!“ Er holte tief Atem. „Merk-

würdig, es ist gerade, als wenn sie nach vielen Jahren von jemand hierhergeschickt wäre! Höflich hergeschickt!"

„Von wem, Onkel?"

Er sah mit ausdruckslosen Augen zu seiner Nichte auf:

„Von wem? Was weiß ich? Vom Teufel vielleicht?"

Sinje räusperte sich: „Wir werden ein Ende machen müssen, Herr Thorbeeken . . ." seine Stimme klang heiser.

„Ein Ende?" sagte der Trunkene. „Wem ein Ende? Mir?"

„Ach was," sagte der Verwalter mit einem finstern Blick, „denen da oben! . . ."

„Richtig!" sagte Thorbeeken und tippte mit dem Finger mehreremal aufs Knie. „Ein Ende!" murmelte er. „Alle weg! Die Sandgräfin, der Turm, die schwarze Binde, der alte Boß, alle weg . . ." Und dann ging er und saß allein in seinem Arbeitszimmer. Seine Gedanken sammelten sich. Sie wurden klarer . . . er fühlte die Bedeutung der Stunde; er fühlte, daß sein Leben noch einmal in seine eigenen Hände gelegt wurde. Es war ihm, als wenn noch einmal — er wußte, daß es das letzte Mal in diesem Leben war — ein guter Engel vom Himmel herniederkam und auf alle Wegstrecken seines Lebens mit seinem Finger deutete und zuletzt bat: „Hör' auf, sonst läuft das Maß über!"

Sein grauer Kopf sank auf die Brust und wie an einem Träumenden zog sein eigenes Leben an ihm vorüber . . .

Er sah sich an dem letzten Lager seines Vaters stehen, der ihm alte, vergilbte Papiere übergab und eine Adresse an einen Spieß in Breslau, und ihn, den ältesten Sohn, mit heißen, flüsternd hervorgestoßenen Worten bat — er hatte sonst nie seinen Kindern gegenüber gebeten, denn er war ein harter Mann —, er möchte einen Teil des geschehenen Unrechts wieder gut machen, damit das Sterben

ihm leichter würde. Er weiß noch so genau, als wär's gestern gewesen, wie die fieberheiße Hand nach der seinen gegriffen und wie er, der schon bestimmt wußte, er würde das Versprechen nicht halten, die zuckende, um sich greifende Hand vergeblich hatte suchen lassen. Sah er sie da nicht deutlich vor sich auf dem Gewebe des Teppichs . . . dort in dem gelblichroten Muster . . . dort . . . dort . . . eine dünne, zitternde Hand? Wie in Todesangst griff die Hand um sich . . .

Er hob in qualvoller Angst seine Hände und hielt sich mit beiden sein Haupt. Aber der Engel faßte nach den Händen und legte sie ihm in den Schoß: „Hör' weiter!“ Zwei Jahre später das Sterbebett der Mutter! Er mußte auch da herantreten, er mochte wollen oder nicht . . . da stand er! . . . Wie ist die alte Frau blaß und vergrämt! Wie bittet sie ihn so flehentlich, von seiner Härte zu lassen, nach ihrem Tode ein weicher Mensch zu sein, die Menschen lieb zu haben. Er hat widerwillig das Neue Testament geholt, das, vom täglichen Gebrauch abgegriffen, auf ihrem Nähtisch lag, und er hatte ihr vorlesen müssen, und er hört noch heute seine heifere Stimme, und er fühlt noch heute das Entsetzen, das ihn erfaßte, als er sich mitten in der Geschichte vom verlorenen Sohn befand, wo im fünfzehnten Kapitel des Lukas das letzte Besetzzeichen der Mutter gelegen hatte.

Und der Engel wies mit gebietendem Arm und feierlichem, heiligem Antlitz noch auf ein anderes Sterbebett. Da hatte sein jüngerer sechzehnjähriger Bruder darin gelegen, und er hatte dabei gestanden und hatte den Schwerkranken ganz allein bedient, damit niemand als er die wilden Anklagen hörte, welche in abgebrochenen, gurgelnden Worten über die heißen, blauen Lippen kamen: „Warum

solte ich um drei Uhr aufstehen und durch das nasse Gras hinter den wilden Pferden herlaufen? Du wußtest doch, daß ich den bösen Husten hatte?" Und zuletzt versuchte der Sterbende sich aufzurichten, er schien den Bruder zu kennen. Aber die Kraft reichte nicht mehr aus, er sank zurück; aber mit einem Blick, in welchem der Ekel vor einem gemeinen Tier lag, flüsterte er in seinem geliebten Plattdeutsch: „It mag di nie sehn, du Schraffel!“ . . . Fünf Tage später hat der Geistliche, im Brunksaal vor dem geschlossenen Sarg stehend, viel von dem bitteren Leid des einzigen Bruders geredet, der im Lauf von drei Jahren so viel verloren hat: Vater, Mutter und den einzigen Bruder; er aber hat nur immer an das eine denken können, daß er jetzt der alleinige Herr des schönen Besitzes sei . . . Sein Geist flog an der Hand des Engels an Jahren vorüber: zu dem Todbett seiner Frau — es war ein stilles, ergebenes Sterben, ein prunkvolles Begräbniß gewesen — bis zu einem stürmischen Abend vor zehn Jahren, an dem er bezahlt bekommen, was er schuldig geworden war, an dem das einzige, was er liebte, in Haß von ihm ging.

Thorbecken stand schwerfällig von seinem Sitz auf und legte die Hand über die Stirn: „Hans!“ stöhnt er. Es schloß ihm unheimlich glimmend und funkelnd in die von der Hand bedeckten Augen.

Und wenn er dann weiter nichts konnte, sie alle tot und nicht wieder ins Leben zu rufen, sein Sohn verschollen, tot, auf Nimmerwiedersehen . . . so . . . so . . . wollte er vernichten, was ihn zuerst auf den Weg des Unrechts gebracht . . . was er haßte wie den Tod. Der Turm da oben, der sollte verschwinden, und der Name Kneee . . . dann . . . ja dann, wenn nichts mehr an die Schuld erinnerte, . . . dann . . . wenn kein Turm mehr auf der

Düne steht und kein Kneer mehr in der Landschaft wohnt . . . dann wird es ruhiger in ihm werden . . . ganz ruhig, dann will er das Trinken nachlassen und will seinen Arbeitern bessere Häuser bauen und eine Schule . . . und will als ein stiller, friedlicher Mann den Rest seines Lebens verbringen . . .

Er tritt an seinen Schreibtisch und öffnet die Thür, hinter welcher die Hypotheken und Schuldscheine des Kneeschen Hauses liegen: Er hat sie alle geordnet, seit Jahren liegen die Papiere eins auf dem anderen, Hypotheken und Wechsel, wie sie in seine Hände gekommen sind. Er zieht seine große Briefftasche hervor und legt drei neue Papiere zu den alten, die hat er gestern erstanden. Jetzt sind es übergenug, den Namen Kneer aus der Landschaft zu fegen, daß nichts übrig bleibt.

Und nun, nachdem er sich an ihrem Anblick geweidet, zieht er das Fach des Schreibtisches noch ein wenig weiter heraus; er beugt sich weit über die Schieblade . . . dort . . . dort liegen sonst drei Stücke alten groben Papiers, zwei Briefe aus einer schlesischen Stadt und eine alte Urkunde; unter der Urkunde stehen zwei Namen nebeneinander, der eine heißt Thorbecke und der andere Kneer, und die Schriftzüge sind zierlich und steil, wie man sie vor hundert Jahren schrieb, und der, welcher den Namen Kneer geschrieben hat, dessen Hand hat gezittert.

Wo sind die Papiere? Es sind ja die drei Papiere, welche das Schicksal seines Lebens, die Sünde seines Lebens bedeuten? . . .

Das Schubfach wird herausgerissen, so jäh, daß es hart gegen seine Brust fliegt. Seine Augen öffnen sich weit und entsezt . . . Und dann sucht er stundenlang. Aber die alten, vergilbten Papiere sind verschwunden . . .

Er schlägt sich vor den Kopf und nennt sich einen Narren, weil er sie nicht in der Stunde verbrannt hat, in der er sie aus den zitternden Händen seines sterbenden Vaters riß. Er setzt sich aufs Sofa und grübelt und greift nach der Flasche und sitzt wieder in sich zusammengesunken und trinkt wieder in langen, schweren Zügen.

„Wer hat die Papiere?“ schreit er wild auf. Dann sitzt er in sich gebückt und starrt vor sich hin, und in dem bunten Teppichmuster erscheinen wieder verzerrte Gesichter, geballte Hände; und nicht ein einziges Gesicht ist freundlich, und nicht eine einzige Hand ist geöffnet.

Spät abends erscheint seine Nichte. Sie geht mit leisen Schritten zu dem Sitzenden, rüttelt seine Schultern und sieht ohne Gek in die verglasten Augen.

„Du mußt zu Bett, Onkel!“

„Zu . . . Bett!“ Er tastet wie ein Blinder an den Möbeln entlang und verschwindet in dem nebenan liegenden Schlafkabinett.

Als sie den Schreibtisch offen stehen sieht und die Unordnung der Papiere bemerkt, sucht sie eine Zeit lang mit raschen, leisen Händen in der Unordnung umher. Dann, als sie nichts findet, geht sie aus dem Zimmer:

„Ich habe alles, was ich brauche,“ murmelte sie.

* * *

Am andern Morgen nahm Thorbeeken, ohne eine Unterhaltung anzuknüpfen, mit Hingz, der nicht wieder in das Herrenhaus zurückgekehrt war, und seiner Nichte zusammen den Kaffee. Das Eßzimmer lag nach dem Wirtschaftshof hinaus, so daß man das wirtschaftliche Treiben draußen übersehen konnte. Die Leute, welche natürlich alle wußten, daß der Hausherr gestern abend schwer betrunken

zu Bett gegangen war, brückten sich scheu aus dem Bereich des Fensters. Sie kannten ihn ja alle.

Aufblickend, sah er eben den Schreiber nach dem Kontor hinübergehen. Das Fenster sprang klirrend auf.

„Kastens!“

„Ja!“

„Schreiben Sie sofort an die Bahnverwaltung, daß ich von morgen an statt dreißig Fuder Ries sechzig Fuder täglich ablasse, ich wäre mit dem gestrigen Angebot für die zweispännige Fuhre zufrieden . . . Was warten Sie noch?“

„Ja, Herr Thorbeeken . . . der Verwalter meinte . . . das Sandgraben werde nachgerade gefährlich — der Turm . . .“

Der Fensterflügel flog hart gegen die Mauerkante, daß die Scheiben klirrten.

„Sagen Sie dem Verwalter, daß er den gelben Wagen anspannt und den Schnabel hält!“

Schweratmend und mit finsterem Gesicht ging er dann aus der Thür, um sich für die Fahrt nach der Stadt umzukleiden.



Um dieselbe Zeit, gegen neun Uhr morgens, stand Herr von Kree in einem etwas altmodischen Reisemantel, aber doch jeder Zoll ein edle, vornehme Erscheinung, in der Thür seines Hauses, um ebenfalls zur Stadt zu fahren. Eine leichte, seidene Schirmmütze bedeckte den charakteristischen Kopf mit der schwarzen Binde über den stillen, träumerischen Augen. Er war sich der tödlichen Gefahr seiner Lage nicht voll bewußt; der Schlag, der vor fünfundzwanzig Jahren seine Stirn getroffen hatte, hatte bewirkt, daß es wie ein Schleier auf seinem Geiste lag. Gertrud war es gewesen, welche mit fester Hand diesen Schleier zerriß, aber noch wogte die Wirklichkeit wie Nebel vor diesem Geist, der einst so hell und klar gewesen war. Jedoch, wenn der bedauernswerte Mann seine Lage klar erkannt hätte, auch dann wäre er in diesem Augenblicke nicht hoffnungslos gewesen: die sonnige Erscheinung seiner Nichte hätte ihn wieder aufgerafft. Gertrud, die in ihrem neuen, langen Reisemantel von seidenartigem, dunklem Stoff, mit dem einfachen, von einer einzigen grauen Straußfeder geschmückten Hut und mit ihrem, von den sonnigen Augen durchgeistigten Gesicht wie der schöne Morgen selbst aus- sah, freute sich über die hoffnungsfrohe Stimmung, in

der sich der Dunkel zu befinden schien. Die Morgensonne lag mit warmen, schrägen Strahlen auf dem von frischen, grünen Bäumen umgebenen Vorplatz. Von der See her wehte ein sanfter, weicher Wind, dazu die Aussicht auf eine stille, schöne Fahrt in trauter Gesellschaft und auf ein freundliches Plauderstündchen im Mönchshof . . . Gertrud atmete die warme, reine Luft mit tiefem Behagen ein . . . ihre schlanke, volle Gestalt hob sich, und in ihren Augen lag lauter blizende Jugendlust; sie fühlte mit jedem Tag, ja fast mit jedem Atemzug, den sie that, wie diese mit Salz gewürzte Luft ihrem Körper wohl that, wie er sich unter ihrem kräftigen Einfluß dehnte und streckte, wie das Blut gegen ihre Wangen klopfte und wie es ihr unaufhaltsam drängend in die Augen schoß, daß sie leuchteten.

Sie hob ihre schlanken Arme, um ihren Hut zurecht zu rücken, und lächelte, indem sie sich gestand, daß sie diese Bewegung nur gemacht hatte, weil ihr jede Äußerung ihrer Lebenskraft wohl that. Sie trat an die Pferde heran, streichelte ihre glatten Hälse, legte ihnen sorgfältig die Mähne zurecht und rückte hier und da am Geschirr. Und wieder lächelte sie, da sie daran dachte, ob wohl ihre Ahnen, die Jungfrauen auf der Burg, in solchen Dingen geschickt gewesen wären. Sie sah die hohe Mäe entlang, die voll Sonnenschein war, . . . da waren sie wohl entlang gesprengt, die starken Knaben in Lederröcken, die schlanken Mädchen in eigengewebten schweren Röcken; es war wohl ein reicher, aber einfacher Haushalt gewesen, und das junge Geschlecht wurde nicht verwöhnt. Hinter dem Reh herjagend und dem Hirsch, hatten sie ihre Kinder nicht geschont, auch nicht ihre starkbeinigen, kurzhalsigen Rosse und nicht die Gerste, die der leibeigene Ratenmann vor seiner Thür baute. Und wenn sie heimgekehrt waren,

hatte die Mutter unter dem römischen Bogen gegessen und über das Meer zu ihren Füßen geschaut und in die weite Ferne, und hatte an ihre eigene Jugend gedacht und hatte nicht gescholten.

Gertrud reckte wieder ihre schlanke Gestalt, sie legte beide Arme auf den Rücken des Handpferdes, ihr Herz klopfte und ihre Augen leuchteten.

„Trude,“ sagte Frauke, die im hellen Morgenroth, die Hände auf dem Rücken, auf der Sandsteinrampe der Treppe gegen die Mauer lehnte und auf das Abfahren des Wagens wartete. „Paß gut auf, Trude, was alle die Herren im Mönchshof für Gesichter machen, wenn sie dich sehen.“

„Wie meinst du?“ fragte Gertrud und sah träumerisch über die Pferde weg nach dem grauen Turm hinüber, der sich über den Tannen erhob.

„Thu' nicht so! . . . Ich wäre furchtbar gerne mitgefahren, aber erstens fährt dieser Christian Möller mit, und ich habe ihm geschworen, daß ich nie mit ihm auf demselben Wagen fahren will, und zweitens würde kein Mensch mich ansehen, obgleich ich meinen neuen Hut aufsetzen würde . . .“ Sie machte ein unsicheres Gesicht, sprang von ihrem Steinthron herab und schmiegte sich dicht an Gertrud. „Es ist dummes Zeug!“

„Was?“

„Daß ich eifersüchtig bin . . . Aber weißt du, was ich wollte,“ sie drängte ihre hellen Locken gegen Gertruds Schultern, „daß du bald einen schmucken Schatz dir holst, aber einen furchtbar stattlichen und stolzen, noch stolzer, als du bist.“

Gertrud drückte ihr Gesicht gegen die weichen Locken und antwortete mit leiser, lachender Stimme:

„Ich möchte schon einen, aber auch nur einen, den ich

noch nicht gesehen habe, der noch kommen soll, aber du bist besser daran, du hast schon einen Freierrmann. Willst du — Wildkatz!" Sie versuchte vergebens, den Lodenkopf, der fest auf ihrem Arm lag, wegzudrängen. „Dankel, nun sieh' doch dein ungezogenes Kind, sie hat wahrhaftig ihre scharfen Zähne an meinem Arm versucht.“

Herr von Knee, der ein wenig vorgegangen war, da Christian noch ausblieb, schien von dieser Angriffsweise seiner Tochter nicht überrascht zu sein; er bemerkte in seiner freundlichen, sanften Weise über die Schulter weg:

„Was giebst du dich mit ihr ab, Trude?“

Frauke trat wieder auf ihren Stein, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Da sie eben Christian, die Peitsche in der Hand, aus dem Hofthor kommen sah, war es ihr darum zu thun, einen höheren Standpunkt zu gewinnen.

Christian entschuldigte sich, daß er eben vom Feld zurückgekehrt sei, er habe dort Notwendiges zu thun gehabt. Herr von Knee und Gertrud stiegen in die offene, bequeme Halbhaise. Christian faßte die Zügel, sah aber immer noch auf die helle Gestalt, die sich so wunderlieb und frisch gegen die alte, graue Mauer lehnte.

„Rosenstock an der Wand," sagte er leise.

„Ich empfehle Ihnen Ihre Pferde!" sagte sie laut und stolz, und ein flammender Blick flog zum Rutschersitz hinauf. Christian nickte ihr freundlich zu.

„Was treibt Hinge?" fragte Herr von Knee.

Christian wandte sich ehrerbietig um.

„Der Herr Verwalter ist gleich nach seiner Ankunft in die Marsch hinunter geritten, ist gestern abend nicht wiedergekommen und auch heute noch nicht dagewesen.“

„Ohne ein einziges Wort zu sagen?!“ Herr von Knee

sagte es mit tiefer Erbitterung. „Ginze weiß also nicht, daß ich zur Stadt fahre?“

„Der Herr Verwalter hat keine Ahnung. Er weiß überhaupt nicht, daß Sie das Zimmer verlassen haben. Die Leute erzählten mir, sie hätten es ihm nicht sagen wollen.“

Der Invalide nickte; dann wandte er sich an seine Nichte:

„Was meinst du,“ sagte er, „das Wetter ist prachtvoll, ich merke, daß es mir gut thun wird; fahren wir einmal um die Scheunen und machen dann den Umweg über Westdorf, wir kommen so durch die ganze Wirttschaft.“

Christian Möller warf Gertrud einen Blick zu, den Frauke natürlich bemerkte und ebenso natürlich falsch verstand.

Gertrud stimmte fröhlich zu: „Prächtigt, Onkel!“

Frauke lehnte trotzig gegen die Mauer. Sie merkte wohl, wie Christian Möller noch einen langen, strahlenden Blick auf sie warf und wie er mit Kopf und Peitsche grüßte. Da sprang sie in ihrer flinken Weise vom Stein herunter und flog auf das Trittbrett, küßte ihren Vater mit heißer, stürmischer Zärtlichkeit; Gertrud bekam ein flüchtiges Kopfnicken, verbunden mit einem unsicheren Blick, dann bog der Wagen auf dem Platz um, und sie fuhren ins Hofthor.

Und nun? . . . Tiefer und immer tiefer sank dem Mann an Gertruds Seite der graue Kopf auf die Brust. Was mußten seine Augen sehen! Diese Verwahrlosung der Gebäude, dies kümmerlich zusammengeflückte Ackergerät, das hier und dort in Unordnung herumstand, dieser große Platz voll Unkraut, Dünger- und Erdbaufen!

Da legte sich mit einem furchtbaren Angstgefühl der Gedanke auf sein Herz, daß er, der Letzte seines Geschlechts, sich eine Schuld aufgehäuft, so berghoch, daß er sie nicht

wieder abtragen konnte, und wenn er mit frischer Kraft an die Arbeit ginge . . . Und er war ein gebrochener Greis! Er ließ die hängenden, undichten Scheunenthore von den stummen, erstaunten Leuten öffnen und fuhr hindurch, durch drei lange, hohe Räume; überall elendes, gesicktes Holzwerk, verrostete Pflüge, der Heuboden mit wurmförmigen Brettern viel zu weitläufig belegt, die Lehmdielen seit Jahren nicht erneuert. Überall nichts als Schmutz und Unordnung. Der Wagen verließ die Scheunen und bog auf den schlechten Weg, in dessen Löcher das Gefährt tief hineinschwankte, in den Feldweg ein, der nach Westdorf führte.

An der ersten Hecke rechter Hand stand der alte Bock, baustelte an dem heruntergefallenen Querbalken eines Hecks und schaute trübselig in den schönen Morgen hinein. Als er den Wagen aus dem Scheunenthor kommen sah, gingen seine Augenbrauen hoch in die Stirn hinauf. „Na,“ sagte er leise, „nun wird's aber gewittern nach all den drögen Zeiten! Wenn das man nicht zu spät kommt!“

Über von Knees Gesicht flog eine brennende Scham, als er seinen alten Diener erkannte. In dem dumpfen Gefühl, seinem Abscheu gegen die Wirtschaftsführung Ausdruck geben zu müssen, sagte er, rückwärts zeigend: „Was sagen Sie dazu, Bock?“

„Schweineerei, Herr! Habe ich immer dazu gesagt!“ Das Wort traf! „Habe ich immer gesagt!“ Das graue Haupt sank noch tiefer und die Augen starrten unsicher vor sich hin. Da mochte der alte Bock ahnen, was in der Seele des gequälten Mannes vorging; er legte seine rauhe Hand auf die des Invaliden, welche blaß und zitternd auf der Wagenbede lag: „Wenn's Ihre Schuld wäre, Herr! Aber Sie waren krank . . .“

Dann fuhren sie einen langen Feldweg dahin, links

und rechts lagen hinter versallenen, schief hängenden Hecken die Kneeschen Felder, zuerst geringer Boden am Abhang der Dünen für leichtere Frucht, für Kartoffeln und dünnen Roggen, dann eine weitere Senkung hinunter moorige, dunkle Erde, welche guten Roggen liefert und sogar dunklen, kräftigen Hafer, wenn mit der Düngung nicht gespart wird. Dann kam ebenes, niedriges Land, das Gebiet einer Au, welche in zwei großen, schönen Bogen durch die Niederung ging. Hier lagen die sechzig Hektar fetter Weiden, teils zum Grasen geeignet, teils wegen ihres feuchten Bodens besser zum Mähland geschaffen.

Sie verließen den Westdorfer Weg und fuhren auf einer schmalen Holzbrücke über die Au, deren dunkelgrünes Wasser langsam und still dem Meere zuzog; dann fuhren sie im Schritt die jenseitige Anhöhe hinauf, links und rechts noch immer Kneesches Land, lehmiger, guter Kornboden, kräftig genug zum Gedeihen des Weizens. Dies war das Land, auf welches Thorbeeken seine Hand gelegt, da er sich das Vorkaufsrecht gesichert hatte.

Auf der Höhe hielt der Wagen. Christian wandte sich halb um; er hoffte, daß es zu einer Aussprache über die Felder und über das Korn kommen werde, aber Herr von Knee war so in seine trüben Gedanken versunken, daß er kaum merkte, daß die Pferde standen. Aber Gertrud äußerte den Wunsch, hier einen Augenblick Umschau zu halten. Aufrecht im Wagen stehend, sah sie mit glücklichen Augen über die Heimat ihres Geschlechts, die im warmen Sonnenschein rings um sie lag. Gerade vorwärts sahen sie in der Ferne den hochliegenden Dom der Stadt, in dessen Schatten der Mönchshof lag. Der Duft des schönen Sommertages lag wie ein leichter, glänzender Nebel um die kleine, gedrängte Häuserschar und um das Gotteshaus bis zur Spitze

feines Turmes hinauf. Vorn seitwärts nach dem Westen zu sah man das alte Herrenhaus, im Vordergrunde die zierlichen Wege des Parks, in den sie tief hineinsahen; gleich dahinter am abschüssigen Rand des alten Landes erhob sich auf der Düne der Turm, der sich scharf gegen die klare, blaue Luft abhob, die über dem ewig unruhigen Meere stand.

Christian zeigte ihr die Kirchen, die im Halbkreis die große, vor ihr liegende Meeresbucht umgaben; die meisten lagen im fetten Grün der fruchtbaren Marsch, die entferntesten schienen mit ihren feinen Türmen eben noch aus dem Meere hervorzuragen, als ob sie nur die Stätte bezeichnen, wo untergegangene Geschlechter sich um ein Gotteshaus geschart hatten, wo unter den Wellen versunkene Dörfer lagen. Er zeigte ihr das Hünengrab, das friedlich und gewölbt mitten im Gewoge eines großen Haferfeldes lag, das zur Ernte reif war.

Nach Osten hin deutete er auf stattliche Buchen- und Tannenwäldungen, die wie dunkle Säume den hügeligen Horizont begrenzten, nannte die Dörfer, die in diesem Umkreis lagen, und bezeichnete ihr den Lauf der alten Heerstraße, die, am Herrenhaus vorüber, wie ein feines, helles Band zwischen den Hügeln des alten Landes sich hindurchwindet, in den Waldsaum eine Lücke reißt und dann links schwenkend dem alten Dom zustrebt, dem Mittelpunkt der ganzen Landschaft und dem Mittelpunkt ihrer Geschichte.

Dies alles zeigte und erklärte Christian Möller mit dem Eifer und der Ehrerbietung eines jungen Mannes, der sich freut, einer von ihm hochverehrten Dame einen Dienst leisten zu können, und mit der Gemütlichkeit eines, der alle Wege und Stege kennt und sich freut, daß ein anderer an seinem Heimatsgefühl so herzlichen Anteil nimmt.

Gertrud hörte gern, was er verständig erklärte, und zeigte ihm durch lebhaftere Zwischenfragen, daß es ihre Absicht wäre, in der Heimat ihres Geschlechts nicht länger eine Fremde zu sein.

An das Ohr des in sich versunkenen Mannes schlug das freundliche Geplauder wie die unverständliche Unterhaltung ferner, fremder Menschen. Was ging ihn diese harmlose Fröhlichkeit, dies gemüthliche Behagen an kleinen Dingen an? . . . Eine Lerche hob sich aus den Roggenstoppeln und flog dem Himmel zu, dann stand sie wie getragen in der Luft, es war, als ob sie Umschau hielt; so stieg auch seine Seele empor über der Geschichte seines Geschlechts, über den Verlauf seines eigenen Lebens und hielt Umschau. Ein trauriger, trostloser Umblick! Er sah seine stolze Jugend, seine übermüthigen Leutnantsjahre, sein kurzes, unsagbar köstliches Eheglück. Er erinnerte sich angefichts dieser verwahrlosten Felder mit grausamer Deutlichkeit, welche hohen Pläne er damals mit sich ins Herrnhaus gebracht, als er ein Landmann geworden, und er gestand sich ehrlich, daß es nicht ganz allein die Krankheit gewesen war, die ihn ans Zimmer gefesselt hatte, die ihn die Lügen falscher Menschen glauben ließ. Wäre es sonst der klugen Mädchenhand gelungen, ihn binnen wenigen Tagen aus seinem dumpfen Traum herauszureißen und wieder zum Manne zu machen? Er kam sich vor, wie ein Erwachter, wie einer, der wunderbar Fremdes träumte und durch Schütteln an den Schultern erwacht, sich der Wirklichkeit gegenüber findet, ach, einer nackten, häßlichen Wirklichkeit: dem Betrug und der Armut.

Und hier blieben seine Gedanken stehen.

Er mußte krampfhaft an sich halten, um nicht sein Weh laut herauszuschreien. Dieser Mann, dem er eine

Heimat gegeben, dem er das schrankenloseste Vertrauen entgegengebracht, hatte dies Vertrauen in der gemeinsten Weise benutzt, um seinen Wohlthäter zu betrügen und zu verderben. Und ein anderer Mann, auf dessen Geschlecht das Volk seit neunzig Jahren einen Makel warf, den er seinen Freund genannt, der seit Jahren sein einziger Ratgeber gewesen, der war ein Trunkenbold, ein Mann ohne ritterlichen Sinn und wohl auch ohne Ehre. Und er, Friedrich von Knee, einst ein junger Offizier mit den größten Hoffnungen, den sein alter, graubärtiger Oberst, den sie bei Gravelotte begraben hatten, mehr als einmal gelobt, der sich an den Abhängen von Mars la Tour das eiserne Kreuz erobert, er hatte das alles über sich ergehen lassen wie . . . wie ein unmündiges Kind.

Und wenn auch tausend Stimmen in dem mitleidigen, treuherzigen Ton des alten Voss riefen: „Du warst ja krank . . . krank . . . krank . . .“ sie wurden in dieser Stunde alle überstimmt von der anderen: „Du hättest dich aufraffen können, wenn du gewollt hättest.“

Manch ein Knee mochte hier auf der Höhe gehalten haben, hoch zu Roß, zu Fuß oder zu Wagen, um diesen schönen Teil der Gotteserde zu überschauen, dessen Verwaltung ihm übergeben war; aber wohl keiner hatte mit solch trostlosen Augen über die Felder geblickt.

„Fahr zu!“

Christian Möller drehte sich nach seinen Braunen um und waltete seines Amtes. Die Fahrenden waren still geworden. Nach gut einer Stunde hielten sie vor dem Hause des Justizrats.

Christian wurde beauftragt, des Gespann nach dem Mönchshof zu bringen, wohin die Zurückbleibenden in einer Stunde nachkommen würden.

Herr von Kneese stieg, auf den Arm seiner Nichte gestützt, mühsam die Sandsteinstufen hinauf, die zu den Räumen des alten Geschäftsfreundes führten.

Der feine, hagere Herr mit scharf geschnittenen, geistreichen Gesichtszügen, mit starrem, emporstehendem, weißem Haar und mit einer sehr geraden Haltung, trat seinem Besuch mit dem Ausdruck der Bewunderung entgegen, seinen früheren Klienten in der Stadt zu sehen, und zwar in einem Zustand, der zu einer vollständigen Gesundung Hoffnung gab. Er hatte anfangs in geschäftsmäßig trockener Weise gesprochen; als er jedoch mit scharfen, grauen Augen den tiefen Leidensausdruck in dem stillen Gesicht des Invaliden entdeckte, wurden seine Worte weicher und seine Bewegungen freundlicher.

Der alte Jurist trieb in seinen Mußestunden etwas Landeskunde. Selbst ein Kind der Landschaft, mit guten historischen Anlagen ausgestattet und nicht ohne Phantasie, hatte er vor, eine Geschichte der Landschaft zu schreiben, wenn ihm nach der Arbeit seines Lebens, welche er im nächsten Jahr abschließen wollte, ein genügend langer Feierabend blieb.

Als der alte Herr den Namen Gertruds hörte, ging eine lebhaftere Bewegung über seine Züge; er reichte ihr mit warmer Ehrerbietung die Hand und führte sie zu einem Sessel. In höflicher Haltung, doch mit der Freiheit, die einem Greise gestattet ist, betrachtete er das große, schöne Mädchen.

Das war also der letzte Zweig vom alten Stamm der Knees; fürwahr ein schlanker, blühender Zweig, welcher der Kraft des alten Stammes das beste Zeugnis gab.

Die steife Förmlichkeit wich rasch; der alte Herr erging sich in Erinnerungen des Kneeschen Geschlechts, mit dessen

in der Heimat von Justizrat Nagel. Dann ist meinem großen Herzen und meiner Eitelkeit volles Genüge gethan!" Er lachte fröhlich.

„Darf ich, Onkel?“ sagte sie, noch immer zweifelnd. Herr von Knee nickte und Gertrud gab dem alten Freund ihrer Familie die Hand.

„Was thut man nicht für solchen Blick und Händedruck, nicht wahr, Herr von Knee?“ Dann sich aufraffend: „Sie haben Geschäftliches?“

Es war, als wenn all die guten Geister, die eben noch um diese drei Menschen gespielt und herzliche Worte und freundliches Lächeln auf ihre Rippen gezaubert hatten, mit einem Male verschwunden waren. Justizrat Nagel hatte sein Gesicht in die gewohnten, ernstesten Falten gelegt, der Invalide saß gedrückt da, Gertrud rückte ihren Sessel ein wenig näher an ihren Onkel, als sollte er in dieser Stunde ihre Hilfe nicht entbehren. Sie fürchtete, ach wie sehr, was da kommen würde.

Und es war schlimmer, als sie gedacht hatte.

„Ich darf frei sprechen?“ fragte der Justizrat mit tief ernstem Gesicht, indem er auf Gertrud blickte.

Von Knee griff nach der Hand seiner Nichte, welche auf der Lehne seines Stuhles lag: „Ich bitte.“

Der alte Jurist fuhr mit der Hand mehrereremale hastig durch sein kurzes, weißes Haar.

Und dann kam das Schreckliche, daß sowohl die letzte große Hypothek, als auch alle Wechselschulden, zusammen eine Summe von gegen dreihunderttausend Mark, sich in den Händen eines einzigen Mannes befand, und dieser Mann war Thorbeeken.

Herr von Knee hatte sich in seinen Stuhl zurückgeworfen und starrte entsetzt vor sich hin, wie einer, der

vor einem Abgrund zurückschreckt. „Seit wann . . . wissen Sie dies . . . dies . . .“

„Ich wurde vor einem halben Jahre von einer alten Freundin Ihres Hauses auf gewisse Unternehmungen hingewiesen, welche gegen ihr Haus gerichtet zu sein schienen. Seitdem haben wir nachgeforscht, vorgestern bekam ich Nachricht aus Hamburg, daß auch die letzten Wechsel in Thorbeckens Hände übergegangen sind. Er hat einen unverhältnißig hohen Preis — verzeihen Sie — dafür bezahlt, einen Preis, der einfach unverständlich ist. Man kommt auf ganz wunderliche Vermutungen. Haßt der Mann Sie so sehr, daß er sein Vermögen fortwirft, um Sie zu vernichten?“

„Man sagt, er haßt . . . mein Geschlecht.“

Gertrud nickte.

„Warum sagen Sie mir das alles erst jetzt?“ fragte der Invalide, indem er unsicher seinen Blick erhob.

Wieder die rasche Handbewegung über das weiße Haar.

„Herr von Kneer“ — die Stimme klang hart; Gertrud warf dem Sprechenden einen flehenden Blick zu, der aber unbeachtet blieb . . . „Sie erinnern sich, daß ich vor drei Jahren zum letztenmal bei Ihnen war. Damals machte ich Sie auf Unregelmäßigkeiten in der Wirtschaft und auf gewisse MACHENSCHAFTEN aufmerksam. Ich habe mich deutlich genug ausgedrückt . . . und Sie mußten wissen, daß ich ein treuer Freund Ihres Hauses war. Sie werden sich aber erinnern, wie Sie mir damals antworteten. Weber Frau Möller noch ich haben seitdem etwas zu Ihren Gunsten unternehmen können. Sie hatten es Ihren Freunden unmöglich gemacht, Ihnen zu helfen, Herr von Kneer.“

„Und jetzt? Was soll jetzt werden?“ Es war eine

leise, bange Frage, nicht an die beiden andern, sondern an sich selbst.

Gertrud warf einen flehenden, durch Thränen schimmernden Blick auf den Justizrat.

Dem wurde das Herz auch weich. „Sie werden den alten Besitz nicht halten können.“ Er bemühte sich, seiner Stimme einen herzlichen, bedauernden Klang zu geben.

„Mein armes Kind! Arme Gertrud!“

Gertrud sprang auf und beugte sich zärtlich über den Zusammengesunkenen. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie. Nach einer Pause sagte er: „Eben hast du eine Heimat gefunden . . .“

„Ich hoffe, Herr von Knee, daß wir einiges Kapital retten können, falls Sie mich zu Ihrem Sachwalter machen wollen. Jener Mann wird wahnsinnig bieten, den Besitz in seine Hände zu bekommen. Er wird jedes andere Angebot überbieten. Das ist unsere Hoffnung. Die andre,“ sagte er in ernstem Ton, „ist die, daß es einen Herrgott giebt, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das wird jener Mann auch erfahren, und wenn ich mich nicht täusche, erfährt er es schon bald.“

Von Knee erhob sich mühsam. Auf Trudes Arm gestützt, die freie Hand fest an die Binde gepreßt, stieg er langsam die Steinstufen hinunter und betrat zum erstenmal seit acht Jahren die Straßen der alten Stadt.

Die Vorübergehenden blieben erstaunt stehen, einige grüßten ehrerbietig, alle machten schweigend Platz. Sie sahen alle mit Interesse, die meisten mit ernstern Gesichtern, dem gebeugten Invaliden und dem hohen, schönen Mädchen nach. Die Eingefessenen erzählten es den Neulingen, die Älteren erzählten es vor der Hausthür den Kindern, die

aus der Morgenschule kamen: „Das ist der alte Herr von Knee vom Herrenhaus, der Siebzig das eiserne Kreuz bekommen hat, weil er dem alten Boß aus dem Feuer half, der ihn herausgehauen hatte. Sie sind wie Brüder, die beiden, sagt man. Ja, das sind ein Paar aus der großen Zeit! Aber der dicke Broß vom schlecht Geweeten — ihr wißt doch? — der hat einen Bid auf die ganze Familie, der tritt alles unter seine breiten Füße, der Trunkenbold. Sein Vater hat den Turm menschenleer gemacht, er selbst verwüstet das Herrenhaus. Es wird hohe Zeit, daß Trude Groode kommt, wenn sie helfen will.“

„Wer ist Trude Groode?“ fragte der aufgeweckte Junge und seine Augen funkelten.

„Ach, das ist eine alte und lange Geschichte.“

„Es ist am Ende das große Mädchen mit dem Mantel! Die hat Augen zum Wangewerden, und sie sind ganz naß; ich habe es gesehen.“

Meister Stender, der Tischler, sah der hohen Gestalt des Mädchens nach, bis sie auf den Marktplatz einbog.

„Wenn man abergläubisch wäre,“ murmelte er, „könnte man glauben, daß es die Trude Groode wäre, die seit fünfhundert Jahren im Dom am Altar liegt. Sie hat wirklich ganz märchenhafte Augen, und sie geht wie eine Königin.“

* * *

Unterdes war Christian quer über den Marktplatz nach dem Mönchshof gefahren und von seiner Mutter empfangen worden. Im Korridor flüsterte sie ihm zu, daß Thorbecken und Hünze in der Weinstube saßen.

„Haben die beiden unser Fuhrwerk gesehen?“

„Nein. Warum fragst du?“

„Der Herr ist eben beim Justizrat Nagel abgestiegen.“
Frau Möller hielt ihre Hand auf das klopfende Herz.
„Eine traurige Fahrt, Christian, diese seine erste Fahrt zur Stadt. Gott steh' ihm bei! Sind die Mädchen mitgekommen?“

„Fräulein Gertrud! Frauke hat ihren Rappel.“ Sein ganzes Gesicht glänzte und lachte. „Sie . . .“

„Meinst du, daß ich Neigung habe, hier im Korridor eine Stunde lang mit dir über eure Kinderei zu sprechen?“

„Ich spreche über nichts lieber,“ meinte Christian lachend. Plötzlich faßte er seine runde, kleine Mutter um die Schulter: „Wie das köstlich ist da draußen, täglich mit dem kleinen Menschenkind abwechselnd sich schelten und sich vertragen, am Abend ihr gegenüber sitzen — du glaubst es nicht . . . du begreifst es nicht!“

„O! Das denkst du! Meinst du, daß es uns in unserer Jugend anders ging?“

„Ach, Mutter!“ Er hielt sie von sich und sah ihr erstaunt ins Gesicht; von dieser Seite hatte er seine Mutter noch nicht betrachtet. Dann sagte er, seine Wange an die ihre legend: „Er muß ein prächtiger Junge gewesen sein, der selige Vater.“

„Wie du,“ sagte sie und sah mit Stolz zu ihrem großen Jungen hinauf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür der Wein-
stube und Hinzers scharfgezeichneter Kopf erschien.

Frau Möller fuhr herum; ihre Stimme klang unfreundlich genug: „Sie wünschen, Herr Hinger?“

„Ich hörte die Stimme Ihres Sohnes. Ich möchte Sie sprechen, Herr Möller.“

Seine Augen gingen unruhig von einem zum andern. Er hatte in den letzten Tagen das Gefühl, daß jeder

Mensch ihm bis in den Grund seiner Seele schaue, und dies Gefühl, diese Unruhe des schlechten Gewissens ließ ihn unsicher auftreten und verkehrt handeln. Von Haus aus leichtfertig, nicht schlecht, konnte er das Schlechte, das in seine Seele getreten war, seit er Thorbeekens Werkzeug wurde, nicht so meistern wie jener; er trug das Rainszeichen auf der Stirn; Thorbeeken, von seiner Jugend an dem Bösen ergeben, grau geworden im Dienst der Sünde, trug das Zeichen dieser Leibeigenschaft tief in seiner Seele, allen unsichtbar, aber es brannte, es brannte.

„Sei vorsichtig!“ raunte die kleine, energische Dame ihrem Sohne zu. Er verstand diesen mütterlichen Rat nicht ganz, doch war ihm klar, daß besondere Dinge im Werke waren. Es lag seit vorgestern wie in der Luft. Er wußte auch, daß Gertrud die Urheberin der Wandlung war.

Er richtete seine kräftige Gestalt auf und öffnete die wieder geschlossene Thür, hinter welcher der Verwalter verschwunden war. Dieser, in einen grauen Reitanzug auffallend lässig gekleidet, die hohen Stiefel dicht bestäubt, das Haar wirr, ging mit finsterner Miene im Zimmer auf und ab.

„Bitte, Herr Möller, wollen Sie sich einen Augenblick hierher setzen; ich habe von Ihrem Nationalgetränk auf-fahren lassen“ — er deutete auf drei dampfende Glas Grog — „ich gestehe, es spricht sich gut dabei. Wir möchten mit Ihnen reden.“ Er öffnete die Verbindungsthür, die in das größere Gastzimmer führte.

„Herr Thorbeeken?“

Gleich darauf erschien der Gerufene und hielt Christian die breite Hand hin, die dieser flüchtig und förmlich berührte. „Was hat dieser Mann,“ dachte Christian, „es

Geschichte er sich mit Vorliebe befaßt hatte. Er bat um die Erlaubnis, den Ring betrachten zu dürfen, welchen Gertrud trug, und als es ihr nicht sogleich gelang, denselben vom Finger zu ziehen, nahm er die Hand in die seine und ertappte sich dabei, daß er mehr Augen für die Hand, als für den Ring hatte. Als Trude ihn einlud, die Ruine zu besuchen und das Steinwappen im Turmzimmer zu besehen und sich erbot, seine Begleiterin zu sein, war er von so viel natürlichem Liebreiz und einfacher Freundlichkeit so entzückt, daß er eifrig sagte:

„Nehmen Sie's einem Siebzigjährigen nicht übel! Sie sind eine rechte Enkelin Ihres Herrn Großvaters, der seiner Zeit wegen seiner natürlichen Freundlichkeit allgemein beliebt gewesen ist, und der für einen schönen Mann gegolten hat. Mein alter, seliger Vater, der Landvogt in dieser Landschaft war, hat jener Ständerversammlung beigewohnt, in welcher Graf Hans von Knee so freimütig und kühn gegen die Politik der Regierung auftrat, und er hat uns Kindern oft gestanden, daß sowohl die Worte des jungen Mannes, als besonders auch seine Erscheinung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und er hat, nachdem der Friede gekommen war, mehrere Schritte gethan, um den in Acht und Bann Erklärten die Heimat zu eröffnen. Aber Sie wissen, liebes Fräulein, daß er bald darauf in der Fremde starb. Haben Sie vielleicht irgend etwas Schriftliches von ihm oder . . . daß ich das vergessen konnte! . . .“

Er öffnete einen geschnitzten Eichenschrank aus dem sechzehnten Jahrhundert, den er vor Jahren, mit grellen Farben verunziert, in einem einsamen Bauernhaus der Umgegend gefunden hatte, und suchte unter seinen Raritäten, bis er mit einer Schublade an den Tisch trat, die voller vergilbter Holzschnitte und alter Zeichnungen war. In

dem Nebensach lag ein ganzer Haufe unregelmäßiger Glas-
scheiben mit Daguerreotypen. Er sah auf ein beiliegendes
Verzeichniß und zog dann eine Zeichnung hervor; man
konnte nicht mehr feststellen, ob es sich um eine Arbeit
mit Tinte oder mit Tusche handelte.

Es war das Profilkniefstück des letzten Grafen Knee in
der Uniform seines schlesischen Reiterregiments, mit hohem,
steifem Kragen, breiter Schärpe um die Hüfte, das starke,
sehr gebogene Schwert in Lederscheide an der Seite. Der
Kopf in der Weise Theodor Körners frisiert. Es war ein
stolzes, edles Gesicht mit feurigen Augen.

Gertrud betrachtete es mit großem Interesse.

„Ich möchte wohl eine Kopie davon haben,“ sagte sie,
indem sie mit schelmisch zutraulicher Bitte zu dem alten
Herrn auffah. „Dies Bild existiert sonst nicht, so viel ich
weiß; darf ich fragen, wie es in Ihre Hände gelangte?“

„Graf Hans sandte es meinem Vater als Geschenk.
Es ist im Winter achtzehnhundertdreizehn am Rhein von
einem Kameraden gezeichnet worden, so daß es also mitten
im Getümmel des großen Krieges entstanden ist.“ Er
deutete auf das Datum, das in der Weise der Zeit, leicht
hingekritzelt, in der Ecke stand: Nassstätten, dreiundzwanzig-
sten Januar achtzehnhundertvierzehn.

„Wie ist's, liebes Fräulein. Ich darf Ihnen das
Original schenken?“

Gertrud sah dankbar, aber doch zweifelnd zu ihm auf.
„Ich beraube Sie.“

„O nein. Ich werde mir eine Kopie machen, so gut
ich es verstehe, und werde auf die Rückseite der neuen
Zeichnung schreiben: ‚Das Original der letzten Gräfin Knee
geschenkt‘, auf das Original aber werde ich mir erlauben
zu schreiben: ‚Fräulein Gertrud von Knee zum Willkommen

in der Heimat von Justizrat Nagel'. Dann ist meinem großen Herzen und meiner Eitelkeit volles Genüge gethan!" Er lachte fröhlich.

„Darf ich, Onkel?“ sagte sie, noch immer zweifelnd. Herr von Knee nickte und Gertrud gab dem alten Freund ihrer Familie die Hand.

„Was thut man nicht für solchen Blick und Händedruck, nicht wahr, Herr von Knee?“ Dann sich aufraffend: „Sie haben Geschäftliches?“

Es war, als wenn all die guten Geister, die eben noch um diese drei Menschen gespielt und herzliche Worte und freundliches Lächeln auf ihre Lippen gezaubert hatten, mit einem Male verschwunden waren. Justizrat Nagel hatte sein Gesicht in die gewohnten, ernstesten Falten gelegt, der Invalide saß gedrückt da, Gertrud rückte ihren Sessel ein wenig näher an ihren Onkel, als sollte er in dieser Stunde ihre Hilfe nicht entbehren. Sie fürchtete, ach wie sehr, was da kommen würde.

Und es war schlimmer, als sie gedacht hatte.

„Ich darf frei sprechen?“ fragte der Justizrat mit tief ernstem Gesicht, indem er auf Gertrud blickte.

Bon Knee griff nach der Hand seiner Nichte, welche auf der Lehne seines Stuhles lag: „Ich bitte.“

Der alte Jurist fuhr mit der Hand mehreremal hastig durch sein kurzes, weißes Haar.

Und dann kam das Schreckliche, daß sowohl die letzte große Hypothek, als auch alle Wechselschulden, zusammen eine Summe von gegen dreihunderttausend Mark, sich in den Händen eines einzigen Mannes befand, und dieser Mann war Thorbeeken.

Herr von Knee hatte sich in seinen Stuhl zurückgeworfen und starrte entsetzt vor sich hin, wie einer, der

vor einem Abgrund zurückschreckt. „Seit wann . . . wissen Sie dies . . . dies . . .“

„Ich wurde vor einem halben Jahre von einer alten Freundin Ihres Hauses auf gewisse Unternehmungen hingewiesen, welche gegen ihr Haus gerichtet zu sein schienen. Seitdem haben wir nachgeforscht, vorgestern bekam ich Nachricht aus Hamburg, daß auch die letzten Wechsel in Thorbeckens Hände übergegangen sind. Er hat einen unvernünftig hohen Preis — verzeihen Sie — dafür bezahlt, einen Preis, der einfach unverständlich ist. Man kommt auf ganz wunderliche Vermutungen. Haßt der Mann Sie so sehr, daß er sein Vermögen fortwirft, um Sie zu vernichten?“

„Man sagt, er haßt . . . mein Geschlecht.“

Gertrud nickte.

„Warum sagen Sie mir das alles erst jetzt?“ fragte der Invalide, indem er unsicher seinen Blick erhob.

Wieder die rasche Handbewegung über das weiße Haar.

„Herr von Kneer“ — die Stimme klang hart; Gertrud warf dem Sprechenden einen flehenden Blick zu, der aber unbeachtet blieb . . . „Sie erinnern sich, daß ich vor drei Jahren zum letztenmal bei Ihnen war. Damals machte ich Sie auf Unregelmäßigkeiten in der Wirtschaft und auf gewisse MACHENSCHAFTEN aufmerksam. Ich habe mich deutlich genug ausgedrückt . . . und Sie mußten wissen, daß ich ein treuer Freund Ihres Hauses war. Sie werden sich aber erinnern, wie Sie mir damals antworteten. Weder Frau Möller noch ich haben seitdem etwas zu Ihren Gunsten unternehmen können. Sie hatten es Ihren Freunden unmöglich gemacht, Ihnen zu helfen, Herr von Kneer.“

„Und jetzt? Was soll jetzt werden?“ Es war eine

leise, bange Frage, nicht an die beiden andern, sondern an sich selbst.

Gertrud warf einen flehenden, durch Thränen schimmernden Blick auf den Justizrat.

Dem wurde das Herz auch weich. „Sie werden den alten Besitz nicht halten können.“ Er bemühte sich, seiner Stimme einen herzlichen, bedauernden Klang zu geben.

„Mein armes Kind! Arme Gertrud!“

Gertrud sprang auf und beugte sich zärtlich über den Zusammengesunkenen. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie. Nach einer Pause sagte er: „Eben hast du eine Heimat gefunden . . .“

„Ich hoffe, Herr von Knee, daß wir einiges Kapital retten können, falls Sie mich zu Ihrem Sachwalter machen wollen. Jener Mann wird wahnsinnig bieten, den Besitz in seine Hände zu bekommen. Er wird jedes andere Angebot überbieten. Das ist unsere Hoffnung. Die andre,“ sagte er in ernstem Ton, „ist die, daß es einen Herrgott giebt, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das wird jener Mann auch erfahren, und wenn ich mich nicht täusche, erfährt er es schon bald.“

Von Knee erhob sich mühsam. Auf Trudes Arm gestützt, die freie Hand fest an die Binde gepreßt, stieg er langsam die Steinstufen hinunter und betrat zum erstenmal seit acht Jahren die Straßen der alten Stadt.

Die Vorübergehenden blieben erstaunt stehen, einige grüßten ehrerbietig, alle machten schweigend Platz. Sie sahen alle mit Interesse, die meisten mit ernstern Gesichtern, dem gebeugten Invaliden und dem hohen, schönen Mädchen nach. Die Eingesehenen erzählten es den Neulingen, die Älteren erzählten es vor der Hausthür den Kindern, die

aus der Morgenschule kamen: „Das ist der alte Herr von Knee vom Herrenhaus, der Siebzig das eiserne Kreuz bekommen hat, weil er dem alten Boß aus dem Feuer half, der ihn herausgehauen hatte. Sie sind wie Brüder, die beiden, sagt man. Ja, das sind ein Paar aus der großen Zeit! Aber der dicke Broß vom schlecht Geweeten — ihr wißt doch? — der hat einen Biß auf die ganze Familie, der tritt alles unter seine breiten Füße, der Trunkenbold. Sein Vater hat den Turm menschenleer gemacht, er selbst verwüstet das Herrenhaus. Es wird hohe Zeit, daß Trude Groode kommt, wenn sie helfen will.“

„Wer ist Trude Groode?“ fragte der aufgeweckte Junge und seine Augen funkelten.

„Ach, das ist eine alte und lange Geschichte.“

„Es ist am Ende das große Mädchen mit dem Mantel! Die hat Augen zum Bangewerden, und sie sind ganz naß; ich habe es gesehen.“

Meister Stender, der Tischler, sah der hohen Gestalt des Mädchens nach, bis sie auf den Marktplatz einbog. „Wenn man abergläubisch wäre,“ murmelte er, „könnte man glauben, daß es die Trude Groode wäre, die seit fünfhundert Jahren im Dom am Altar liegt. Sie hat wirklich ganz märchenhafte Augen, und sie geht wie eine Königin.“

* * *

Unterdes war Christian quer über den Marktplatz nach dem Mönchshof gefahren und von seiner Mutter empfangen worden. Im Korridor flüsterte sie ihm zu, daß Thorbeeken und Hinge in der Weinstube saßen.

„Haben die beiden unser Fuhrwerk gesehen?“

„Nein. Warum fragst du?“

„Der Herr ist eben beim Justizrat Nagel abgestiegen.“
Frau Möller hielt ihre Hand auf das klopfende Herz.
„Eine traurige Fahrt, Christian, diese seine erste Fahrt zur Stadt. Gott steh' ihm bei! Sind die Mädchen mitgekommen?“

„Fräulein Gertrud! Fraule hat ihren Rappel.“ Sein ganzes Gesicht glänzte und lachte. „Sie . . .“

„Meinst du, daß ich Neigung habe, hier im Korridor eine Stunde lang mit dir über eure Kinderei zu sprechen?“

„Ich spreche über nichts lieber,“ meinte Christian lachend. Plötzlich sagte er seine runde, kleine Mutter um die Schulter: „Wie das köstlich ist da draußen, täglich mit dem kleinen Menschenkind abwechselnd sich schelten und sich vertragen, am Abend ihr gegenüber sitzen — du glaubst es nicht . . . du begreifst es nicht!“

„O! Das denkst du! Meinst du, daß es uns in unserer Jugend anders ging?“

„Ach, Mutter!“ Er hielt sie von sich und sah ihr erstaunt ins Gesicht; von dieser Seite hatte er seine Mutter noch nicht betrachtet. Dann sagte er, seine Wange an die ihre legend: „Er muß ein prächtiger Junge gewesen sein, der selige Vater.“

„Wie du,“ sagte sie und sah mit Stolz zu ihrem großen Jungen hinauf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür der Weinstraße und Hinzers scharfgezeichneter Kopf erschien.

Frau Möller fuhr herum; ihre Stimme klang unfreundlich genug: „Sie wünschen, Herr Hinz?“

„Ich hörte die Stimme Ihres Sohnes. Ich möchte Sie sprechen, Herr Möller.“

Seine Augen gingen unruhig von einem zum andern. Er hatte in den letzten Tagen das Gefühl, daß jeder

Mensch ihm bis in den Grund seiner Seele schaue, und dies Gefühl, diese Unruhe des schlechten Gewissens ließ ihn unsicher auftreten und verkehrt handeln. Von Haus aus leichtfertig, nicht schlecht, konnte er das Schlechte, das in seine Seele getreten war, seit er Thorbeekens Werkzeug wurde, nicht so meistern wie jener; er trug das Rainszeichen auf der Stirn; Thorbeeken, von seiner Jugend an dem Bösen ergeben, grau geworden im Dienst der Sünde, trug das Zeichen dieser Leibeigenschaft tief in seiner Seele, allen unsichtbar, aber es brannte, es brannte.

„Sei vorsichtig!“ raunte die kleine, energische Dame ihrem Sohne zu. Er verstand diesen mütterlichen Rat nicht ganz, doch war ihm klar, daß besondere Dinge im Werke waren. Es lag seit vorgestern wie in der Luft. Er wußte auch, daß Gertrud die Urheberin der Wandlung war.

Er richtete seine kräftige Gestalt auf und öffnete die wieder geschlossene Thür, hinter welcher der Verwalter verschwunden war. Dieser, in einen grauen Reitanzug auffallend lässig gekleidet, die hohen Stiefel dicht bestäubt, das Haar wirr, ging mit finsterner Miene im Zimmer auf und ab.

„Bitte, Herr Möller, wollen Sie sich einen Augenblick hierher setzen; ich habe von Ihrem Nationalgetränk auf-fahren lassen“ — er deutete auf drei dampfende Glas Grog — „ich gestehe, es spricht sich gut dabei. Wir möchten mit Ihnen reden.“ Er öffnete die Verbindungsthür, die in das größere Gastzimmer führte.

„Herr Thorbeeken?“

Gleich darauf erschien der Gerufene und hielt Christian die breite Hand hin, die dieser flüchtig und förmlich berührte. „Was hat dieser Mann,“ dachte Christian, „es

ist ein Zug in seinem Gesicht, den ich sonst nicht gesehen habe. Er ist alt geworden. Entweder hat er gestern schwer getrunken oder er hat Sorgen. Es mag beides sein.“ Man setzte sich umständlich um den Tisch und rührte mit den silbernen Theelöffeln in den Gläsern.

„Die Sache ist die,“ begann Thorbeeken. Seine polternde Stimme hatte einen starken Anlauf genommen, aber er stockte sofort und wischte sich die Stirn, auf der helle Schweißtropfen standen. Er fühlte, daß er seit gestern abend ein anderer geworden war, seit er die Beweise der alten Schuld in fremden Händen wußte, in Händen, die er nicht kannte. Was da in dem Schubfach seines Schreibtisches gelegen, die grauen, groben Papiere, das war seit vierzig Jahren der Mittelpunkt seiner Gedanken gewesen, dort in jenem Schubfach war seine Seele gewesen, da hatte er noch Ruhe gefunden, während sonst überall wilde Unruhe ihn hegte . . . Nun war das Fach leer, das Papier verschwunden, nun war seine Seele auf der Suche gewesen, die ganze schlaflose Nacht . . . Nein . . . so nicht, anders . . . seine Seele war ja bei dem verlorenen Papiere gewesen, und mit dem Papier hatte er seine Seele verloren. Er hatte in dieser Nacht seine eigene Seele gesucht, ratlos, rastlos, bis er im Morgengrauen ermattet zusammengebrochen war.

Er hatte keine Seele mehr; er hatte etwas anderes, es war etwas Wogendes, Unruhiges wie das Meer; gegen das Ufer brandend, rief jede Welle: „Du willst andre verderben, du Armer . . . du zitterst vor drei Papierseken.“ Zurückgleitend gurgelten die Wasser: „Schaff den Namen Kneee aus der Welt, dann wollen wir nie mehr rauschen von dem, was in alter Zeit Gräßliches geschehen ist . . .“ Aber dann schlug wieder Gischt gegen den Deich: „Ver-

geffen?! Wir wollen brausen, daß die Ohren gellen, bis der Deich zerreißt . . ." Und wenn der Deich zerreißt, dann wird der Wahnsinn uferlos über seine Seele fluten. Dann wird seine Sünde wie Wassermassen über ihm zusammenschlagen.

"Wir wollten Sie bitten," fing Hinge unsicher an. „Wissen Sie, ich werde in diesen Tagen meine Stellung bei Herrn von Knee aufgeben, um eine ähnliche bei Herrn Thorbeeken zu übernehmen. So wird es mir leider unmöglich sein, meinen Einfluß, welchen ich auf die Entschlüsse des Herrn von Knee hatte, weiter auszuüben. Nun wissen Sie wohl nicht, wir sagen es Ihnen im Vertrauen, daß sich Herr von Knee in einer besperaten Vermögenslage befindet . . . schon seit Jahren. Wir glauben, daß Sie bereit sind, ein gutes Wort für einen Vorschlag einzulegen, den wir im Interesse des Herrn von Knee machen möchten.“ Seine Hand drehte immerfort das dampfende Glas Grog, seine Augen sahen starr in die glänzende Flüssigkeit.

"Schießen Sie los," polterte Thorbeeken dazwischen.

"Die Schuldpapiere des Kneeschen Gutes," fuhr Hinge fort, „befinden sich in den Händen des Herrn Thorbeeken. Kein Mensch kann Thorbeeken hindern, das ganze Gut in seine Hände zu bekommen, zumal da er das Vorkaufsrecht auf die sechzig Morgen in Westdorf hat, ohne welche sich das Gut nicht bearbeiten läßt, wie Sie auch wissen. Es ist nun Herrn Thorbeeken unangenehm, wenn die Sache öffentlich, das heißt gerichtlich gemacht werden müßte. Es ist immer eine häßliche Sache, Zwangsverkauf, Auktion; weiterhin ist es ihm peinlich, wenn Herr von Knee, sein langjähriger Nachbar, nachdem er seinen Besitz verloren, als ein armer Mann etwa hier in der Stadt sich nieder-

lassen würde. Darum möchte Herr Thorbeeken der Sache diesen Verlauf geben: Herr von Knee überläßt das Gut seinen Gläubigern, dann soll Herr von Knee die Summe von fünfzigtausend Mark in bar ausbezahlt erhalten oder noch besser in Leibrenten, da er ja mit Geld nicht umzugehen weiß. Da er bei seiner Krankheit schwerlich lange lebt — er kann ja nicht einmal die frische Luft vertragen und hat seit sechs Jahren das Zimmer nicht verlassen —, so würde diese Rente eine recht bedeutende sein. Herr von Knee hat sich dann zu verpflichten, und darauf legt Herr Thorbeeken das größte Gewicht, den Rest seines Lebens in Berlin zu verbringen und diese Gegend nicht wieder zu betreten; auch soll er dafür einstehen, daß Fräulein Gertrud die Ruine für einen annehmlchen Preis an Herrn Thorbeeken überläßt und ebenfalls nach Berlin zieht.“

Christian Möller hatte beide Lehnen des Eichenstuhls, in dem er saß, mit seinen kräftigen Händen umspannt und stemmte sich gegen die Rückenlehne, daß der Stuhl in allen seinen Fugen krachte. Er fühlte dumpf, daß es „bei ihm komme“, wie seine Mutter sich ausdrückte, wenn in früheren Jahren der angeborene, wilde Föhjorn über den Knaben kam. Er fühlte den furor teutonicus ganz deutlich kommen, er fühlte, wie sein Haupthaar sich leise zu bewegen anfang, und er sagte sich, daß es Zeit wäre, die Augen zu schließen, damit sie nicht in die beiden Gesichter ihrer Gegenüber Feuer würfen. Er versuchte an etwas Beruhigendes zu denken, an die Pflüger, die den Roggenstoppel aufrißen . . . ob das spatlahme Handpferd wohl seine Pflicht thue . . . Aber es ging nicht. Er schluckte mehreremal heftig, ehe er reden konnte.

„Und was . . . soll ich bei der Sache thun . . .?“
 Und er sah zu Hinge hinüber; Hinge duckte sich und griff

nach seinem Glas; solche Augen, in denen es wie Schwefel glimmte, hatte er noch nie gesehen.

„Sie sollen es dem Alten plausibel machen,“ polterte Thorbeeken mit rotem Kopf.

Christian Möller nickte, ohne aufzusehen.

„Und darf ich fragen“ — er wunderte sich über seine kalte Ruhe und sagte sich zugleich, daß diese Ruhe die unheimliche Stille vor dem Sturm sei — „Sie sprachen von einer Leibrente . . . Das Kapital ist also am Todestag des Herrn von Knee verloren . . . Sie erinnern sich, daß Herr von Knee eine Tochter hat . . . die heißt Fraule . . . eine kleine, feine Deern“ . . . er stand langsam auf . . . „Was soll aus der kleinen Fraule von Knee werden? Das möcht' ich wissen . . . das?“ — und er klammerte seine Hände um die Kanten des Tisches und starrte Thorbeeken an.

„Was geht's mich an . . . sie ist ja hübsch . . . sie schlägt sich durch . . . ha.“

Da schrie Christian wild auf, sein Stuhl flog zurück, daß er polternd in die Mitte des Zimmers flog; von Christians Händen gehoben, stieß der Tisch krachend auf den Fußboden, die zerschmetterten Gläser gossen ihren Inhalt über den Tisch; im selben Augenblicke flog der kleine Baron, der, den Stuhl in der Faust, auf Christian zusprang, taumelnd gegen die Wand.

Da wurde die Thür geöffnet, und auf der Schwelle standen die beiden, welche Thorbeeken nicht sehen konnte, die ihn in seine Träume verfolgten, welche diese ganze Nacht an seinem Bett gestanden: das bleiche, stille Gesicht mit der schwarzen Binde über den Augen und daneben die stolze Enkelin des betrogenen Grafen Hans.

Er stieß einen unartikulierten Laut aus und machte

jene unbeholfene Bewegung mit dem verstümmelten Arm; dann fiel er schwerfällig aufs Sofa zurück. Christian Möller ging keuchend, am ganzen Leibe bebend, aus dem Zimmer. Seine Hände waren krampfhaft geballt, draußen hörte man ihn mit den Füßen stampfend hin- und hergehen.

Im Zimmer war es still geworden, ganz still. Gertrud stand dicht neben ihrem Onkel.

In dem schmerzgefüllten Gesicht des Invaliden arbeitete es mächtig.

„Haben Sie mir nichts zu sagen, Hünze?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Kein Wort?“ Dann wieder nach einer Weile . . . „Erinnern Sie sich der Abende, da wir bei einander saßen an meinem Tisch unter dem Schein meiner Lampe?“

Der Verwalter beugte sein bleiches Gesicht über die Stuhllehne, die er krampfhaft umfaßt hielt.

„Als Sie ein junger Mann waren,“ fuhr die bebende Stimme fort, „da ging Ihr bester Freund in den Tod, weil er seine Schuld nicht bezahlen konnte. Wissen Sie noch, wie Sie mir das erzählten? Ich habe wohl unterschieden zwischen dem, was wahr an Ihnen war und was falsch. Damals zitterte Ihre Stimme. Wie denken Sie Ihre Schuld . . . zu bezahlen?“

Der Baron warf qualvolle Blicke nach der Thür, an der schwarzen Binde vorüber in die reinen, tiefglänzenden Mädchenaugen. Wie grausam deutlich sprachen diese Augen. Über sein sonst so stolzes Gesicht flog brennende Scham.

„Erinnern Sie sich noch des Abends, wie ich Ihnen von meinem kurzen Eheglück erzählte und von den einsamen, unglücklichen Krankenjahren, da ich mit meinem Kaiser, mit meinem Vaterland und mit meinem Gott haberte, und wie ich Ihre Hand suchte . . . die Hand des Freundes . . .?“

Hinze stöhnte schwer.

„Und wissen Sie noch, wie Sie von Ihrer Mutter erzählten, daß sie eine brave, einfache Frau gewesen, und wie Frau Siemens an den Tisch trat und klagte, sie habe einen einzigen Sohn, der sei in Gefahr, verloren zu gehen? Damals waren Sie auch aufs tiefste erregt. . . . Sie selbst führten die wankende Frau aus dem Zimmer, und in Ihren Augen sah ich Thränen.“

Hinze bebte am ganzen Körper, er fuhr mit der Hand nach den Augen und ging mit schwankenden Schritten nach der Verbindungsthür, tastend suchte er den Drücker der Thür; dann verschwand er, ohne sich umzusehen, ohne ein einziges Wort gesagt zu haben.

Thorbecken hatte stumm im Sofa gefessen. Seine Augen starrten während der kurzen Scene mit einem bangen, stumpfen Ausdruck auf die beiden an der Schwelle.

„Komm, Onkel,“ sagte Gertrud.

Er ließ sich wie ein Kind in das trauliche Wohnzimmer des Mönchshofs führen; dort bat er, ihn allein zu lassen.

Borne, im sogenannten Damenzimmer, warf sich Gertrud weinend an die Brust der alten Frau.

„Tante, was nun?“

„Um des Himmels Willen, Trude, halt du bloß deinen Kopf hoch. Der Junge hat ihn total verloren. Wenn es wahr ist, was er rappelt, dann hat er Thorbecken den Tisch an den Kopf geworfen. Jetzt sitzt er in seinem früheren Schlafzimmer und schreit, daß er dem Hinze nicht die Knochen zerbrochen hat. So ein gottloser Schnad. . . . Ich weiß alles, Trude! Aber ich . . . aber ich weiß auch mehr . . . ich weiß auch Hilfe! Ich zerbreche mir ja seit einem halben Jahre den Kopf; denn ich sah diese Stunde ja kommen. Da ist erst mal mein Junge, der

ist bis über seine beiden großen Ohren in die Kleine verliebt. Was meinst du, ob sie ihn wohl nimmt? Er ist ja ein guter Junge, wenn er auch nur Möller heißt.“

Mit Augen voll Thränen lächelnd, streichelte Gertrud die heiße Wange der Frau.

„Sie mag ihn schon leiden. Sie weiß es nur noch nicht.“

„Na und sieh, wir sind ja ziemlich vermögend, du, Trude, — du nimmst es nicht übel, daß ich das sage — wenn ihr im Hausstand in Verlegenheit kommt, . . . ich kenne das, dann sag' es dem Herrn nicht, quäl' ihn nicht damit, dann fahr' zu mir, hörst du?“

Gertrud versprach es.

„Also, wir helfen euch, durch den Herbst . . . und dann . . .“

„Und dann, Tante?“

„Das Weitere ist mein Geheimnis.“ Im Gange hörte man unsichere, stolpernde Schritte. Die kleine Frau ballte die Hände: „Ich habe eine Ahnung,“ sagte sie mit jäh hervorbrechendem Zorn, „daß der liebe Gott noch einmal furchtbar über den Mann herfallen wird!“

* * *

Als Gertrud nach geraumer Zeit die Thür zum Wohnzimmer öffnete, saß ihr Onkel am Fenster, gebeugt, die Hände im Schoß gefaltet; seine Augen blickten über den Marktplatz am Dom vorbei, nach den Wipfeln der alten Kirchhofsbäume, unter denen er vor zwölf Jahren sein junges Glück, seinen tapferen Kameraden begraben hatte. Als er sich zu Gertrud umwandte, gewahrte sie, daß er geweint hatte. Sie wußte aber nicht um was: Um sein totes Lieb? Um sein heimatloses Kind? — oder um getauschtes Vertrauen? . . .

Gertrud ging leise wieder hinaus und bat Christian, anzuspannen; eine innere Unruhe trieb sie nach Haus.

* * *

Hinze war in einer furchtbaren Aufregung aus dem Zimmer gegangen. Als die kalte Luft des Hofes ihn umwehte, wurde ihm als erstes klar, daß er sich im Herrenhause nicht wieder blicken lassen dürfe. Aber seine Habseligkeiten, seine Briefe, sein Geld? Und dann noch ein anderes, das ihm trotz seines bodenlosen Leichtsinnes schwer auf der Seele lag, und das er nicht fortwälzen konnte. . . . Er sah ein, daß er rasch handeln mußte. So trat er denn an den Hausknecht heran und beauftragte ihn, schleunigst ein passendes Pferd zu satteln; er werde es morgen durch Thorbeckens Deute zurücksenden lassen, sein Ritt habe Eile. Und dann jagte er durch den Sand der Heerstraße dem Herrenhause zu. Vor der Thür des Hauses stand der alte Boß, der an dem verstörten Aussehen des Verwalters und an dem fremden Pferd, von dem der Dampf aufstieg, sofort erkannte, daß sich etwas Besonderes ereignet hätte.

„Ist der Herr wohl?“ fragte er ängstlich.

In Hinzes Augen glimmte es wild auf. Angesichts des Hauses, in welchem er so schöne, friedliche Jahre verlebt hatte — und die ersten Jahre waren ohne Schuld gewesen —, erfaßte ihn der ganze Jammer seines Lebens. Sein Pferd dicht an den alten Mann herandrängend, schrie er:

„Warum sagtest du alter Graubart nicht, daß dein Herr mit einem Male wieder gesund geworden? Du . . . du . . .“ Er hatte die Reitpeitsche erhoben.

Der Alte sprang zurück und stand mit flammenden Augen in der Hausthür:

„Ich weiß nur nicht, wie die Sache mit Ihnen steht, ob ich Ihnen das Haus verbieten soll . . . Sonst sollten Sie meinen Arm fühlen,“ und er erhob drohend die geballten Fäuste.

Dann ging er in das Wohnzimmer und setzte sich, von der Erregung überwältigt, an den Schreibtisch seines Herrn, als müßte er dort Wache halten.

Hinze trat von den Pferdeställen her in das Haus. Als er bemerkte, wie der Hoffjunge und die Mädchen sich von ihm abwandten und fortarbeiteten, ohne sich um ihn zu kümmern, wie der Großnecht ihn so gleichgültig und kalt von oben bis unten ansah, erfaßte ihn der Ekel vor sich selbst, daß es ihn am ganzen Körper schüttelte.

In dem schmalen, dunklen Korridor sah er Frauke auf sich zukommen. Ein häßlicher Gedanke schrie wie ein wildes Tier durch seine Seele.

Ein wenig Verlegenheit um den Mund und in den Augen, ein wenig zögernd, aber doch zutraulich wie früher kam sie ihm entgegen. Das Vertrauen eines Kindes ist fest. Es bedarf harter Schläge, ehe es wankt.

„Frauke,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ich gehe fort von hier, willst du mit in mein Zimmer kommen? Ich habe einige Kleinigkeiten, die ich dir schenken möchte, wenn du willst.“

Sie trat voran in sein Zimmer.

„Du? . . . Sie gehen weg von uns?“

„Hat man dir gesagt, warum ich gehe?“

„Nein, aber Trude . . .“ Sie erinnerte sich, daß sie Trude versprochen hatte, dies Zimmer nicht wieder zu betreten, und sie wurde ängstlich, als sie in seine verstörten Augen sah.

Ihre kleine Hand tastete nach dem Drücker.

Er stand bittend vor ihr.

„Du hast mir so oft gezeigt, Frauke, daß du mich lieb hast. Zeig' es mir erst recht, da ich fortgehe.“

Er faßte nach ihrer Hand und wollte sie näher an sich ziehen. Aber sie stand schon in der geöffneten Thür, glutübergossen:

„Das darf nur einer,“ stammelte sie, bebend am ganzen Leib. Sie sah im Geist Christians ehrerbietige, von reiner, süßer Liebe begeisterte Augen. „Nur einer!“ sagte sie noch einmal hochaufatmend, die Brust von einem seligen Gefühl geschwellt, ohne Furcht, ein seliges Lächeln in dem Kindergesicht.

Er stieß einen wilden Schrei aus.

Da legte sich eine zitternde, alte Hand von hinten her auf seinen Arm.

„Franz!“

Er drehte sich jäh um . . . Von dem verweinten, jammervollen Blick der Mutterliebe bis ans Herz getroffen, von der furchtbaren Aufregung der letzten Tage, von dem Sturm der Selbstanlagen fast von Sinnen, machte er wie ein Trunkener eine taumelnde Wendung und stürzte in die Kniee.

„Mutter,“ schrie er, „Mutter! Warum mußte es so weit mit mir kommen!“

Frauke war zurückgeschreckt.

„Frau Siemens!!“ rief sie zitternd.

„Es ist mein Sohn,“ sagte die alte Frau und strich leise über das Haupt, das sich in ihrer Kleidung verbarg. Heiße Thränen fielen auf das Haupt des Knieenden.

Frauke schloß leise die Thür. Die drinnen hörten nicht, wie sie heftig schluchzend den Korridor entlang flog.

Gleich darauf trat sie ins Wohnzimmer und setzte sich

dicht an die Seite ihres alten Freundes. Sie legte ihre Hand in die seine, die von Aufregung zitterte; er fragte nicht, was ihr widerfahren wäre, er meinte, sie weine um Hingez, der ihr gesagt hätte, daß er fortgehe. Aber es war vielmehr der erschütternde Eindruck, den die Mutterliebe auf das Kind gemacht hatte, und dann das andere, das mit Klagen und Klagen, mit Weinen und Lachen wie seit alters, in ihre Seele gezogen war: die süße Frauenliebe.

So saßen sie stumm und warteten, bis die Hausthür sich hinter dem schließen würde, der Jahre hindurch das Unheil des Hauses gewesen war.

Am Ende des Korridors, in dem verräucherten Zimmer mit den schlechten Silbern und der Weinluft, mit dem Schreibtisch voll Spielkarten und lässiger Buchführung lag der, dem die Dual des schlechten Gewissens und die heiße, jammernde Mutterliebe den falschen Stolz und den leichtfertigen Sinn gebrochen hatte.

„Ich will mich lossagen von dem Schurken, der mein Unheil war. Ich kann es nicht mehr ertragen — das ganze Leben eine einzige Lüge. Komm mit, Mutter! Mutter, komm mit mir!“

Er streichelte immer wieder die weisse Hand. „Ich war dem Wahnsinn nahe,“ klagte er; „Sünden und Sorgen standen wie Berge um mich und drängten und ängstigten mich Tag und Nacht . . . Wenn du nicht in dies Haus gekommen wärest um meinetwillen, wenn du nicht immer wieder die Bibel auf den Tisch gelegt hättest, du treues Mütterchen, wenn du nicht deine Hand über dem unschuldigen Kind gehalten hättest! Mutter,“ schrie er auf, „nicht das beste Leben hätte die Sünde wieder gut gemacht.“

„Geh,“ sagte sie leise, „geh' nach der Stadt, ich will hier erst alles ins Reine bringen . . .“

Und er ging — zu Fuß. Als er an der Kammer des Großknechts vorbeiging, sah er neben dem Pferdegeschirr, das an der Wand hing, einen einfachen Stod stehen, wie die Landleute ihn gern bei sich haben, wenn sie ihr Land befehen. Es war der Stod, den er als einzigen Besitz mitgebracht hatte, als er zum erstenmal dies Haus betrat. Er nahm ihn und ging hinaus. Als er die Allee erreicht hatte, schlug er den Weg nach der Marsch ein. Hinter ihm klang das Rollen eines Wagens. Er wandte sich um. Der Wagen hielt vor dem Herrenhaus. Gertrud war herausgestiegen und half dem Invaliden, der mühsam den Wagen verließ. Einen Augenblick stand er allein, gebeugt: dann kam Frauke aus der Hausthür und slog ihm an den Hals und streichelte ihn und weinte, und der Invalide legte den Arm um sein Kind, die schwarze Binde verschwand in der hellen Lockenfülle. So standen sie nebeneinander, über die das Unglück gekommen war.

Der ungerechte Haushalter sah das alles — er lehnte sich schwer gegen die Pappel, an der er stand, und weinte bitterlich.

* * *

Am anderen Morgen verließ auch Frau Siemens das Haus. Herr von Knee reichte ihr freundlich die Hand; Gertrud streichelte ihr die alten Hände, wie gestern der Sohn gethan hatte; Frauke schluchzte an ihrem Hals und bat sie, dann und wann herüber zu kommen.

Dann fuhr Christian die alte Frau zur Stadt.

Als Gertrud sie gebeten hatte, in ihrer Stellung zu bleiben, hatte sie mit herzlichen Worten gedankt: „Ich muß bei ihm sein, er braucht mich.“

Nicht Tage nach diesen schweren Ereignissen, an einem sonnigen Nachmittag, näherte sich Christian Möller, von Westdorf herkommend, dem hinteren Parkthor. Er hatte sich am selben Tag, als Hünze entlassen worden war, von dem alten, erfahrenen Boß unterstützt, in die verschiedensten wirtschaftlichen Arbeiten gestürzt. Da er sich sagte, daß von nun an die ganze Aufsicht über das Gut in seinen Händen ruhte, so war er entschlossen, vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend unverdrossen auf seinem Posten zu stehen und sich nicht von dem Gedanken entmutigen zu lassen, daß nach Menschenurteil alle Arbeit vergeblich gethan sein würde. Der Gedanke, für sein kleines Vieh zu arbeiten, beschwingte seine Schritte und gab ihm bei seinen jungen Jahren das so wichtige Gefühl ernster Verantwortung und doch wiederum des frischesten Mutes.

Oft freilich war ihm sein Herz schwer. Von Kind an ein eifriger Zuhörer wirtschaftlicher Unterhaltung, von der Natur mit hellem, praktischem Verstand begabt, sagte er sich, daß seine Mutter sich zu sehr belasten würde, wenn sie das Gut übernehme. Das Vermögen seiner Mutter mochte alles in allem, das Haus am Markt mitgerechnet, etwas über hundertvierzigtausend Mark betragen. Der

Wert des Gutes aber war, trotzdem die Ländereien sich in einem traurigen Zustande befanden, fast dreimal so viel. Dazu bedurfte es eines größeren Kapitals, um das Gut wieder auf die Höhe zu bringen.

Aber selbst wenn seine Mutter das Wagnis des Ankaufs unternehmen wollte, so würde Thorbeeken die Ausführung sicherlich und mit Leichtigkeit hindern.

Aber im Angesicht dieser trüben Zukunft war Christian dennoch entschlossen, seine ganze Kraft anzustrengen, alle Arbeiten in Thätigkeit zu behalten und die Arbeiten richtig zu verteilen. Er beschloß, die aufgestapelte Wolle zu verkaufen, die Scheunen auszubessern und die Menge des kostbaren Düngers aufs Land fahren zu lassen, kurz er wollte so wirtschaften, als wenn das Gut nie in fremde Hände übergehen würde.

So in diese Gedanken versunken, trat er durch das Thor in den Park, um zu sehen, ob die Steige noch rein wären. Da er sich sagte, daß „Fraukes Vater“, wie er den Hausherrn in seinen Gedanken nannte, jetzt häufig diese Wege gehen würde, so sollte er bei all seinen trüben Gedanken durch die Sauberkeit erfreut werden, die sich rings seinen Augen bot.

Als der junge Verwalter um eine Gesträuchgruppe bog, sah er Marx Boß, der die enge Livree mit einem leichten Linnenanzug vertauscht hatte; er arbeitete im Schweiß seines Angesichts in den Stiegen. Der Alte winkte dem Herankommenden mit einem lustigen Lächeln über dem ganzen verwitterten Gesicht, hübsch leise aufzutreten, und deutete nach einer schattigen Lindenlaube. Christian Müller ging mit merkwürdig feinem Verständnis auf das Abenteuer ein. Er duckte seine lange Gestalt, und während er sonst eine gewisse solide, kräftige Art des

Auftretens hatte, zeigte es sich, daß er auch zu schleichen verstand wie ein Fuchs.

Frauke von Knee hatte sich entschieden gelangweilt, kein Mensch hatte mit ihr zu thun haben wollen, weil kein Mensch Zeit hatte. „Mein Papa,“ wie Frauke jetzt zu sagen pflegte, wühlte in einem Haufen von Rechnungen, eine Arbeit, die durch Hinges lotterige Handschrift und nachlässige Haushaltung endlos zu werden schien. Trude, die jetzt vollständig die Hausfrau vorstellte, führte in der Leutefüche die Aufsicht! Frauke von Knee war in der kleinen Küche angestellt — Gertrud hatte ein merkwürdiges Talent, die Menschen zu beschäftigen —; sie war aber entwischt, auf zehn Minuten.

Einige Augenblicke hatte sie vor der Verandathür in der heißen Sonne gestanden und traumverloren in den Garten hinabgesehen; dann hatte sie sich aufgerafft; es mußte doch irgend etwas geschehen? War denn kein Mensch da? Dieser Christian Möller hatte auch nie Zeit.

Da betrat in schläfriger Haltung der gelbe Rattenbeißer vom Wirtschaftsgebäude her den Garten. Er hatte heute mittag durch Fraukes Vermittelung einen stattlichen Knochen erbeutet und war, abgesehen von der Hitze des Tags, in der Stimmung, die Anschauung von einem Kampf ums Dasein für Unsinn zu halten. Er blinzelte seine Freundin vergnügt an.

Frauke von Knee schlich auf den Fußspitzen in die Küche zurück und holte ein Endchen Wurst, das verlockend an einem Faden baumelte. Von dem allezeit hungrigen Bob begleitet, ging sie zu Mary Bop. Als dieser aber die Einladung zu der Vorstellung, die nun folgen sollte, schnöde ausschlug, trat sie in die von ihr bevorzugte Lindenlaube. Sie legte das Wurstende vor sich auf den Gartentisch,

Bob sprang mit einem gierigen Satz auf den Tisch, demselben nach. Frauke aber legte, indem sie sich weit über den Tisch vorbeugte, ihre schlanken Arme schützend um ihr Eigentum.

Nun sahen sich die beiden Freunde fest in die Augen. Sie kannten sich gegenseitig. Auf dem Bauch rutschend, wich Bob etwas zurück, dort kauerte er still, bald auf die Wurst starrend, bald auf Frauke. Frauke von Knie machte die Augen halb zu. Aber Bob traute dem Frieden nicht, blizte es nicht immer noch zwischen den langen Wimpern? Aber dem Mutigen gehört die Wurst! Bob sprang vor, sprang zu weit, so daß er mit den Hinterbeinen über den verschränkten Händen lag, selbige Kleinen, festen Hände flogen in die Höhe, Bob machte verschiedene, krampfhafteste Versuche, irgendwo in aller Welt einen Stützpunkt für seine vier Beine zu finden, kollerte aber schließlich ohne Eleganz unter den Tisch.

Frauke legte die verschränkten Hände wieder über den Tisch und machte ein möglichst menschenfreundliches Gesicht.

„Armer Bob, hast dir weh gethan?“

Wer kann solchem rührenden Mitleid widerstehen?

Bob versuchte sein Heil von neuem; aber er hat nicht umsonst den jahrelangen persönlichen Verkehr mit Frauke von Knie gepflegt. Er duckte sich wieder, sprang auf — sprang aber nicht vor. Fraukes Hände schnellten an Bobs Nase vorbei in die Höhe — Bob fuhr mit wildem Griff auf die Wurst los, drehte sich um und sprang im gewaltigen Satz auf den Riesweg.

Frauke machte ihr „Verwunderungs-gesicht“, wie Bob zu sagen pflegte, und aus der Hede erscholl ein lustiges Lachen, und Christian Möller trat in die Laube.

Frauke lehnte sich zurück und legte beide Arme um die Lehne, aus halbverschleierten Augen beobachtete sie ihn.

Er sah doch recht hübsch aus, im leichten, losen Sommeranzug und hohen Stiefeln und dem grauen Filzhut, der seine ursprüngliche Form ziemlich verloren hatte, und den blinkenden Zähnen unter dem leichten, blonden Schnurrbart. So ein bißchen unordentlich und unternehmend sah er aus, nicht so gebrechelt, nicht so wie ein Junge, den seine Mutter eben entlassen hat.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick ausruhen?“ sagte sie mit freundlicher Herablassung.

Christian Möller bekam jedesmal Herzklopfen, wenn diese klingende Stimme an sein Ohr schlug.

„Sind Sie müde?“ sagte sie mütterlich, raffte ihr Kleid sehr sorgfältig zusammen und rückte ans Ende der Bank, auf welcher fünf Menschen gut Platz fanden.

„Nun ja,“ gestand er. Und er erzählte, welche Gänge er gemacht und welche Arbeiten draußen gethan würden.

„Ist Hünze entbehrlich?“ fragte sie plötzlich.

Er nickte: „Ich denke, es wird so gehen.“

„Trude hat ihn weggeschickt,“ sagte sie bedächtig, „niemand als Trude. Darum wird es recht sein, daß er gegangen ist. Was Trude thut, muß richtig sein. Hünzes Mutter hat an Trude geschrieben, einen herzlichen, guten Brief. Hünze ist gar kein Baron, schreibt sie, er ist so was wie Hoffschreiber gewesen, er ist auch nie in Amerika gewesen; all die Räubergeschichten, die er Papa erzählt hat, sind seine Phantasieen gewesen. Aber er wäre jetzt anders, ganz anders, und sie wäre sehr glücklich . . . Sie heißt Frau Hünze, Siemens ist ihr Mädchenname. Übrigens dummes Zeug, daß die Frauen den Namen ihres Mannes annehmen müssen. Und wissen Sie, was Trude sagt: Das Entsetzen vor Thorbeeken, das habe Hünze zur Besinnung gebracht. Indem er mit der wirklichen Schleichig-

zeit in Berührung kam, erkannte er, auf welchem Wege er sich befand. Er war leichtsinnig, sagte Trude, aber als er sah, daß er auf dem Wege wäre, schlecht zu werden, und als er gesehen, wie tief ein Mensch sinken könne und wie tief er selbst schon gesunken sei, da habe ihn das Entsetzen gepackt. Aber die Augen und Bitten der Mutter, die hätten das Allermeiste gethan. Wissen Sie, Trude ist so klug, sie hat über alles so ernste Gedanken. Sie haben Trude auch gern?"

„Ja,“ sagte er, aber seine Augen tauchten leuchtend in die ihren und sagten: „Dich habe ich über alles gern.“

Frauke nahm verwirrt die Arme von der Lehne und faltete sie im Schoß.

„Sie sollen mich nicht so ansehen wie . . . neulich in der Allee,“ sagte sie leise. Dann fragte sie: „Geht es Ihnen gut mit der Wirtschafft?"

Er nickte, indem er etwas näher an sie heranrückte.

Aber Frauke bemerkte es: „Ich glaube nicht, daß die Hoffnungen Ihnen gehorchen werden.“

„Ich weiß ganz genau, daß sie mir gehorchen werden.“

„Na ich . . . würde es wenigstens nicht thun.“

„Und warum nicht?“ fragte er gemüthlich lächelnd.

„Weil Sie gar nicht giftig werden können.“

„Dho!“ Christian dachte an die Scene im Mönchshof und lachte.

Dies überlegene Dachen empörte Frauke vollends.

„Das scheint mir ein Geniestreich von Papa zu sein! Sie und Verwalter! Können Sie denn ein Pferd tagieren? . . . Aber Trude zunicke und mit ihr Beratungen halten, das können Sie! Trude ist Verwalter! Sie sind mehr Raffschreiber! Sie sind nicht selbständig . . . Man muß selbständig sein. So!“

„Und die Wurst aus der Küche stehlen!“

Frauke war aufgestanden, und ihre Augen funkelten.

„Sie . . .“ sagte sie . . . „Sie hängen an Lantes Schürzenband; wenn es flattert, schreien Sie, und wenn es abreißt, sind Sie verloren. Wenn ich wüßte, daß Sie ein einzig Mal selbständig gehandelt haben oder giftig geworden sind . . .“

„Nun?“

Frauke legte die geballte Hand auf den Tannentisch:

„Dann will ich im Mönchshof Kellnerjunge werden!“

„Aber, Frauke! Was sagtest du da?“ Am Eingang der Laube erschien Gertruds hohe Gestalt.

„Was sagtest du, Kind?“

Christian zuckte verschwiegen die Achseln, aber sein ganzes Gesicht lachte. Frauke war glühendrot geworden, preßte die Lippen zusammen und richtete den Blick zu Boden.

Gertrud wandte sich an Christian: „Ich möchte mit Ihnen sprechen,“ sagte sie. Die beiden wanderten einträchtig den Steig hinunter. „Ich erhielt heute morgen ein Schreiben von Hinzes Mutter, worin sich mich bittet, die Möbel seines Zimmers nach der Stadt zu schicken; ihr Sohn habe in einer Nachbarstadt eine Stellung erhalten; sie fügt nebenbei hinzu, daß diese Stellung eine sehr bescheidene, daß ihr Sohn aber wie verwandelt sei, seit er, wie sie sich ausdrückt, dem Bösen entlaufen ist.“

„Sie meint Thorbecken,“ sagte Christian.

Gertrud nickte. „Sie schreibt dann: Ich möchte den Schreibtisch öffnen und aus einem bestimmten Fach, dessen Schlüssel sie mitschickt, das Geld entnehmen, welches sich dort befände. Ihr Sohn hätte bestimmt erklärt, das Geld gehöre dem Herrn von Knee. Und nun — ich muß es Ihnen gestehen — unsere Wirtschaftskasse ist leer, und wenn

wir auch zum größten Teil von den Erzeugnissen des Gutes leben, verschiedene Einkäufe sind doch nötig. Es widerstrebt mir aber, auf Borg zu kaufen, wie es früher geschehen ist . . ." Eine feine Röthe hatte sich über das feine Gesicht gelegt . . . „Gott weiß, ich kann das nicht,“ sagte sie. „Genug, als ich vor einer Stunde das betreffende Fach des Schreibtisches öffnete, fand ich in Zwanzig-, Fünfzig- und Hundertmarkscheinen zusammen eine Summe von mehr als fünftausend Mark! Ich war erschreckt von dem vielen Geld. — Ich hatte noch nie so viel zusammen gesehen.“ Sie sah Christian mit einem treuherzigen, ehrlichen Blick an: „Sie müssen bedenken, die gefundene Summe ist der dritte Teil alles dessen, was mir mein Vater hinterlassen hat. — Nun raten Sie mir, ob ich einen kleinen Teil des Geldes für den Hausstand nehmen und den Rest dem Onkel geben darf.“

Der junge Verwalter sann ein wenig nach, dann sagte er: „Das Geld gehört sicher Herrn von Kree, es ist unzweifelhaft aus dem Gut herausgezogen, und es ist Hinzes Absicht gewesen, es beiseite zu schaffen, aber der gute Geist in ihm hat ihm ein schlechtes Gewissen bereitet und ihn immer wieder gehindert, seine Absicht auszuführen. Nehmen Sie ruhig von dem Gelde, soviel Sie gebrauchen müssen. Ja, ich empfehle Ihnen sogar, die ganze Summe zu behalten und damit diejenigen Bedürfnisse zu bestreiten, welche in den nächsten Monaten an Sie herantreten werden. Ich nehme an, daß eine ganze Anzahl von kleinen Handwerkern und Kaufleuten mit alten Rechnungen kommen werden. Bezahlen Sie diese Leute, nachdem Sie die Rechnungen geprüft haben. Am Ende sind Sie der Minister des Innern und in diesen Dingen höchste Instanz. Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß am wenigsten

der Kleine Mann um sein Geld betrogen werden darf. Sie ersparen durch Ihren prächtigen Schreibtisch und Herrn von Kneee trübe Stunden, und Sie werden in der Achtung der kleinen Stadt steigen, wenn das überhaupt noch möglich ist. Wenn Sie gestatten, fahre ich morgen mit Ihnen zur Stadt, und ich wette, daß wir dreißig Menschen glücklich machen.“

Gertrud nickte lächelnd. „Im Mönchshof kehren wir ein,“ sagte sie.

„Ich denke,“ sagte er, „meine Mutter wird mich schelten, weil ich in ihrem Hause eine so häßliche Scene aufführte. Sie hält auf die Ehre ihres Hauses.“

Gertrud bat ihn, ihr zu erzählen, wie jene Unterredung verlaufen wäre.

Er erzählte bereitwillig und verhehlte auch nicht, daß die perfide Nennung von Fraukes Namen ihn in den Harnisch gebracht hätte. „Es ist Ihren klaren Augen nicht verborgen geblieben,“ sagte er leise, „daß ich Frauke von ganzem Herzen lieb habe.“

Gertrud hatte schweigend zugehört. Jetzt sah sie mit ihren leuchtenden, reinen Augen zu Christian auf.

„Sie haben sich auch hier als unser Freund bewährt. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen. Nicht wahr?“ — sie legte ihre Hand bittend auf seinen Arm — „ich darf auch in Bezug auf die Kleine . . .“ sie suchte nach einem Ausdruck, dann deutete sie stumm nach der Laube hinüber: „Sie hat keine Mutter mehr,“ sagte sie.

In den Augen Christians stieg es heiß und feucht auf.

„Ich habe sie über alles lieb,“ sagte er mit bebender Stimme.

„Ich weiß es,“ nickte sie . . . „und sie, die Kleine?“ Christian Möller lachte fröhlich und zuversichtlich:

„Augenblicklich hast sie mich wieder einmal. Möchten Sie, bitte, mitkommen? Sie könnten unsern Streit mit einem Worte schlichten.“

Trude legte in köstlicher Zutraulichkeit ihren Arm in den Christians, so gingen sie den Steig zurück . . .

Frauke von Kree saß mit sehr geteilten Empfindungen in der Laube. Wenn er diese Blöße nun wieder ausnutzte, die sie sich gegeben hatte? Möglicherweise verfiel er dann wieder auf sonderbare Dinge.

Es wurde ihr bange und heiß bei dem Gedanken, und ihre Lippen zuckten. Sie ließ langsam den Kopf sinken . . . dann legte sie ihn in die verschränkten Hände . . . dann noch einen Augenblick Stille . . . dann fing sie an zu weinen.

Da hörte sie die beiden zurückkommen. Sie riß sich empor, bearbeitete, so rasch es ging, die Augen mit dem Handrücken und nahm eine selbstbewußte Haltung an.

„Was sollte doch geschehen, Frauke, wenn ich ein einzig Mal gezeigt hätte, daß ich selbständig handeln könnte?“

Frauke riß an einem Tannenzweig, der über der Lehne hing. „Ich weiß es nicht,“ sagte sie.

„Ich glaube, ich habe es gehört, soll ich es sagen?“

„Meinetwegen!“ Der kleine Zweig brach krachend ab.

„Bitte, Fräulein Gertrud, erklären Sie doch, daß ich neulich im Mönchshof sowohl selbständig gehandelt habe, als auch sehr giftig geworden bin.“

Gertrud lachte: „Nicht giftig, Frauke, aber zornig, sehr zornig und sehr selbständig! Ich erkläre es feierlich. Ich werde dir das Nähere heute abend erzählen.“

„O!“ . . . Frauke bearbeitete krampfhaft ihre Lippen.

„Nun sieh zu, daß du deinen Gegner versöhnst und daß du die Wette nicht zu teuer bezahlen mußt, du hast sie verloren.“

Gertrud ging.

Christian überzeugte sich, daß Boß in der Nähe der Veranda arbeitete; dann setzte er sich zu Frauke heran, faßte ihre Hände und nahm ihr den mehrfach zerbrochenen Zweig aus der Hand.

„Wollen wir uns wieder vertragen?“

„Ich glaube überhaupt nicht, was . . . was die Sandgräfin sagt.“

„Vor einer halben Stunde sagten Sie, daß Sie alles glaubten, was Fräulein Gertrud sagt.“

„Ich will es nicht wieder thun,“ sagte sie. „Sie sollen es nicht erzählen.“

Er stand vor ihr und vertrat ihr den Weg. „Bitte, Frauke,“ flehte er mit bebender Stimme . . . „Süße Frauke! . . .“

Da legte sie die eine ihrer kleinen Hände über die Augen und bog den Kopf zurück.

„Nicht ansehen,“ sagte sie leise . . .

* * *

Die Wolken über dem Herrenhaus zogen sich dichter und dunkler zusammen. Der alte Justizrat erschien in dem bequemen Landauer des Mönchshofs; er begrüßte Frauke mit kameradschaftlicher Vertrautheit, Gertrud mit Ehrerbietung. Seine Haltung war gerade, sein Blick heiter, er hatte offenbar wenig Neigung, von Dingen zu reden, welche die Stirn notwendig kraus und die Gedanken finster machen mußten — er zog es vor, plaudernd mit den jungen Damen durch den Park zu gehen. — Aber dann erschien der Hausherr, und dann wurde Frauke von Gertrud in die Küche geschickt, und dann saßen die drei und rechneten und verglichen, und als der alte Herr wieder im Wagen

saß, war aller Sonnenschein von seinem Gesicht gewichen; es lag nur noch der stille Friede darauf, so eine stille, friedliche Abenddämmerung. Der alte Jurist war einer von den Menschen, welche wohl still und wehmütig, nie aber verzweifelt sein können, denn Schuld und Sorge haben nichts mit ihnen zu schaffen.

Der alte Boß kam von der Ruine her und erzählte Gertrud, daß das alte Thor mit den herausgerissenen Angeln vorn übergestürzt im Wege läge. Die Umfassungsmauer neben dem Thor habe einen großen Riß bekommen und könne jeden Augenblick in einer Länge von fünf Metern niederstürzen, denn das ganze Gefüge derselben sei wie mit Brecheisen gelockert. Menschenhände seien es nicht gewesen, es sähe aus, wie nach einem Erdbeben; er könnte keine Erklärung dafür finden. Es sei wohl eine Vorwarnung des nahenden Unheils. Während er das erzählte, starrte er trostlos in die leere Luft, wie ein Mensch, der mit zuckenden Lippen und feuchten Augen in die rauchende, qualmende Glut seines Hauses schaut. Der alte Boß trug seine Trauer am meisten zur Schau. Es war dem einfachen Mann unmöglich, die große Trostlosigkeit, welche seine Seele erfaßt hatte, in sich zu verschließen. Er alterte in diesen Monaten zusehends, sein Gang wurde gebückter, seine Haltung müde, er ließ sich mehr gehen als sonst; es geschah oft, daß man ihn still sitzend, träumend auf den Steinen vor der Thür sah. Dann redete er zuweilen mit sich selbst. Und dann . . . dann kam leise und schüchtern die Hoffnung geschritten und setzte sich an seine Seite.

Er hatte eine Hoffnung! Eine leise, wunderbare, aber gläubige; eine Hoffnung auf Rettung des Kneeschen Besitzes und auf eine nochmalige Wiederkehr glücklicher Tage. Zuweilen spottete er in seinem Innern über das, was er

einen „Traum“ nannte, einen „verrückten Gedanken“, aber sein Herz war voll von dieser Hoffnung; hätte er sie in diesen Tagen nicht gehabt, er wäre unter dem Jammer zusammengebrochen. So saß er denn und malte sich aus, was er wünschte und wie er es wünschte . . . und seine Seele hörte und sah nicht, was um ihn vorging, seine Augen leuchteten unter den buschigen Augenbrauen, wie die eines alten Propheten, der die Stunde kommen sieht, welche die unerwartete Hilfe bringt, und seine Lippen murmelten:

„Wenn er heimkehrt! Heimkehrt zur rechten Stunde . . . das käme von Gott! . . . Das käme von Gott!“

* * *

Herr von Kneese erschien jetzt täglich in den Wirtschaftsräumen, sogar auf den Feldern. Als er aber einmal einen längeren Weg über frisch gepflügtes Land gegangen war und einen kleinen Graben im Sprung zu nehmen versuchte, war er mit einem Schrei zusammengebrochen. Die Wunde hatte geblutet, und er hatte mehrere Tage, doppelt traurig, weil er unthätig sein mußte, das Bett gehalten. Aber dann verließ er wieder das Zimmer und ging seine gewohnten Wege. In der Septembersonne bekam das seine, krankhafte Gesicht ein wenig gesunde Farbe, und der schlaffe Gang festigte sich in täglicher Übung. Er hatte sich in stillen Stunden mit dem traurigen Gedanken abgefunden, daß der Besitz seines Geschlechts in fremde Hände, ja, um das Maß der Leiden voll zu machen, in die Hände eines gemeinen Schurken kommen würde.

Er hatte in diesen Stunden noch einmal mit sich selbst, mit seinem Gott und mit seinem Vaterland gehadert, das ihn in den Krieg gesandt und ihn unfähig gemacht hatte,

das Gut der Väter zu verwalten. Aber dieser Kampf war ausgekämpft, und er, der ritterliche Mann, hatte gesiegt. An dieser Stelle war es still in seiner Seele geworden, still und schmerzlos. Aber etwas anderes trieb ihn aus dem Zimmer, trieb ihn unruhig durch die Wirtschaftsgebäude und über die Felder. Mit aller Macht hatte ihn der Wunsch ergriffen, das Gut an dem Tag, da er es verließ, in einem anständigen, geordneten Zustand zu wissen. Man mochte immerhin sagen, daß der letzte Kneer ein kranker Invalide gewesen sei, aber man sollte nicht sagen dürfen, daß er das Erbe seines Geschlechts weiterhin hatte verkommen lassen, als er einen Teil seiner Gesundheit wieder erhalten hatte.

Gegen sein Haus zeigte er in diesen traurigen Monaten, welche dem Zwangsverkauf vorangingen, eine rührende Liebe, die Knechte und Arbeiter thaten schon um seinetwillen das Möglichste: die Frauen, die auf dem Felde banden oder bei anderer Arbeit in Lohn und Brot des Kneeschen Gutes standen, verfolgten die gebeugte Gestalt mit der schwarzseidenen Mütze, welche die Binde fast verdeckte, mit mitleidigen Augen.

Er war immer in gleicher Weise freundlich, doch sprach er wenig. Er dachte auch wenig. Es war über seine Seele ein Nebel gelegt, der ihm mitleidig die Schrecken der Zukunft verbarg; er wurde wie ein Träumender über die bösen Tage weggeführt. Wäre er ein Hellsehender gewesen, so wäre sein verletztes Gehirn in diesen trostlosen Monaten unheilbar verwirrt geworden. Was in ihm lebendig war — außer der Sorge um den Stand des Gutes —, das war die Vergangenheit. Dorthin, wie in ein schönes Paradies, führte ihn der Engel der Erinnerung, der mit freundlichem Gesicht an seine Seite trat, mit weicher Hand.

Er zeigte dem Träumenden die süße Gestalt seines Weibes. Er sah sie mit ihrem Knaben spielen, der als ein Kind ins Grab ging, und mit dem andern Knaben, der an des Toten Stelle trat, mit dem Kleinen, hellhaarigen Jungen, der täglich von der Marsch heraufkam, um auf dem weichen Schoß von Tante Knee zu sitzen, denn unten hatte er keine Mutter und keine Heimat. Und der Invalide träumte von diesem, von dem Verschollenen, den er wie einen Sohn geliebt hatte, und seine Seele verweilte bei dem Gedanken . . . Wenn er hier wäre . . . so würde er mein Sohn sein, stark und stattlich . . . Wenn er hier wäre . . .! und seine Seele malte dies aus mit stiller Freude . . . Aus der Fremde heimkehrend, half er, rettete, arbeitete, und das Erbe blieb dem Geschlecht erhalten und der Heimatlose hatte eine Heimat. Und der Engel der Erinnerung stand lächelnd dabei und zeigte mit dem Finger auf das freundliche Bild.

* * *

Frauke von Knee hatte an dem Tage, an welchem sie mit Christian in der Laube zusammentraf, die ganze Lage ihres Vaters und die Zukunft, die ihm und ihr bevorstand, erfahren; sie hatte mit gesenktem Kopf zugehört, als Gertrud von dem jungen Verwalter erzählt hatte, von seinem Eifer um sie, Frauke von Knee, von seiner treuen Arbeit für den Vater und für eine aussichtslose Sache. Seitdem war sie still geworden; zum erstenmal war die Härte des Lebens an sie herangetreten; der junge Geist hatte Mühe, das Neue, das so in nackter Häßlichkeit vor sie hintrat, zu verstehen und zu ertragen. Er zog sich einige Tage in sich selbst zurück.

In diesen Tagen saß Frauke von Knee viel in der

Lindenlaube, aber Bob wurde übersehen, und der alte Bock, der vorüberging, wurde nicht angeredet. Sie hatte die weiße Stirn in die Hand gestützt und suchte das „Was nun?“ zu beantworten, das fragend vor ihr stand . . . Und sie beantwortete es — ein echtes Weib — mit ihrem warmen Herzen. Sie trat mit glänzenden Augen und beflügelten Schritten aus der Lindenlaube und schmiegte ihre hellen Waden an das graue Haar ihres Vaters und plauderte so freundlich, wie sie miteinander wohnen wollten, wie sie für ihn sorgen wollte, wie die Thorheiten jetzt ein Ende nehmen würden; wie sie sich dort draußen in der Laube vorgenommen hätte, eine solche zu werden, wie Gertrud; und dann war Frauke es, welche veranlaßte, daß eine Köchin entlassen wurde; Frauke stand mit heißen Wangen am Herd; Frauke achtete auf Kleines und Großes, und die Arbeit, die sie täglich vollführte, und die Liebe, die sie täglich übte, erhielten ihr junges Herz fröhlich; das Dunkel der Zukunft warf seine Schatten nicht voraus.

Der junge Verwalter sah, daß sein kleines Lieb anders über ihn dachte als früher. Er sah es an dem scheuen Blick, der zuweilen über den Tisch — sonst trafen sie sich nicht — zu ihm hinüberflog, er erkannte es auch daran, daß sie an jedem Abend, wenn er müde vom Felde nach Hause kam und sich dem Vater gegenübersetzte, den bequemen Stuhl ihm zurechtsetzte und Rauchtische hinrückte. Dann saßen die beiden Mädchen, während die Herren sich unterhielten, mit einer Handarbeit beschäftigt, ihnen gegenüber. Und wenn Christian Möller dann wohl plötzlich aufblickte, dann erkannte er mit stillem Frohlocken, daß Fraukes Augen auf ihm geruht hatten, scheu, sinnig, gut.

Was sagte es, daß wohl zuweilen der alte Troß aufstoderte und daß sie ihn dann — nicht geringschätzig, die

Zeit war vorüber, — aber doch herbe behandelte? Zu anderer Zeit stieg es ja doch wie süße Verwirrung in das junge Gesicht, so gewaltig und heftig, daß sie hastig aufstand und das Zimmer verließ. Dann stand sie eine Zeit lang an der Hausthür, die Hände auf dem Rücken, gegen die Wand gelehnt und sah, die Lippen zusammengepreßt, mit feuchten Augen und schweren, hängen Atemzügen in die Dämmerung hinein und dachte an seine Küsse, an den letzten und daran, daß sie beide Hände abwehrend gegen seine Schulter gepreßt und doch in seliger Verwirrung den Mund bereitwillig dargeboten hatte.

Und Gertrud? Sie sah es an manchen Zeichen, an dem Auf und Nieder ihrer Stimmung, an manchem kurzen Wort in dem gemeinschaftlichen, trauten Zimmer . . . daß die erste, süße, reine Liebe in Fraukes Herz eingezogen. Da dachte sie an ihre eigene Jugend und an das stille Sehnen ihres eigenen Herzens. Sie sah nirgends einen, an dessen Seite sie einmal in lachendem Glück in trauter Gemeinschaft würde gehen können. Sie sah einen einsamen Weg vor sich. In solcher Stimmung ging sie wohl nach der Ruine hinauf und saß, während das Geräusch der unten arbeitenden Sandgräber und Fuhrleute undeutlich zu ihr hinaufdrang, an dem stolzen Bogensfenster und grübelte und sann . . . Und dann wanderten ihre Gedanken von dem einsamen Mann, der hier vor neunzig Jahren gewohnt hatte, hinüber zu dem Fremden, der auch das helle Haar hatte, das Graf Hans besessen, der auch heimatlos geworden war durch fremde Schuld, gleich jenem. War es die äußerliche Beziehung zwischen dem Großvater und dem Verschollenen, oder war es die lebendige Schilderung der Frau vom Mönchshof gewesen? Oder was war es, das ihre Gedanken über Länder und Meere zu jenem

Fremden hinübertrug? Warum konnte sie den Gedanken nicht fahren lassen, daß der Verschollene wiederkommen würde, um die Schuld zu sühnen; und sie beide . . . beide von Schuld und Sorge befreit, würden zusammenstehen, alte Feindschaft wäre begraben und vergessen, alte Bäume wären vermodert, Ruinen wären gefallen, und neue Reiser sproßten auf dem alten, gereinigten, heimatlichen Boden?

So rankte da oben im Herrenhaus stille, duftige Hoffnung um bange Herzen. Stille Furcht schmiegte die Menschen aneinander. Hoffnung, die in ihren Herzen blühte, machte diese Herzen still und friedlich — unten aber in der Marsch wuchs das Grauen.

Die Kunde, daß die Schuldenlast des Kneeschen Gutes durch schlechte, hinterlistige Mächenschaften in die Hände Thorbeckens gekommen war und daß derselbe diese ganze Schuld zum ersten Oktober gekündigt hatte, diese Kunde hatte sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Landschaft verbreitet. Es war kein Haus in der Stadt und keine Tagelöhnerwohnung in den Dörfern, wo dieses Ereignis nicht besprochen wurde; und wenn man auch zugeben mußte, daß die Knees, sowohl der ältere als der jüngere Zweig, schlecht gewirtschaftet hatten und an ihrem Untergang selbst die Schuld trugen — so ist noch immer das Herz des Menschen bei dem Unterliegenden gewesen, und noch immer haben die Menschen die Neigung gehabt, in dem Angesicht der Schuld die tiefen Furchen zu übersehen, welche die Sünde hineingegraben hat, und nur die Thränen zu erkennen, die Thränen des Wehs, welche sie in ihren dunklen Augen hat. „Sie haben gekündigt, gefehlt — ja — das haben sie — aber das hatten sie nicht verdient — beide Zweige nicht — das nicht, sie müssen gar zu schwer büßen, was sie verschuldet. Das stolze

Geschlecht mit den funkelnden, freien Augen, mit dem warmen, mutigen Herzen geht allzu elend zu Grunde.“

Nicht ohne Klage von seiten der Menschen.

Aber auch die alten Geister, die im Gemäuer des witten Kree und in den dunklen Tannen hausten, schienen sich aufzuregen ob all der Dinge, die bevorstanden.

In Westdorf wußte man, daß die grauen Septembernebel, welche, von der Marsch aufsteigend, die Düne hinaufzogen, wunderbare, ungewohnte Gestalten gebildet und daß es im Heidekraut und in dem dürren Holz des Ginsters geklagt hatte, wie mit Menschenstimmen. Die Schwalben, welche seit Jahrhunderten am Absturz des witten Kree zu Tausenden ihre Lochnester gruben, hatten ihre zweite Brut, die kaum flügge war, mit den Schnäbeln aus den Löchern herausgezogen; manch ein mit Flaum bedecktes Tierchen war in die Tiefe gefallen, alle anderen, die da fliegen konnten, hatten sich ganz gegen die Gewohnheit des zierlichen Vogels in die Tannen gesetzt, saßen und hüpfen und zeterten und erzählten sich wunderbare Dinge, und die Arbeiter, die da unten mit Schaufel und Zügel hantierten, sahen bange zu dem mächtigen, grauen Turm hinauf, besprachen die sonderbare Flucht der Schwalben und wunderten sich über die Pferde, welche unruhig hin- und hertraten und in den Gebissen schäumten.

Die Silbermöwen folgten dem Pflug längs der Ackerfurche, wie seit fünfhundert Jahren. Wenn draußen die Ebbe das weite, graue Watt bloßlegte, ihren gedeckten Tisch, dann flogen sie zu Hunderten über den Deich und aßten sich; wenn aber die Flut gegen das Land hinaufkroch — schleichend — der alte Tiger, aber nur wenig die Zähne fletschend, — dann flogen sie auf die Ruine und saßen auf den abbröckelnden Mauerzinnen und erzählten

mit heiserem Krächzen von den ältesten Zeiten und trugen die Erinnerung auf das nachfolgende Geschlecht — denn die Mönwen sind sich bewußt, der Düne älteste Bewohner zu sein, und sie sind stolz darauf. Bevor der erste Mensch in Hirsch- oder Bärenfell gekleidet — den kurzen Spieß mit steinerner Spitze in der braunen Hand, von der Düne ins Meer hinausfah, da saßen sie im schimmernden Silberkleid, die trauten, schönen Spielgefährten der wilden Wellenfinder, auf dem gelben Sand der Düne.

Aber jetzt — in diesen schönen Septembertagen, in denen sie sonst ungestört — auf dem Gemäuer sitzend — von alten Zeiten erzählt hatten — mit einem Male — wie wenn eine unsichtbare Geisterhand über die Mauerfläche strich — flogen sie auf, alle die Hunderte, jäh, aufkreischend vor Schreck und zogen, eine weiße, schimmernde Wolke in der tiefflaren Luft, über die Marsch, ihren alten Freunden zu, den Wellenfindern mit dem weißen Haar wie Meerschäum; und die Arbeiter in der Tiefe des witten Knees schauten wieder bange nach oben, und die Pferde hoben sich und standen auf den Hinterbeinen und schoben die Räder der Wagen ineinander.

So zog durch die Tierwelt, die der Mutter Erde noch verwandt ist — ein banges Ahnen zukünftigen Unheils; aber die Menschen, losgelöst von der Mutter, und der Sprache, die sie redet, nicht gewohnt, schüttelten die klugen Köpfe und gingen ihrer Arbeit nach.

Aber nicht ganz entzogen waren die Menschenherzen der Arbeit der heimlichen Geister. So sehr sich die Welt vor dem elenden Gelde beugt, es gab doch feine, mutige Herzen, die dem Feinde der Knees zu verstehen gaben, daß er gezeichnet war. Und ob er auch frech genug war und in die klaren Augen dieser Mutigen hineinschauen wollte,

es war ein stierer Blick, ein Blick, der bald bange die Erde suchte. Er war in den Mönchshof gekommen, breitspurig hatte er sich in den breiten Stuhl geworfen, in dem er so gerne saß, seinen Blick über den Marktplatz schweifen ließ und die Grüße der Vorübergehenden empfing. — Da war der Kellner an ihn herangetreten und hatte ihm gesagt, daß die Frau vom Mönchshof lieber sähe, wenn er an ihrem Hause vorüberginge. Es war ihm heiß und dumpf in die Stirn gestiegen; er hatte jene unbeholfene Bewegung mit seinem verkrüppelten Arm gemacht, als ob er Worte wegwischen wollte, die da vor ihm auf der Tischplatte standen, und dann hatte er aufgeschaut, und der junge Mann, von dem unheimlichen Blick bis in die Lippen erblickt, war vom Tisch zurückgestolpert. Schweratmend, ohne ein Wort zu sagen, war er aufgestanden und gegangen. Er hatte seine Sicherheit verloren.

Bald darauf war die jährliche Versammlung der Landwirte gewesen. In früheren Zeiten war dieser Tag der Glanzpunkt im Jahreslauf gewesen; diesmal wurden ihm die Stunden zur Qual. Sie zeigten ihm allzu deutlich, daß sie ihn verachteten. Der junge Landrat, ein ritterlicher Herr von vornehmem Wesen, behandelte ihn so kühl, ja übersah ihn so vollkommen, daß der vor Erbitterung und Aufregung Belebende es vorzog, von dem Festessen, der sogenannten Kreistafel, fernzubleiben. Als er dann, auf einsamen Wegen, nach seinem Gut hinausfuhr, da war er sich deutlich bewußt — und eine grausame Lust war es ihm, in der Wunde zu wühlen — wie sehr behaglich er sich in früheren Jahren gerade an diesem Tag, inmitten seiner Standesgenossen, von allen freundlich angerebet, gefühlt hatte. Wenn dann beim Festessen die beiden Flaschen schweren Weins vor ihm standen, und wie es gewöhnlich

geschah . . . der Landrat ihm, Jürgen Thorbeeken, dem rationellsten Landwirt in der Landschaft, dem erfolgreichsten Pflücker, ein Hoch ausbrachte . . . hei, nicht wahr, Jürgen Thorbeeken, das mochtest du, das waren deine wenigen, glücklichen Stunden. Dann vergaßest du den letzten Blick des Vaters und des Bruders auf ihren Totenbetten, und den feierlichen Zug der Geister am witten Kniee und den Invaliden im Herrenhaus.

Wie wahnsinnig schlugen die wilden Rappen die harten Steine der kahlen Chauffee.

Wenn er in diesen Tagen, voll von Demütigungen, in seinem Ehrgeiz aufs tiefste verletzt, in sein ödes Haus zurückkehrte, dann freuten sich die Arbeiter, welche auf dem entferntesten Acker in seinem Lohn und Brot in der heißen Sonne standen; denn alle, die ihm in solcher Stimmung nahe kamen, ließ er die scharfen Schläge mitfühlen, die das schlechte Gewissen wie schnelle Peitschenhiebe gegen seine Seele schwang. Im Laufe dieses Sommers verließen der Verwalter und der Schreiber, beide tüchtige, ehrliche Leute, ihre Stellungen, Knechte und Mägde wechselten mehrmals. Was vom Hofe herabzog, waren tüchtige, ernste Leute, was heraufzog, war Ausschuß, waren Menschen, die schon durch ihr Kommen zeigten, daß sie auf gute Behandlung verzichteten, daß sie kein Gefühl für Ehre oder Schande hatten.

Bis tief in die Nacht hinein brannte im Arbeitszimmer des Hausherrn die Lampe. Schwerfällig über den Tisch gebeugt, dumpf vor sich hinstarrend, trank er ein Glas des schweren Weins nach dem andern; dann fuhr er wohl plötzlich auf, warf mit unbeholfener Bewegung die verlähmte Hand auf den Tisch und griff nach etwas, was da mit fliegender Geschwindigkeit, dunklen, mausähnlichen Schatten gleich, über die Tischfläche huschte. Dann erhob

er sich schwerfällig und trat an den Schreibtisch und durchwühlte die in den Fächern liegenden Kneeschen Schulbverschiebungen, riß das Fach heraus und suchte nach den verschwundenen Papieren mit den wohlbekannten, zierlichen Schriftzügen.

Wenn Mitternacht vorüber war, sank er stöhnend auf sein unordentliches Lager.

Also rissen die geheimnisvollen, rätselhaften Fäden, welche uns Menschen mit unserem Schicksal verbinden, an den Herzen, daß sie in banger Hoffnung oder in jäher Angst aufzuckten, und anfangen, von wunderbaren Dingen zu träumen. Die das göttliche Recht auf ihrer Seite hatten, wurden im Traum durch die Toge des Leids geführt; der aber gegen göttliches Recht kämpfte, sah kommendes Unheil.



Und der schwarze Tag kam, der Tag, an welchem das Kneesche Erbe öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollte, das seit mehr denn fünfhundert Jahren in der Familie gewesen war.

Die Ernte war bei dem schönsten Wetter beschafft worden, wie es denn überhaupt ein herrlicher Sommer, ein fruchtbares Jahr gewesen. Der September brachte noch lauter schöne, sonnige, stille Tage.

In der Marsch hatte der Klee dreimal geblüht, und auf den Bohnensfeldern hatte es wie eine schwere, unentwirrbare Last gelegen. Auf dem Kneeschen Gut hatte nicht eine Kuh verkalbt, und unter den diesjährigen Fohlen des Marschhofes war nicht eine einzige Niete. Die Arbeiter hatten bei gutem Wetter eine lange Erntezeit gehabt und nicht wenig Geld verdient, jetzt sorgten sie, weniger eifrig als mitten in der Ernte, daß sie das hohe Gras bargen, das in den Gräben stand, das nach altem Brauch und Recht ihnen gehörte. Sie überlegten dabei, ob es nicht möglich wäre, zum Herbst eine Kuh in den kleinen Stall zu ziehen, welche das gewonnene Gras verzehre und die liebsame Milch in reichlicheren Massen gäbe, als die kleine, magere Ziege einheimischer Zucht. Denn noch hatte nie-

mand in der Landschaft die Hand geführt und die Tasche geöffnet, um dem kleinen Mann ein wertvolles Tier in den niedrigen, kleinen Stall zu führen.

Wenn dann die Abende kamen, sprach man in den niedrigen Stuben wohl hin und wieder nach alter deutscher Sitte von Krieg und Kriegsgeschrei, von dem, was der König thut und was die Obrigkeit versäumt; aber im Vordergrund des Interesses standen die beiden so verschiedenen Gestalten, die edle Erscheinung des letzten Kneee und die vierströtige Gestalt Thorbeekens und zwischen ihnen der schimmernde Kopf von Trude Kneee. Sie war als eine Fremde in ihren Kreis getreten; es hatte in der Tiefe ihrer glänzenden Augen wie alte, märchenhafte Sage gelegen. Alte Geschichten, die auf den dunklen, kleinen Hausböden in den finstersten Ecken geschlafen hatten, kamen wieder zum Leben; saßen, den Anwesenden unsichtbar, bei ihnen in der trauten Dämmerung und erzählten verschollene Geschichten von Trude Groodes Geschlecht und wunderbare Dinge von dem flüchtigen Grafen Hans und dem Bootsmann, der ihn in der stürmischen Märznacht über die Elbe setzte, und von Trude Kneee, welche ihren Namen von ihrer Ahne selber empfangen und in besonderer geheimnisvoller Beziehung zu ihr stand, und von den neuen, klaffenden Sprüngen in der alten Umfassungsmauer des mittern Kneee und von dem wilden, unruhigen Schreien der Silbermöwen.

So saßen sie bei einander, vergaßen die Last der täglichen Arbeit und spannen, ohne es zu wissen, den Faden ein Stücklein weiter, den goldenen, schimmernden, von edelstem Gespinnst, der durch die deutsche Geschichte geht — des Name ist „Volkspoesie“.

Aber wenn einer ihnen gesagt hätte: „Ihr, die ihr hier in der Dämmerung bei einander sitzt, ihr seid Dichter,“

dann hätten sie diesen Mann ausgelacht, und er hätte nichts geerntet, denn eitel Spott und Kopfschütteln.

Und morgen sollte das Gut öffentlich versteigert werden, morgen am ersten Oktober, und jeder, der wollte, konnte kommen und bieten und konnte sich, je nach dem Stand seiner Kasse, ein Stücklein von dem alten Hausrat erstehen, der in den Räumen des Herrenhauses gestanden hatte. Der bisherige Besitzer, Herr Friedrich von Knee, hatte sich eine billige, kleine Wohnung in der Stadt gemietet, dicht hinterm Mönchshof; doch er hatte darauf bestanden, im Herrenhaus noch den Namen dessen zu erfahren, der hier in Zukunft Herr sein werde. Erst wenn alles vorüber, dann wollte er gehen. Und Frauke hatte ihm mit Thränen in den Augen beige stimmt.

Wie ward es ihr schwer, sich von der Jugend zu trennen, von der Düne, vom Park, von ihrem Zimmer, von der großen, messingenen Treppentugel und von dem einfachen Steinsitz seitlich von der verschörkelten Thür!

Dort saß sie jetzt, am Abend des letzten September, hielt die Hand über die Augen, als blende sie der Glanz der Sonnenstrahlen, welche schräg auf dem Kiesplatz standen, aber zwischen den Fingern durch liefen eilige, klare Thränen, eine nach der anderen. Der alte Boß stand neben ihr an die Wand gelehnt, in sich versunken und starrte auf die Erde; zuweilen sah er ein wenig auf, dann ruhte sein Blick auf der Gestalt, die neben ihm in heißem Weinen aufsuchte.

Der Hausherr war in den Park gegangen, dort stand er mit gesenktem Kopf vor der Lindenlaube, die sein Kind vor den anderen Ruheplätzen bevorzugte, von Kindheit an. Warum wohl? Weil ihre Mutter gerne hier gesessen, zuerst den Knaben, dann das kleine Mädchen auf dem Arm?

An dem Krankenbett des Knaben hatte sich die zarte Mutter den Keim des Todes geholt. Das Sterben war ihr nicht leicht geworden, denn sie wußte, wie sonst keiner; daß der letzte Kneer keine Gaben zum sparsamen Wirtschafteu hatte. Der Knabe — wie alt wäre er jetzt? Ganz recht! Vier Jahre jünger als der andere, als Hans Thorbeeken, der an seine Stelle getreten war, der vor der Thür des Herrenhauses gestanden hatte, als die Wagen vom Begräbnis kamen, und gefragt hatte, ob er an die Stelle von dem Kleinen, toten Jungen treten sollte; sein eigener Vater habe ihn geschlagen. . . .

Der Invalide stand, auf seinen Stab gestützt, in der Dämmerung und sann darüber nach, wie es wohl hier stände, wenn jener Sohn lebte; und die Dämmerung haute der hoffenden Seele leichte, lustige Brücken, und sie fing an, den toten Sohn zu verwechseln mit dem Sohn des Feindes, dem Verschollenen: Hans, mein Junge!

Ja, der hätte ihn davor bewahrt, dem Treubruch und der Heuchelei zum Opfer zu fallen, der Hans mit seinen scharfen Augen und seiner stählernen Hand!

In dieser einsamen Stunde sehnte er sich wie nie, seitdem er sie auf den Friedhof getragen, nach der Stimme und nach der Hand seines Weibes, und nie dankte er Gott lebhafter, daß sie da draußen im Schatten der Ulmen schlief, fern von dem Jammer der Lebenden. Und wie sein Kind that, so that auch er: er legte beide Hände vor die Augen und weinte. Aber während da vorn die junge Seele den leisen, weichen Worten lauschte, die der alte Bosz flüsterete und aus den Augen des jungen Verwalters, der eben vorüber ging, die treue Liebe las, ging der Invalide tiefer hinein in die stille Dämmerung des Parkes . . . allein.

Christian war erst gegen Abend aus der Stadt zurück-

gekehrt. In der letzten Woche hatte er sich an jedem Abend, nachdem die Arbeiten des Tages vollendet waren, auf sein Pferd gesetzt und war zur Stadt geritten. Nachdem er eben den Mönchshof betreten hatte, kehrte er sofort wieder um; nach anderthalb Stunden traf er wieder im Herrenhaus ein, an jedem Abend sorgenvoller, bekümmert, wie einer, dem eine liebe Hoffnung gestorben ist.

Die andern beachteten es nicht, sie hatten zu viel mit sich selbst zu thun.

Gertrud hatte den ganzen Tag angestrengt gearbeitet, um den Hausrat, der morgen in die Stadtwohnung überführt werden sollte, zu ordnen und zu packen. Nach dem Abendbrot zog es sie zur Ruine. Sie wollte den letzten Abend in dem hohen Bogenfenster verbringen. Nach all den Thränen, die sie heute gesehen, hoffte sie angesichts des erhabenen, feierlichen Bildes, vor dem sie dort oben stehen würde, die Ruhe wieder zu gewinnen, welche sie fast verloren hatte.

Dort unten das stille, grüne Land und dahinter bis in die weite Ferne Meer und Himmel im Schein der untergehenden Sonne: da erschien ihr das Leid des kurzen, kleinen Menschenlebens so unwichtig, so gering, wie ein einziger von den ungezählten Tropfen, die dort in der Ferne quer über der Untiefe den langen, silberhellen Streifen bildeten.

Sie war ohne Begleitung hinaufgestiegen. Einsam und doch in trauer Gesellschaft, saß sie auf der Steinbank unter dem Steinwappen ihres Geschlechts, dessen Reliefarbeit, schräge von den letzten Strahlen beschienen, in zierlichen Linien hervortrat. Die Hände hinterm Kopf gefaltet, saß sie gegen die Mauer gelehnt; ihre dunklen Augen ruhten auf dem weiten Meer, das in kurzen Wellen,

welche der leichte Westwind aufschlug, gegen den Strand flutete, über dem wie ernste, feierliche Festbeleuchtung das Abendrot stand.

Ein leises Rauschen kam vom Strand her durch die Dämmerung, melodisch, einschläfernd; zwei, höchstens drei Töne dicht nebeneinander, durcheinander; halb ein Murmeln, halb ein Rauschen, dann ganz leise, wie ferner Wind in alten Bäumen. Sonst nichts. Eine Mäwe, welche die Genossin suchte, schrie auf; man sah sie nicht, aber man hörte, daß sie den Zug des Deiches verfolgte. Von der Pappelallee herauf kommt das weiche, rasche Rollen eines leichten Wagens.

Gertrud hört das alles nicht! Sie sitzt da, die Arme erhoben, den Kopf auf den gefalteten Händen, den schlanken Leib zurückgelegt, den das dunkle Wollkleid lose und weich umschließt. Sie träumt mit weit geöffneten, starren Augen, in welche, neugierig wie sie sind, die letzten Sonnenstrahlen schauen.

Die Dämmerung sinkt herab, das Abendrot am Himmel wird kräftiger, stärker, es füllt den Rundbogen mit goldenem Licht, das spielt und lauscht und hockt in den Ecken und kommt mit durchsichtigen Feenhänden und streut flimmernden Goldstaub auf das Haar Trude Knees und kommt und küßt die Augen und die Wangen . . . da sprüht das holde Licht hinein bis in die Seele, da öffnen sich die roten Lippen.

Vom Eingangsthor her, brunten in der Ruine, klirrt eine verschlossene Thür, Fledermäuse fliegen auf und flattern mit sanftem, fast unhörbarem Flügelschlag durch die unbedeckten Räume, in denen einst die Menschen wohnten. Der Schritt eines Mannes, ein ruhiger, langsamer Schritt, kommt näher. Der Mann ist fremd in dieser Landschaft,

er hat ein dunkles, sonnenverbranntes Gesicht, dabei sind seine Augen stahlgrau und sein Haar ist hell. Er ist hoch und stark gebaut und geht ein wenig breitspurig, wie einer, der lange Zeit Schiffsplanken unter den Füßen hatte. Dann und wann bleibt er stehen und sieht in die einzelnen, verfallenen Räume hinein; aber obgleich mancher ausgetretene Steig ihn verleiten könnte, er bleibt doch auf dem Weg, der zum Turm führt, als kenne er diesen Weg schon lange.

Gertrud hört nichts; sie träumt. Sie baut Luftschlösser, über welche sie selbst spotten wird, wenn sie wieder im Herrenhaus steht, zwischen den verpackten Möbeln, in dem leeren, öden Flur, in ihrem ausgeräumten Zimmer. Aber sie kann dem Meer nicht widerstehen und der Dämmerung und dem Abendrot. Stillen Geister Walten rings um sie her . . . warum nicht ins Abendrot schauen und übers dunkle Meer bis dahin, wo sich beide vermählen mit weitem, goldenem Reif? Und träumen . . . träumen!

Wie liegt das Leid des Lebens so weit zurück, dort hinter ihr, wo es dunkel ist . . . wo Erde ist . . . Wie wird ihr Geist getragen . . . er schwebt, leicht, frei im Abendrot! Goldig flutet das Licht . . . leise zieht der Wind . . . tief unten fingen die Wellen . . . hinüber in ein Land in weiter Ferne, klare Luft voll Sonnenschein, üppig der Strand, das strahlende, blaue Meer . . . aber nicht allein . . . nicht allein! . . . Hatte er nicht helles Haar über schmaler Stirn? Darunter graue Augen, scharf und stolz und treu . . . eine hohe Gestalt, voll junger Kraft? Wo die Wellen mit den Blumen spielen. Da ist er bei ihr . . .

Sie atmet tief auf, ihre Brust dehnt sich, sie drückt den Kopf fester in die Hände und träumt.

In der Öffnung der Thür steht eine hohe Männergestalt. Ein weiter Reisemantel hängt lose um die Schultern. Er sieht mit erstauntem Blick, mit Herzklopfen auf das liebliche Bild in der Steinbank, auf die halb geöffneten Lippen, die feuchten, weiten Augen, die weichen Formen, alles umkost vom Abendrot.

„Trude Groode!“ sagt er mit bebender Stimme.

„Ja?“ Es klingt so bedauerlich, und der Kopf dreht sich langsam in den Händen nach der Thür. Ihre Augen werden noch größer, fragender, leuchtender. So verharrt sie einen Augenblick in derselben Stellung, von den schelmischen Geistern des Traumes noch im Bann gehalten, und sieht ihm in das Gesicht und in die verwunderten Augen.

Aber jetzt spricht der Fremde. Der Traum ist aus.

„Ich weiß nicht, ob ich je in meinem Leben ängstlich gewesen bin. Ich hatte in diesem Raum alles Mögliche erwartet: Fledermäuse, Eulen, Frösche — aber nicht Trude Groode, mit all dem Liebreiz, mit dem sie einst den wilden Grafen von Knee bezwang.“

Seine Stimme zitterte noch vor Aufregung, die Worte kamen weich und wohlklingend von den Lippen.

Gertrud ist aufgestanden:

„Sie kennen diese Ruine und diesen Raum?“

„Wenn Sie Vertrauen haben wollen,“ sagte er weich und freundlich und deutete nach dem Steinfigür.

Gertrud sah verwirrt zu ihm auf:

„Ich habe Vertrauen,“ sagte sie dann schlicht und setzte sich.

„Wollen Sie die Hände nicht wieder hinter den Kopf legen?“

Sie lächelte.

„Warum?“

„In der That, so muß Trude Groode ausgesehen haben. Trude Groode ist nämlich meine Liebe von Kindesbeinen an.“

Gertrud saß wieder im Schuß des Wappens, die Hände im Schoß gefaltet: „Ich weiß nichts von Trude Groode,“ sagte sie einfach, „als daß sie die Ahne meines Geschlechts ist. Ich kann also nicht beurteilen, ob Sie einen guten Geschmack hatten, als Sie ein Junge waren.“

„Sie haben eben zur Gewißheit gemacht, was ich vermutete: Sie sind die Enkelin vom Grafen Hans, und ich bin Ihr Gast.“

„Mein Gott!“ sagte Trude wehmütig und ließ ihren Blick durch den öden Raum schweifen. „Ich habe nichts weiter zu kredenzen als diesen Ausblick.“

Sie trat ein wenig beiseite und deutete nach dem Rundbogen.

„Ich war gekommen, um diesen Ausblick zu haben,“ sagte er und trat dicht an ihr vorbei an das Fenster.

Einige Minuten stand er und sah regungslos in die leichte Dämmerung hinaus.

Da rauschte es hinter ihm wie Frauengewand. Erkehrte sich um und sah mit neuem Staunen auf die Erscheinung, die jetzt, vom Abendrot umflossen, vor ihm stand.

„Hätte ich Sie gleich in dieser Beleuchtung gesehen, ich hätte gleich gewußt, daß Sie eine Kneie sind. Sie sind Trude Groode!“

„Ich möchte gehen,“ sagte Gertrud leise. Die Augen des Fremden verwirrten sie.

Nebeneinander gingen sie durch die Ruine. Der Steig hatte kaum Platz für sie beide. Dann und wann berührte

ihr Arm den des Fremden. Er sah, wie sie mühsam in der Dämmerung neben ihm her ging.

Da faßte er, als wäre es selbstverständlich, ihre Hand und legte sie in seinen Arm. Bewundernd sah er in das feine, erregte Gesicht.

„Was träumten Sie vorhin?“ fragte er leise.

Sie wurde tiefblaß und sah mit großen, ängstlichen Augen zu ihm auf: „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“

Sorglich führt er sie den finsternen Gang hindurch. Da merkte sie, daß er jeden Stein im Weg und jede scharfe Ecke des Gemäuers vermied. Wie wenn er alte, bekannte Wege ging, so sicher geleitete er sie durch die Finsternis. Da klopfte ihr wieder das Herz, und flüchtige, schattenhafte Gedanken huschten durch ihre traumbefangene Seele, wie Schwalben über den Weg, wenn die Dämmerung anbricht.

Und dann standen sie draußen zwischen den Tannen.

„Noch sind wir auf Ihrem Grund und Boden,“ sagte er, „noch bin ich der Gast. Bis dort unten, Sie sagten vorhin, Sie hätten nichts weiter zu kredenzen, als die Aussicht über Marsch und Meer. Sie haben das Beste vergessen zu nennen.“

Sie hielt den Kopf gesenkt. Auf ihrem Angesicht wechselten Blässe und Röte.

„Ich will heute nicht fragen, Trude Groode. Obgleich es schwer ist, zu schweigen, wenn einer nach langen Jahren seine Liebe wiederseht. Ich bin zu kurze Zeit Ihr Gast; aber ich hoffe, Sie an dieser Stelle wiederzusehen. Wenn Sie sich an den Fremden gewöhnt haben, dann will ich Sie fragen, ob Sie mehr kredenzen wollen! Trude Groode! . . . Trude Groode! . . .“

Er stand, den Hut in der Hand, vor ihr und hielt ihre Rechte in der seinen. Es lag mehr als Ehrerbietung

in seinen Augen und in seiner Haltung. Was da in seinen Augen funkelte, war schwärmerische Aufregung.

Gertrud sah scheu und in unbegreiflicher Verwirrung zu ihm auf. Wieder sah sie das helle Haar, die kühnen Züge des Gesichts, und wieder huschten die Schwalben über den Weg. Dann ging er. Unten am Kreuzweg hielt ein Wagen.

„Es ist der Wagen vom Mönchshof,“ murmelte sie.

Noch einmal ein Grüßen mit dem Hut, dann fuhr der Wagen fort.

Wie träumend ging Gertrud nach Haus. Wie eine Schlafwandelnde ging sie durch den von eingepackten Möbeln fast ungangbaren Flur, die staubig gewordene Treppe hinauf. Als sie oben ankam, sah sie die Unordnung in dem sonst so wohnlichen, sauberen Stübchen . . . Da floh der Traum, der sie so lange umfassen gehalten. Statt der freundlichen Gestalten des Traumes traten Trauer und Sorge, Einsamkeit und Angst, lauter kummervolle Gestalten, vor ihre Seele. Da setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes und weinte.

Aber das Leid wird ihrer nicht Herr werden. Sie wird morgen wieder stark und gerade stehen, wie eine von den schlanken Buchen am Parkrand. Sie wird den Kopf morgen stolzer tragen als sonst, und die Augen werden blitzen, und die Hand, die sonst so weiche Bewegungen hat, wird sich zur Faust ballen gegen den, der ihr zu nahe tritt. Denn sie ist eine echte von Kneen, und sie steht in der Vollkraft ihres Körpers und ihres Geistes. Sie ist nicht krank wie der Invalide, der sein Geschlecht nicht vertreten kann, obgleich er sonst ein ritterlicher Mann ist; sie ist auch kein träumendes Kind, wie die, welche jetzt mit leisen, zögernden Schritten durch den Park geht, als fürchte sie das Lied des Finken zu stören, der in der Buche von

Luft und Liebe fängt. Sie ist zwar nur ein Weib, aber sie ist stark durch ein freies Herz, ungesesselt, Herrin ihrer Kraft.

„Wenn aber die Liebe über dich kommt, Trude Kneer, die heute abend an deine Seele klopfte, als du neben dem Fremden hergingst, wenn sie in deine Seele zieht, dann wirst du dein Geschlecht, deine häusliche Arbeit vergessen, die Ruhe deines Geistes verlieren, und du wirst vergessen den Kampf mit deinem Feind in der Marsch und die Untreue seines Geschlechts, und du wirst nur an eins denken, um eins kämpfen, daß du dir deines Herzens Freude und Wonne rettetest. Denn wie du jetzt stolz bist von Körper und stark von Seele, eine rechte Kneer, so wirst du auch groß und mutig in der Liebe sein.“

Als der Wagen mit dem Fremden in die Allee einbog, wandte sich der Kutscher zurück:

„Soll ich über die Geest fahren oder über ‚dat schlechte Gemeeten‘?“

Der Fremde richtete sich auf, der fröhliche, sinnige Ausdruck in seinem Gesicht verschwand, und ein harter, finsterner Zug legte sich um seinen Mund.

„Fahren Sie über die Geest,“ sagte er.

Auch hier war der schöne Traum verflogen; zwei kleine Wörter hatten wie geschäftige Geister mit flinker Hand den duftigen Schleier fortgerissen; jetzt starrten sie als Schuld und Sorge dem Heimkehrenden ins Antlitz.

* * *

Die Versteigerung fand am andern Nachmittag unter freiem Himmel statt, an der Stelle, wo der Weg von dem Wirtschaftshof nach der Ruine die alte Heerstraße kreuzte. Hier, am Fuß der Düne, wo es in vierzig Schritten zum Thor hinauf ging, hier, wo gestern abend Gertrud mit

dem Fremden gestanden hatte, bildete der Kreuzweg einen großen, freien Platz. Auf ihm, auf dem Wirtschaftshof und in den Seitenwegen hatte sich die ganze Umgegend versammelt, wohl gegen tausend Menschen.

An einem mächtigen, eichenen Tisch, der wohl schon vierhundert Jahre in der Familie derer von Knee gewesen war — er hatte seit Menschengedenken links am Eingang im Flur gestanden —, saß der Justizrat Nagel, das umfangreiche Verzeichniß des Inventars vor sich; er fuhr mit der schlanken Hand häufig durch das kurze, weiße Haar und blickte dann und wann mit sorgenvollem Gesicht den Weg entlang, der zum Herrenhaus führte. Er mochte fürchten, daß der Invalide auf dieser traurigen Stelle erscheinen könnte. Nach jener Aussprache, welche die beiden Herren in der Wohnung des Justizrats gehabt hatten, waren sie wieder Freunde geworden. Der alte Jurist war öfters nach dem Herrenhaus gefahren, und manche Beratung war gepflogen; aber all sein Scharfsinn hatte nicht helfen können. An dem finsternen, unerklärlichen Haß Thorbeckens waren alle Versuche gescheitert, den Einsturz des Kneeschens Hauses zu hindern.

Neben dem Eichentisch stand der Gerichtsdiener in seiner schlichten Uniform, ein ergrauter Mann, aber immer noch in soldatischer Haltung, mit kleinen, funkelnden Augen, welche Kinder fürchten machten, und mit schwarzem, kurzem Schnurrbart, der ihm ein sehr stattliches Aussehen gab und sein Ansehen bei den Frauen hob, trotz seiner siebenzig Jahre. Er ging dann und wann rund um den Gerichtstisch und drängte in kurzen Worten die Leute zurück, welche taktlos genug waren, mit ihren oft gewöhnlichen Sonntagsröcken das grüne Tuch zu streifen, das er sorgsam über den Tisch gebreitet hatte.

In dichten Gruppen standen die Landleute der Umgegend auf dem Wirtschaftshof und begutachteten die Tiere des Gutes, welche in vier langen Reihen an den Wänden der Scheune standen. Die Tagelöhner von Westdorf standen in der Nähe der minderwertigen Ware, sie tagierten lebendes und totes Inventar, indem sie untereinander feststellten, wann diese Kuh geboren war, wann jener Pflug auf den Hof gekommen und jener Wagen zum erstenmal ins Feld gefahren war. Sie waren die eigentlichen Kenner dessen, was hier zusammenstand, um in alle Winde zerstreut zu werden; sie hatten die Pferde angeschirrt, die Kühe gemolken, ihre Hand hatte so manchen Tag den Pflug geführt. Manch einer strich noch einmal mit der Hand über die vom Anfassen blank gewordenen Stellen, und der alte Nuttelmann von Westdorf erließ an seine Dorfgenossen das Gebot, daß keiner es wage, auf die rote Kuh zu bieten, die als eine der letzten in der Reihe stand, denn er selbst sei ihr Pfleger gewesen, vom ersten Tag ihres Lebens an, er wolle sie auf jeden Fall für seinen Stall erwerben, trotz ihrer vollen zwölf Jahre.

Christian Möller wurde von allen Seiten in Anspruch genommen; der eine wollte wissen, wann die Kornvorräte zum Aufgebot kämen, der andere wollte den Stand der Schafferbe erfahren, der dritte fragte in ehrlichem Mitleid nach Herrn von Knee.

Der junge Sohn vom Mönchshof war allen von Kind auf bekannt, und er kannte jeden einzelnen. So trat mancher vertraulich an ihn heran und stellte seine Fragen, und jedem antwortete er in seiner gewinnenden Weise.

Da wurde laut sein Name gerufen. Der Hausknecht des Mönchshofs drängte sich durch die Reihen:

„Ich soll Ihnen diesen Brief von Ihrer Mutter geben.“

Christian stieß einen leisen Schrei aus: die Briefhülle des Schreibens flog zerrissen auf die Erde. Ein Blick, der Brief enthielt eine einzige kurze Zeile. Eine unbändige Freude flog über sein Gesicht. Nur einen Augenblick, dann bezwang er sich und trat in die Gruppe zurück und beantwortete offenerzig die gestellten Fragen und stand zwischen den guten und geringen Pferden des Gutes, mit einem Gesicht, so strahlend, so angeregt, als wenn es augenblicklich seine Aufgabe wäre, die beiden Paßpferde auszusuchen, die er vor Fraukes Hochzeitskutsche spannen wollte.

So viel man hörte, war es ausgeschlossen, daß jemand den ganzen Besitz kaufen würde; es war vielmehr höchst wahrscheinlich, daß es zu einer Teilung des Gutes kommen würde. Wenigstens hatte derjenige, welcher für den Gesamtankauf einzig und allein in Betracht kam, Thorbeeken, geäußert, daß er den Liebhabern sowohl das Inventar als auch gegen zweihundert Morgen Land überlassen werde, ihm sei es nur um das Herrenhaus zu thun und um die hundert Morgen, welche um dasselbe lägen; von diesem Kauf würden ihn freilich weder Gott noch Menschen abhalten können. Freilich, wenn dennoch jemand kommen sollte und auf das Ganze bieten, dann werde er dem schon heimleuchten. Dabei hatte er auf die Brusttasche geklopft, und man hatte Bescheid gewußt.

Er stand im blauen Anzug, breitspurig, mit hochgerötetem Gesicht neben einigen Gutsbesitzern, deren Reitpferde auf dem Wirtschaftshof hin und her geführt wurden. Unter ihnen ragte die mächtige Gestalt des jungen Loe hervor. Thorbeeken wandte sich an diesen mit einer Frage: „Wie gab Ihr Weizen, Loe?“

Der Angeredete antwortete, ohne auf den Frager zu sehen, in seiner jovialen Weise:

„Wie immer . . . man erntet, was man gesät hat.“

„Nun, es kommt doch auf die Bitterung an,“ meinte Thorbeeken mit unsicherer Stimme.

„Was soll man darüber reden?“ Loe wandte sich zu dem anderen und sah ihm mit seinen großen Augen voll ins Gesicht. „Das Wetter kommt von Gott, Thorbeeken! Über einen jeden, wie er es verdient.“

Thorbeeken zuckte die Achseln und wandte sich ab. Hinter ihm grollte Loe:

„Der Mensch! Er weiß, daß ich nichts mit ihm zu schaffen haben will.“

Jemand sprach dazwischen:

„Du kamst früher öfters in sein Haus, als du jung warst, meine ich.“

Loe nickte. „Ich war mit Hans Thorbeeken befreundet. Ein ehrlicher, feiner Junge; aber der Alte . . .?! Der Alte hat ihn von seiner Schwelle gestoßen, Gott mag wissen warum; nun ist er draußen verborben und gestorben.“

Die Augen des großen Mannes sahen finster auf Thorbeeken.

Dieser war an den Tisch herantreten, auf dem das grüne Tuch lag. Er richtete eine geschäftliche Frage an den Justizrat. Der alte Kopf hob sich nicht zu dem Fragenden empor, der dicke, gelbe Federhalter deutete stumm auf den Schreiber, der zur Seite saß . . . Eine jähe, tiefe Röte färbte das Gesicht Thorbeekens, an den Augen traten starke, tiefe, rote Adern hervor; ein haßerfüllter Blick fiel auf den gebeugten, weißen Kopf. Schwer atmend trat er vom Tisch zurück.

„Sieh,“ sagte ein junger Arbeiter aus Westdorf, „der Alte hat ihn abgeführt, der kümmert sich den Teufel um Thorbeekens Geld; das ist ein alter Eisenkopf.“

„Der Leuteschinder!“ riefen einige Frauen dazwischen; „in diesem Herbst ist wieder kein einziger Sammler auf seinen Stoppeln gewesen. Es ist alles untergepflügt worden. Und das Wallgras haben seine Knechte mähen müssen, kein Mensch hat etwas davon bekommen.“

„Das ist unser altes Recht,“ sagte eine alte Frau, „das steht schon in der Bibel.“

„Im Alten Testament,“ sagte eine eben Verheiratete.

„Der . . . der ist schlimmer . . . als ein Heide,“ riefen sie durcheinander.

„Seid stille, Leute,“ sagte der alte Ruttelmann, „überlaßt ihn dem andern. Meint Ihr, daß er glücklich ist?“ Er schüttelte sich: „Ich bin ein einfacher Arbeitsmann, und die schwere Arbeit und die siebenzig Jahre haben meinen Rücken krumm gemacht; aber ich will nicht mit ihm tauschen . . . nein.“

„Na, Ruttelmann!“

Der Alte richtete den Kopf auf und sah dem Zweifelnden ernst ins Gesicht: „Du kannst es mir glauben, Hergen,“ sagte er weich, „ich habe ihn schon manches Jahr gekannt: er ist der reichste Mann in der Landschaft, aber auch der unglücklichste.“

„Unglücklich? Der unglücklich?“

„Hast du keine Augen, Hergen? Sieh ihn doch an! Er hat sie alle unglücklich gemacht, seinen Vater, seinen Bruder, seine Mutter, seine gute Frau, seinen einzigen Sohn und die Kneez.“

„Wenn der Sohn noch lebte, würde das nicht geschehen sein, was heute geschieht. Der Hans war mehr im Herrenhaus als bei seinem Vater.“

„Es ist ein Elend, daß er tot ist.“

„Wer weiß es? Vielleicht lebt er noch und kommt wieder.“

„Nein . . . nein . . . er ist tot . . . sonst hätte er von sich hören lassen . . . er ist tot.“

„Er war ein stolzer, feiner Junge.“

„Er hatte helles Haar . . .“

„Ich habe ihn manchmal gesehen . . . er kam von der Ruine, diesen Weg hinunter . . . ja, da saß er und träumte von Trude Groobe . . . die sollte ihm erscheinen.“

„Die könnte heute kommen! Heute sitzen die Knees in der allergrößten Not, meine ich . . .“

„Oder Hans . . .“

„Ach, der ist tot . . . der ist tot . . .“

In diesem Augenblick entstand unter der Menschenmasse eine Bewegung; sie kamen aus den verschiedenen Wegen zusammen, eine große Menge strömte von der Ruine herunter.

Mit zitternder Hand bewegte der alte Justizrat die altertümliche silberne Klingel; dann las er mit leiser Stimme, der man die Bewegung anhörte, das gerichtliche Erkenntnis vor, wonach „das Herrenhaus und der Park und die gesamten Ländereien des Herrn Friedrich von Knee, mit allem beweglichen und unbeweglichen, toten und lebenden Inventar, für Rechnung, wen es angeht . . .“

Der Justizrat wandte den weißen Kopf zu dem schwarzen Schnauzbart und sagte laut:

„Sagen Sie dem Herrn dort mit dem roten Gesicht, er möge seine Stimme dämpfen, sonst werde er vom Platze gewiesen.“

„Bravo! . . . Bravo!“ Loes Baß gab den Grundton. Dann entstand eine lautlose Stille; die allen bekannte, polternde Stimme war verstummt.

„ . . . an den Meistbietenden verkauft werden. Von Rechts wegen.“

Darauf folgten die Verkaufsbedingungen, wonach zuerst der Besitz im ganzen mit dem gesamten Inventar, danach, wenn sich kein Käufer fände, zuerst das Herrenhaus mit hundert Morgen ohne Inventar, danach die einzelnen Äcker nach ihrer Lage und das Inventar zum Aufgebot kommen sollten. Der Zuschlag werde sofort durch ihn, den anwesenden vereidigten Notar und Rechtsanwalt Justizrat Heinrich Nagel, erfolgen.

Er biete hiermit nach Paragraph eins das gesamte bisherige Eigentum des Herrn Friedrich von Knee auf.

Alle Augen sehen erwartungsvoll zu Thorbeeken hinüber. Über die Köpfe hin fährt ein scharfer Windstoß vom Meer her durch die Tannen. Die verrostete Wetterfahne auf dem Turm dreht sich knarrend. Thorbeeken tritt mit breiten, unsicheren Schritten bis dicht an den Eichentisch.

Um Christian Möllers Mund zuckt es im bitteren Hohn und seine Augen blitzen. Er hat eben einen hochgewachsenen Mann entdeckt; dort neben den Tannen steht er, und auf seiner Stirn stehen, trotz des frischen, kalten Wetters, die hellen Schweißperlen.

Thorbeeken spricht mit unnatürlicher Stimme, mit unsicherem Blick, wie einer, der angeklagt ist.

„Ich will auf den ganzen Besitz bieten, einen hohen Preis; aber . . . ich will die Burgruine mit haben . . . des Sandes wegen!“

„Das ist nicht wahr! . . .“

„Er kann die Ruine nicht sehen! . . .“

„Selbst die unvernünftigen Pferde wollen nicht vorbei!“

„Da steckt etwas dahinter!“

Christian Möller steht mit flammenden Augen, mit geballten Fäusten an ihrer Seite. Gertrud ist zurückgetreten, ihre leuchtenden Augen sind auf Thorbeeken gerichtet:

„Ich ersuche Sie, diesen Platz zu verlassen! Sie stehen auf meinem Grund und Boden.“

„Ha! . . . Das hat sie ihm gut gesagt!“

„Das ist sehr gut! . . .“

Thorbeeken blieb trotzig stehen, seine beiden Hände stemmten sich gegen die Tischplatte.

„Ich biete doch auf den ganzen Besitz,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Fünfhundertfünfzigtausend Mark.“

Totenstille. Vom Turm her kreischte die eiserne Fahne, ein Windstoß fuhr tiefer als die früheren über die Menge; sie fühlten alle die Größe des Augenblicks; sie standen stumm und still, wie Leute, die den letzten Arthieb erwarten, der einen uralten, schönen Baum krachend auf die Erde wirft.

Thorbeeken hält seinen Kopf seitwärts geneigt, als wenn er auf eine ferne Stimme hört.

Da ist eine Stimme! . . . eine männliche, ruhige Stimme:

„Herr von Kree ist nicht bankrott; er hat Hilfe gefunden! Hier ist Bürgschaft! . . .“

Auf dem grünen Tisch liegen weiße Dokumente, englische Wertpapiere.

Der Justizrat ist aufgesprungen, der Stuhl, auf dem er saß, ist umgefallen; er sieht starr in das Gesicht des Fremden.

Der alte Boß streckt beide Hände aus:

„Hans!“ schreit er auf.

Christian Möller weint auf:

„Ich mußte es,“ ruft er laut.

Loe hält die braune Hand des Fremden in der seinen

und schüttelt sie krampfhaft und sieht dem alten Schulkameraden in die erregten Augen, dabei sagt er immerfort: „Hans, mein Junge, mein Junge!“

Vor Gertruds Augen zerreißt es wie ein Schleier; sie senkt verwirrt den Kopf.

Der Heimgekehrte macht sich von Loe los und macht eine Bewegung auf Thorbeeken zu. Als er aber das verstörte, aufgebunsene Gesicht sieht und das finstere Flackern der schwimmenden Augen, ergreift es ihn wie Ekel; eine heiße Röthe zieht über sein braunes Gesicht, er richtet sich stolz auf und wendet sich zu dem Justizrat.

Der hat die Papiere durchgesehen und sieht jetzt zu ihm auf: „Es ist alles in Ordnung, Herr Thorbeeken, das Weitere besprechen wir im Herrenhaus . . .“

In der Menge wogt und rauscht es.

„So etwas ist noch nie vorgekommen.“

„Sie sagten doch alle, er wäre tot? Wer hat ihn in der letzten Stunde gerufen?“

Jemand rief: „Christian Möller vom Mönchshof hat es gewußt.“

„Paßt auf, seine Mutter, die hat gewußt, wo er steckte. Sie hat ihm damals auch geholfen, nach Dänemark über die Grenze zu kommen. Eine fixe Frau! Alle Achtung!“

„Als er ging, hatte er den Kittel angezogen, den der Hausknecht auf dem Mönchshof trug, wenn er hinter den Röhren stand; damals war er ein Knabe, jetzt ist er ein Mann geworden.“

„Keine Ähnlichkeit mit dem alten, gar keine!“

„Ganz wie seine Mutter!“

„Die war eine gute, freundliche Frau. Wenn die diesen Tag erlebt hätte!“

„Wie wird das nun werden? . . . Seht, er kümmert sich nicht um den Alten; er geht nach dem Herrenhaus.“

„Da sieh, er giebt der Sandgräfin den Arm.“

Thorbeeken schien die letzten Worte gehört zu haben; er richtete sich auf und sah hinüber, und wieder hielt er den Kopf seitwärts und lauschte auf eine ferne Stimme. Die Stimme redete eintönig, schwach, gebrochen, von alter Schuld und neuem, gehäuften Leid. Aber der Laufschende erkannte noch nicht, wem die Stimme gehörte.

Er richtete sich schwerfällig auf und ging zu seinem Wagen. Ein Knecht vom Herrenhaus half ihm mit lässiger, widerwilliger Miene; die Leine mußte er sich selber nehmen.

Die hohen, stolzen Pferde jagten rücksichtslos durch die sich drängende Menge in der Richtung nach der Allee. Etwa hundert Menschen, davon viele aus Westdorf, liefen hinterher.

„Wir wollen doch einmal sehen!“

Das Gefährt jagte den breiten Weg hinunter.

Jetzt kam der Turm und das mitte Knie in Sicht. Die Peitsche hob sich. Aber die Pferde standen wie festgenagelt.

„Seht! Seht!“

Der alte Nuttelmann war schon auf dem Heimweg, als das Gefährt ihm nachkam; neben ihm hielt es. Der alte Mann grüßte nicht, er sah mit tiefsten, bittenden Augen zu dem andern auf; der aber sah nicht hin.

Dann zogen die Pferde wieder an.



Der alte Boß setzte sich draußen auf den Steinsitz. Christian Möller blieb auf dem Flur zurück. Gertrud trat mit dem Heimgekehrten in das Zimmer zur linken Hand.

Der Invalide saß am Schreibtisch; in sich zusammengesunken, las er in zierlichen, weißen Blättern, in den Briefen, die seine Frau in den sonnigen Tagen des Glücks an ihn geschrieben hatte. Mit leuchtenden Augen, wie ein Kind, das vom Märchenbuch kommt, sah er auf.

Der Fremde blieb im Rahmen der Thür stehen und sah mit Augen, in denen Sorge und Mitleid standen, auf die Gestalt am Schreibtisch; dann raffte er sich auf, mit raschen Schritten stand er neben dem Hausherrn, der verzirrt die Hand auf die Stirnbinde legte.

„Ich bin wieder da, Onkel Kneer, sag' mir ein freundlich Wort zum Gruß!“ Der große Mann sprach stürmisch bittend, in tiefer Erregung; der Klang seiner Stimme war gebrochen.

„Hans . . . Thorbeeken, meine Ahnung, mein Traum!“ Aber dann durchzuckte es ihn: „Es ist zu spät Hans, dein Vater ist gerade fertig.“

Der Heimgekehrte stand stolz vor dem Freunde seiner Kindertage: „Ist das dein Gruß, Onkel? Ich bin ge-
Brenssen, Die Sandgräfin.

gangen, weil ich das Unrecht nicht ertrug; ich bin wieder gekommen, um altes und neues Unrecht gut zu machen, so viel an mir liegt; ich bitte dich, daß du mir glaubst.“

Der Invalide bog den grauen Kopf zurück und sah unter der Binde hervor auf den Heimgekehrten. Der hielt den Blick aus.

„Du warst immer anders, Hans, als dein Vater. Du warst ehrlich und gerade, wie deine selige Mutter. Warum bist du damals ohne Abschied, wie ein Verbrecher, in die Fremde gegangen?“

„Ich kann es dir heute nicht sagen, Onkel, vielleicht später.“

Der Atem des Invaliden ging schwer und langsam.

„Was mich forttrieb, Onkel, war nicht meine Schuld; es war die Sünde eines anderen.“

„Und was führte dich wieder in die Heimat?“

„Jene alte Sünde, Onkel, und dann die neue, die an dir begangen ward. Ich bitte dich, Onkel Kne, daß du mir erlaubst, dies Haus und das Gut dir zu erhalten. Der Verkauf ist rückgängig gemacht, ich habe für dich gut gesagt.“

„Du?! Thorbeekens Sohn? Das heißt, du hast es gekauft.“ Er suchte sich von den Händen zu befreien, die der andere ihm mit flehender Miene auf die Schulter gelegt hatte. „Trude! Nun können wir gehen . . . es ist nur noch der Schreibtisch und . . . diese Briefe, und dann noch ein Gang durch das . . . alte Haus.“

Seine Stimme schlug um, er legte den Kopf auf die Platte des Tisches und weinte.

Gertrud trat neben ihn und sah stolz auf den fremden Mann; aber der kam ihr zuvor, er legte den Arm um die Schulter des Weinenden und sagte mit bittender Stimme:

„Weißt du noch, Onkel, wie ich als kleiner Knabe zu euch heraufkief, zu dir und Tante Hebe . . . du weißt wohl, warum ich kam. Weil da unten in dem großen, kalten Haus kein Platz war für eine fröhliche Kinderseele; die Mutter im Grab und der Vater roh und betrunken. Da seid ihr beide mein Vater und meine Mutter geworden . . . Du weißt, daß ich nicht übertreibe, ich bin auf deinen und Tante Hebes Knien groß geworden, und ich habe an eurer Brust gelacht und geweint . . . und nun bin ich heimgekommen und finde meinen lieben Vater im tiefsten Unglück und . . . mein Vater will sich von mir nicht helfen lassen?!“

Von Knie richtete sich ein wenig auf.

„Ein Geschenk von dir? Die letzte Rettung der Knees von einem Thorbeeken? Es geht nicht, Hans!“

Der Heimgekehrte warf einen Blick auf das junge Mädchen, das ihm gegenüber stand: es war ein bittender Blick, eine Bitte um Hilfe.

In Gertruds bleichem Gesicht suchte es vor innerer Erregung. Der da vor ihr stand, war trotz allem, was er sagte, Thorbeekens Sohn. Möchte er einst Kindesstelle in diesem Hause gehabt, möchte er auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Vater haben, weder geistig noch körperlich, er war und blieb ein Thorbeeken.

Wohl rief etwas Geheimnisvolles in ihrem Herzen: er meint es gut, du würdest auch so handeln, gerade so! Er hat die treuesten, schönsten Augen, die du jemals sahst. Es ist dir kein Mann begegnet, zu dem es dich vom ersten Augenblick an so hinzog als zu diesem. Gestern, als du noch nicht wußtest, daß er Thorbeekens Sohn war, da schlug ihm dein Herz entgegen. Gesteh es, Trude, da dachtest du, der ist ein Mann! Da war er dir kein Fremder

krank wäre oder sonst in einer großen Gefahr . . . Was dann . . . ?“

Fraukes Augen waren groß und angstvoll auf das Bild gerichtet, das vor ihr lag. Plötzlich griff sie danach und drückte es an die Lippen.

„Ich habe ihn fürchtbar lieb . . .“ rief sie, „fürchtbar! O Trudel! Wie sehr . . .!“

Da lachte Gertrud fröhlich auf:

„Steh auf,“ sagte sie, „und mach' dich hübsch. Heute ist das Glück in unser Haus gezogen!“

Von unten klang die Hausthür. Frauke trat ans offene Fenster; durch die Pappelallee zogen scharenweise die Leute vorüber, eifrig redend, und sahen mit neugierigen Augen nach dem Herrenhaus hinüber. Der Wagen des Justizrats hielt vor der Sandsteintreppe.

Frauke trat zurück und vollendete mit fliegenden Händen ihre Toilette. Gertrud hörte die eigentümlich frische Stimme des alten Juristen:

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Thorbeeken; ich werde bei dieser Arbeit das Gefühl haben, fortzuführen, was eine höhere Vorsehung so wunderbar angefangen hat.“

Jetzt klang die Stimme des Fremden zu Gertrud hinauf; es war eine ernste, noch immer tief erregte Stimme:

„Die Vorsehung bediente sich guter Menschen,“ sagte er.

„Der Frau vom Mönchshof?“

Der Heimgekehrte hatte wohl zustimmend genickt, denn der Justizrat fragte weiter: „Sie wußte also, daß und wo Sie lebten?“

„Ja! Es ging um Weihnacht jeden Jahres ein Brief hinüber, und einer kam zurück. Der letzte rief mich herbei, weil es not that. Ich kam gestern mit dem Nachmittags-

zug. Wir lagen in Lissabon in vierzehntägiger Quarantäne. Es waren böse Tage! Wir hatten ziemlich viel Kranke an Bord, mehrere starben, dazu kam für mich die Furcht, daß ich zu spät kommen könnte. Zuletzt verließ ich bei Nacht und Nebel das Schiff. Es ging nicht ohne einige Schüsse ab, welche die Wachen uns nachsandten.“

Gertrud hatte den Kopf gegen die Fenstersprosse gepreßt und die Hand auf das ängstlich klopfende Herz gelegt.

„Ich bin froh,“ sagte der Justizrat, „daß Sie gekommen sind! . . . Man wird hart, wenn man in einem Amte, wie das meine, grau geworden ist; man sieht die Geschlechter steigen und fallen wie Tageskurse. Aber der Sturz der Kneeschen Familie hat mich angegriffen; denn es ist ein altes, vornehmes Geschlecht, erdgeborene Klasse, und der Stolz der Landschaft. . . . Sie haben den jungen Müller begrüßt? Sie müssen ihn dem Gut erhalten, eine tüchtige Kraft! Dann wird es bald anders aussehen auf den Felbern, in den Ställen und in der Kasse.“

„D,“ sagte Frauke und wurde vor Freude rot. Noch rasch einen Blick in den Spiegel, und sie sprang davon.

Unten fragte wieder der Justizrat: „Und was sagen Sie zu unserm Besuch? . . . Wie?“

„Eine seltene Erscheinung!“

„Ich alter Mann bin entzückt von so viel freundlichem Sonnenschein. Aber wo steckt denn Frauke? Ein prächtiger Wildfang. . . . Wahrhaftig, da kommt sie!“

Franke stand verwirrt in der Hausthür, die Arme erhoben. Sie hatte die Absicht, ihrem heimgekehrten Freund an den Hals zu fliegen; als sie aber den hohen Mann mit dem härtigen, gebräunten Gesicht sah, schoß eine glühende Verlegenheit über ihr Gesicht. Doch hielt sie ihm aus ihrem übervollen Herzen beide Hände hin.

Hans Thorbeeken faßte sie an den zierlichen Schultern, hielt sie in Armeslänge von sich und sah sie an: da erkannte sie den alten Blick des Spielfkameraden: „O du!“ sagte sie mit heißen Wangen.

„Mach' keine Seitensprünge! Wie heiß' ich?“

„Onkel Hans! . . .“ Der Schelm lag ihr in den blißenden Augen, in denen es doch von Thränen funkelte.

„Onkel? . . . Ich danke! . . . Mein Spielfkamerad! Wie heiß' ich? . . .“

„Das lange Reekel!“ Sie zeigte all ihre Zähne.

Er lachte, dann sich zum Justizrat wendend, sagte er:

„So nannte mich dies Kind, und Marx Boß stand ihr tapfer bei. . . Damals warst du so groß,“ und er zeigte eine Höhe von einem halben Meter.

„Du übertreibst wieder, wie damals.“

„Du bist doch höflicher geworden, kleine Frauke, damals sagtest du: das lange Reekel lügt wieder.“

Der Justizrat stieg lachend in den Wagen.

„Bleiben Sie so, das kann gut werden.“

Dann fuhr der Wagen davon, und die beiden traten ins Haus.

Gertrud lehnte am Fenster und blickte träumend in die alten, hohen Bäume, in denen der Herbstabend dunkelte:

„Sie sind ihm alle gut. . . Er gewinnt alle Herzen im Sturm. . . Die Leute sehen auf ihn wie auf einen Helden und Retter; sie stürzten auf ihn zu und drückten ihm die Hände. . . Christian Möller geht umher mit einem Gesicht, so verklärt, als feierte er Hochzeit, und Marx Boß hat gelacht; das hat er im letzten halben Jahr nicht gethan. Onkel Kneer verlor unter seinen weichen

Worten all seinen Stolz, und Frauke wirft sich ihm in die Arme. Warum kann ich mich des Glücks nicht freuen, das über mein Geschlecht gekommen ist? Warum kann ich ihm kein Wort zum Willkommen sagen?"

Verhaltenes Weinen zuckte um ihren Mund.

„Ich bin so einsam,“ klagte sie, „ich kann mit niemand davon reden. Ich wollte, ich dürfte ihm sagen, wie froh und wie glücklich ich bin, und ich weiß doch nicht, warum!“



Am andern Morgen ging Thorbeekens Sohn in die Marsch hinunter. Ein trauriger, schwerer Gang. Es lag etwas Müdes in seiner Haltung, und seine Augen verweilten auf dem Boden.

Als er einen Steinwurf weit in die Marsch hinunter gegangen war, wandte er sich zurück und sah nach der Düne hinüber, nach dem witten Kne. Eine grelle, gelblichweiße Wand war die große Wunde in den Leib der Düne gerissen; beinahe steil stieg sie aus der Marsch empor; oben, scharf am Abhang, stand der Turm der Ruine, das alte Wahrzeichen der Landschaft. Und da unten arbeiteten die Menschen, stampften die Pferde, rollten die schweren Lowries; denn Thorbeeken hatte ein Geleise quer durch das Land bis an den Deich geführt; dort wurde der wertvolle Kies in Schuten verladen.

Der Heimgekehrte schaute mit finsternen Augen auf die gelbe, breite Wand: „Sie ist größer geworden, viel größer und steiler, sie hat wahrhaftig über hundert Fuß Höhe . . . es ist unerhört!“ Dann überkam es ihn mit einer Angst, die sein Herz klopfen machte: „Die Arbeiter befinden sich in der größten Gefahr, und Trude Groode sitzt im Bogensfenster und träumt. . . Er sieht das alles

und läßt weiter arbeiten . . . immer weiter, bis der Turm stürzt und der Name Kree verschwunden ist.“

Er stieß mit dem Fuß hart auf: „Aber ich bin da . . . das hat er nicht gedacht!“

Er versuchte, seine Gedanken zu zwingen, an etwas Gutes und Reines zu denken.

Da stand er wieder neben ihr im Turmgemach, und das Abendrot stand rings um sie her.

„Wie schön ist sie, groß und stark und schlank, mit den schimmernden Augen und dem blonden Haar. . . . Schöne Lippen haben es mir oft genug gesagt da drüben, ich sei ein Allermenschen geworden, ein guter Eingeborener. Aber ich bin noch heute ein Deutscher. . . . Es ist mir gestern warm und weich um das Herz geworden, und ich fürchte, daß die Worte, welche ich zu Trude Groode gesagt habe, allzu fest waren, und daß sie dem Fremden darob zürnt. Und heute habe ich mit echtem deutschen Eifer für Treue und Freundschaft geschwärmt, so heiß, wie vor zehn Jahren, da ich in die Fremde ging. Das hat die Heimat gethan und Trude Groode, die Schöne! . . .

Merkwürdig, ich bin oft in der Dämmerung hinausgegangen, ganz leise, damit ich sie nicht störte, und ich erinnere mich, wie sehr es mich ärgerte, daß die alte Eichen-
thür am Turm knarrte. Wenn heller Vollmond ist, sagte man, dann kommt Trude Groode aus dem Dom und sitzt auf der Steinbank unter ihrem Wappen, weiße Mönchsflügel auf dem losen, langen Haar, und schaut nach dem Meer hinüber, das sie so lieb gehabt hat. Aber ich habe sie nicht gefunden, . . . freilich, der Mondschein lag goldig auf den alten Steinen, und das Wappen an der Wand fing an zu leben, und wie duftige, weiche Schleier schwebte es leise hinein in der Sommernacht. Aber ich habe das

goldene Haar nicht gesehen, daß ich so gerne, ein einzig Mal nur, durch meine Hand wollte gleiten lassen, und ihre Märchenaugen haben mich nie angeschaut, in die ich so gerne hineinschauen wollte, und ihre weichen Arme, die sich um mich legen sollten, haben es nicht gethan, obgleich ich leise ihren Namen rief. Aber gestern abend sah ich das alles, darum erschraß ich bis ins Herz; mir war noch nie so wunderbar zu Mut, und ich glaube, daß ich alles gut zu Ende führen werde. Trude Groode hat mich zuerst in der Heimat begrüßt, an der heiligen Stätte, wo ich wunderbaren Knabenträumen nachhing; was ich damals träumte, das ist gestern abend in Erfüllung gegangen.“

Er lächelte vor sich hin, und langsam ging er weiter. Ein bekannter Weg! Wie oft war er ihn schon gegangen! Wie oft hatten die niedrigen Weiden an beiden Seiten des Weges den Knaben erschreckt, wenn er an Winterabenden auf seinem Pony heimritt, das kleine Herz noch froh und glücklich von den trauten Stunden im Herrenhaus. Mehrmals mochten die Weiden gekappt sein, seit er zum letzten Mal des Weges ging; sie hatten heute dieselbe Größe wie vor zehn Jahren.

Er aber war ein anderer geworden, ein ernstere Mann, der in guten und bösen Tagen, einsam und unter Menschen, das Leben kennen gelernt hatte. Er hatte sich trotz aller Versuchungen und in einer wilden Fremde rechtlichen Sinn und ehrliche Liebe zur Heimat bewahrt. Mochten so viele Deutsche da drüben in einem leichten und reichen und unsicheren Leben die alten, aus der Heimat mitgebrachten Begriffe von Ehrlichkeit, von Pflicht, von eigener Verantwortlichkeit, von Gottesfurcht als einen hindernden Plunder beiseite werfen — er hatte sich das alles be-

wahrt, dank seiner toten Mutter, dank dem treuen Freund, den er jenseits des Meeres gefunden hatte.

Seine Brust dehnte sich, und sein Haupt hob sich, und seine klaren Augen blickten über die heimatliche Erde. Und mochte auch noch wie eine düstere, schwere Wolke das alte Unrecht auf jener sandigen Düne dort und auf dieser fruchtbaren Erde liegen, er war gekommen, altes Unrecht aus der Welt zu schaffen. Er hörte seit zehn Jahren den Ruf in sich: Dulde es nicht! Zieh hinüber und mach ein Ende! Und er war der drängenden Stimme gefolgt, und er fühlte den Mut in sich, der Heimaterde ihr Recht zu schaffen.

Er ging über den Riesplatz der Hausthür zu. Seitwärts im Blumengarten standen einige Mädchen bei einander, sahen zu dem Ankommenden hinüber und flüsterten aufgeregt; der Kopf eines Knechtes verschwand in der niedrigen Stallthür, dann hörte man rasches Gehen, unterdrücktes Rufen. Durch die halbmondförmigen Eisensenster des Stalles sahen aufgeregte, neugierige Augen. Das Haus lag da wie ausgestorben.

Dem Heimkehrenden schoß es heiß und feucht in die Augen . . . Hier stand einst der Sarg seiner Mutter; hier stand er, ein Knabe, an der Hand des alten Propstes. Es war die deutlichste Erinnerung seiner Kindheit; der Tag hatte sich tief in seine Seele eingegraben. . . . An diesen Augenblick mußte er jetzt denken: „Was für einen Empfang hätte dir heute deine Mutter bereitet!“ Es schien niemand einen Willkommengruß für den einzigen Sohn des Hauses zu haben.

Und doch!

Er stand noch zwischen Thür und Schwelle, da faßte jemand seine beiden Hände. In feuchten, schimmernden

Augen lag eine ungeheuchelte Herzlichkeit, eine tiefe, schmeichelnde Stimme rief:

„Beter Hans! Wie bist du groß und hübsch geworden!“

Über das ernste, braune Gesicht des Heimkehrenden leuchtete es:

„Dora! . . . Ich danke dir, daß du mich begrüßt im Hause meiner Mutter.“

Das junge Mädchen legte ihren Arm auf den seinen:

„Ich habe leere, öde Jahre hinter mir, ich hoffe, daß du Sonnenschein und Glück hineinbringst.“

Sie sah ängstlich zu ihm auf:

„Du wirst doch bei uns wohnen und nicht oben bei den Kneess?“

Er sah zweifelnd vor sich nieder.

Da legte sie den Arm um seine Schultern:

„Thu' es mir zu lieb! Es ist so einsam und so schrecklich! Ich bin seit gestern außer mir vor Freude, daß du gekommen bist. Ich bitte dich.“

Sie sah mit den braunen, glänzenden Augen heiß bittend zu ihm auf: „Du weißt,“ sagte sie mit weichem Lächeln, „wir waren damals gute Kameraden. Du wirst deinen Kameraden nicht im Stiche lassen, wenn er dich bittet.“

Da legte Hans seinen Arm um ihre Schultern:

„Ich werde im Herrenhaus wohnen; ich kann's nicht ändern; aber ich werde häufig hier sein, deinetwegen. Du bist mir eine Schwester gewesen, seit du als ein kleines Ding zu uns kamst, ich will dich auch weiter als Schwester halten.“

In das Gesicht des jungen Mädchens schoß eine heiße Röte, und ihre Augen blizten den Sprechenden an; was sie sagte, sollte schelmisch klingen, aber es war heiß und

verlangend: „Deine Schwester bin ich nicht, du! Das merke dir! Dazu bist du mir zu hübsch! Aber mein lieber Vetter bist du, und mein Freund bist du, und mein starker, ritterlicher Schutz“ . . . und in ihrer Seele klang es . . . „der Erbe dieses Hauses, von dem niemand glaubte, daß er je wiederkehre! . . .“

Der Sohn stand vor seinem Vater! Der vor zehn Jahren, ein halber Knabe, im bitteren Haß gegangen, er stand da, . . . da auf der Schwelle, . . . genau auf der Stelle, wo er vor zehn Jahren zum letztenmal gestanden hatte. Damals hatten seine Augen unsicher und scheu auf dem Vater geruht. Seine geringe Menschenkenntnis und der Mangel an Erfahrung hatte ihn unsicher gemacht. Stoßweise, wild waren die Anklagen über die bebenden Rippen gekommen, und sein Gegner, sein Vater, war der Ruhige, der Überlegene gewesen. Der Sohn hatte nichts weiter können als in die Fremde ziehen, aus der Heimat fliehen, sich lösen von dem Hause, das auf Diebstahl gegründet war. Aber heute war es anders, heute war es umgekehrt. Der da am Schreibtisch in sich gebückt saß, der Mann, neben dem die halbgeleerte Weinkaraffe stand, der in den zehn Jahren um dreißig gealtert war, der malte jetzt in wirrer Verlegenheit und Angst sinnlose Figuren auf das vor ihm liegende Papier; dann brauchte er ja seine Augen nicht aufzuheben, denn das wußte er seit gestern, und das hörte er an der ruhigen Stimme von der Schwelle her, der da wiedergekommen war, der war gekommen, um von alter und neuer Zeit und alter und neuer Sünde zu reden.

Und nun kam das Unterhandeln und Feilschen! Von dem Stuhl her, auf dem in der Mitte des Zimmers der Sohn seinen Platz eingenommen, ruhige, bestimmte Worte, vom Schreibtisch her die bedrückte, heisere Stimme des

schlechten Gewissens. Nicht immer behielt der Heimgekehrte seine Ruhe. Er stand am Schreibtisch, seine Hand lag schwer geballt auf der Platte:

„Hattest du nicht genug daran, daß dein Vater das alte Geschlecht in die Fremde jagte, mußttest du auch noch Treue mit Untreue vergelten und den Turm von der Düne stürzen, in dem sie gehaust? Und nicht allein das . . . Du mußttest den ganzen Namen aus der Landschaft tilgen! Antworte! War es dies? oder warst du nicht reich genug, reich an gestohlenem Geld?! . . . Damn-it!“

„Ich kann den Mann nicht leiden! . . .“

„Den Mann?! . . . Den Invaliden?! . . . Den armen, stillen Mann mit dem feinen Wesen?! . . . Du irrst dich! Du kannst die Ruine nicht sehen und das Kneesche Herrenhaus und nicht die kleine Frauke und vor allem nicht die eine, die eine: Die Enkelin vom Grafen Hans!! . . . O, ich kann es mir denken! Du möchtest sie töten, du möchtest sie samt ihren Mauern die Düne hinunterwerfen oder sie ins brausende Meer stürzen, daß kein Mensch und kein Stein in der Landschaft mehr redet vom Kneeschen Geschlecht . . . Aber ich war da! Das dachtest du nicht!“

Der alte Mann wimmerte vor sich hin.

„Gieb mir die Papiere! . . . die alten und die neuen. Ich will sie durchsehen . . .“

„Hier!“ Das Schubfach war aufgerissen . . .

„Das sind die Hypotheken . . . Ich nehme sie an mich . . . Aber wo sind die alten Papiere vom Grafen Hans?“

Thorbeeken legte die Hand vor die Augen, seine schwere Gestalt drückte sich noch mehr zusammen.

„Sie sind fort . . . gestohlen . . . in fremde Hände . . .“

„Das lügst du!“

„Ich lüge nicht! Sie sind fort, seit zehn Wochen!

Das zerfrißt mir das Gehirn; ich habe bei Tag und Nacht keine Ruhe. Jeden Augenblick denke ich . . . da! . . . die Thür geht auf . . . sie haben dich angezeigt! . . ." Er sprang entsetzt auf.

Der Heimgekehrte legte die Hand hart auf seinen Arm: „Du bist betrunken," sagte er heiser; „dein schlechtes Gewissen hat dich zum Trinker gemacht."

Thorbeeken jammerte weh auf: . . . „Es ist ja nicht allein das . . . das mit dem Grafen Hans . . . sondern . . ."

Er drückte beide Hände fest gegen die Augen, als fürchtete er den geringsten Schimmer von Licht . . .

„Ich wußte," murmelte er, „daß einer kommen würde . . . aber daß du . . . es seißt, das dachte ich nicht . . . daß der leibliche Sohn gegen seinen Vater auftreten würde . . . das . . . das . . . nicht! . . . Warte! Warte doch! Sei doch still, bis ich tot bin, bis ich im Grab liege . . ."

Der andere sah finster vor sich nieder.

„Ich werde einige Monate bleiben, um die Verhältnisse des Gutes zu ordnen. Die Angelegenheit des Grafen Hans werde ich jedenfalls zum Schlusse bringen. Wenn nicht anders, werde ich geschehenes Unrecht öffentlich eingestehen. Das Verschwinden der Papiere kann mich nicht hindern; im Gegenteil, es muß mich veranlassen, die Dinge schnell zu ordnen. Es kommt dazu, daß Graf Hans eine Erbin hat!"

„Unselig der Tag," schrie der alte Mann auf, „an dem du die Papiere fahst!"

„Ich sage: Glücklich dieser Tag! . . . Obgleich er mich aus der Heimat trieb. Höher als die Heimat steht das Recht!"

„Mein einziger Sohn!"

Der Heimgekehrte hob drohend die Hand.

Der alte Mann schrie laut auf: „Ich bin dein Vater!"

Da löste sich die geballte Hand des Sohnes: „Du

erinnerst mich zur rechten Zeit daran! Du, der du mich um Mutter und Jugend und Heimat betrogen . . .“

Er suchte sich zu bezwingen und kehrte schwer atmend zu seinem Sitz zurück. Dann sagte er in leidlicher Haltung: „Ich werde hier bleiben . . . einige Monate, dann gehe ich wieder hinüber. Du wirst mir eine Generalvollmacht geben, daß ich mit den Hypotheken schalten und walten kann, wie ich will. Was die Angelegenheit des Grafen Hans betrifft, so werde ich versuchen, die Papiere zu finden. Gelingt mir das nicht, so werde ich entweder unter der Hand mit der Erbin unterhandeln, oder, wenn ich mit dieser nicht zu Ende kommen kann, werde ich die Sache dem Justizrat übergeben. Kurz: sei überzeugt, daß ich nicht eher gehe, als bis Unrecht in Recht verwandelt ist . . .“ Er stand auf und wollte gehen.

Da öffnete sich die Thür, und Dora trat, ein Frühstück in der Hand, ins Zimmer. Sie sah mit ihren weichen, freundlichen Augen auf den Sohn des Hauses und lud ihn zum ersten Umßiß ein im Vaterhaus. Ihre Haltung hatte etwas Gehobenes, ihre Kleidung war die sauberste und fast festlich, die braunen Augen strahlten, und der volle, rote Mund lächelte. Es mußte dem Heimatlosen wohl heimlich werden, wenn diese blühende Erscheinung, voll Frische und sprühendem Feuer, mit hausfraulicher Freundlichkeit um ihn waltete.

Der Hausherr verließ das Gemach, mit ihm die Schuld, die Erregung und die Bitterkeit, und andere Geister saßen nun zwischen den beiden, die sich in die Augen sahen; freundliche Geister, die lange nicht gewagt hatten, aus den Winkeln herauszukommen, in denen sie erschrocken saßen, seit der Knabe die Hand gegen den Vater erhoben hatte . . . dort auf der Schwelle . . .

„Und sage mir, wie gefällt dir die kleine Schlesiern?“

„Die Enkelin vom Grafen Hans? Sie ist ein rechtes deutsches Mädchen, klug wie Eva, rein wie Maria . . .“

„Und sie ist schön! Warum sagst du das nicht? . . .“

„Ja, sie ist ein eigenartiges Mädchen, körperlich und geistig . . . du erinnerst, daß ich als Junge für die sagenhafte Trude Groode schwärmte und . . . es ist merkwürdig . . . Gerade so habe ich mir sie vorgestellt . . . Ich sah sie gestern abend im Turmzimmer.“

„Du? . . . Fräulein Gertrud? . . .“

„Ja! Es war ein merkwürdiger Zufall; ich bin nicht abergläubisch, aber . . .“

„Dein Vater ist den Knees verfeindet! . . .“ Es zitterte wie verhaltene Angst in der tiefen Stimme des Mädchens.

„Aber ich bin ihnen befreundet.“

Da leuchtete etwas in der Tiefe der braunen Augen:

„Der Enkelin des Grafen Hans? . . .“

„Was weißt du . . . Dora?“

„D, ich weiß . . . ich hörte einmal . . .“

„Na . . . laß die alten Geschichten! . . .“

„Ja, komm . . . Wir wollen von unserer Jugend reden. Wir werden genug zu reden wissen. Wir haben über sechs Jahr miteinander Freud und Leid geteilt. Wenn du damals auch von Trude Groode träumtest — so hast du doch mit Dora Thorbeeken gelebt! . . .“

Und sie fing an zu erzählen und zu fragen, klagte auch über die einsamen Jahre, die sie bei dem Onkel ausgehalten. Und fragte mit klugen Worten nach dem Leben im fremden Land, nach Menschen und Dingen, und über den lange Heimatlosen kam unter dem freundlichen Geplauder der roten Mädchenlippen und unter dem lachenden Glanz der braunen Augen weiches, süßes Heimatsgefühl.

Am frühen Morgen trat Gertrud aus der Verandathür in den Garten. In dem feuchten Gras und in den Sträuchern und Bäumen hingen schwere, glitzernde Thautropfen; an unzähligen Sommerfäden aufgereiht gleich glitzernden Perlen gingen sie von einem Zweiglein zum andern . . . Der Nebel der kalten Nacht war gewichen, noch hing er zwischen den Zweigen der Buchen, die am Abhang standen. Dunstige, frische Herbstluft lag auf den Nasenflächen, in den Lauben und zwischen den Tannen. Die Sonne hatte ihren roten Morgenschleier noch nicht abgeworfen; sie ließ ihn glitzernd und funkelnd und wogend über die Erde fallen.

Die Nacht war geschlagen, zurückgedrängt; aber noch nicht vernichtet. Sie stand in drohender, finsterner Masse über dem Meer; wie gewaltig dunkle Schiffe standen die schwarzen Wolken über dem Wasser und warfen ihren düstern Schatten weithin über die Wellen; sie zogen herauf, als wollten sie gegen den Tag den Ansturm wagen und gegen die Sonne, pechschwarz und finster ihre düstere Pracht. Die Wogen unten schwellen und wurden dunkler. Ein wildes, unterdrücktes Brüllen klang herüber gegen den Strand. Die wilde See will ihren Schwestern helfen, den dunklen, sturmschweren Wetterwolken.

Da glitzert es in den obersten Buchenspitzen . . . hell auf! . . . Wie schimmernde Mövenflügel, wie Millionen Taotropfen, von der Sonne beschienen . . . noch einmal! Die Sonne hat sich über die Tannen und Buchen erhoben. Sichere, scharfe, weißflammende Pfeile sendet sie vom hohen Gesestrand herab in das finstere Meer! Sei, wie die Wellen sich bäumen, wie die Wolken wallen; wie sie fallen, steigen; wie sie sich winden, von den Pfeilen verwundet, in wunderbar düsteren Gestalten! . . . Wie sie durcheinander ziehen, als wollten sie sich ordnen, wie sie erblaffen, von den blitzenden Pfeilen getroffen, wie sie sinken . . . Ein leichter, schimmernder Dunst liegt über dem Meer. Silberweiße Kronen auf den Häuptern, heben die Kinder der Wellen die schlanken Leiber, und biegen sich und suchen mit lachenden, blauen Augen das Land, die Wohnstätte der Menschen; neckisch mit heiserem Schrei wiegt sich die Möve, mit der Welle, auf der Welle, plätschernd verschwinden die weißen Leiber der Wellenkinder. Und über dem allem steht die Sonne. Im ruhigen Glanz hält sie ihre flammenden Hände über Land und Meer, sie hat gesiegt, ihr lacht das Herz, ihr funkeln die heiligen Augen . . . Sie küßt die herbstbunten Blätter der jungen Buche . . . ein Zittern geht durch den Stamm, Blätter rasseln und fallen; sie küßt die Wellen . . . Wie sie so weich sich schmiegen an den warmen Atem des heiligen Sonnenlichts . . .

Meine Heimat . . .

Schön ist das Haar auf deinem Haupt, wogende Buchenwälder, weich und warm um dein Haupt sich legend im Sonnenschein. Schön sind deine Augen unter deinem Haar, dunkle, tiefblaue Augen, wie der Uglei so tief, wie am Holm der Diefsee so dunkel . . . Schön ist dein Leib — weiche, üppige Kornfelder, braune Heide, wie Sammet so

weich! Schön bist du! Du hast alles, was das Herz will, du süße, lachende, blauäugige Heimat . . . aber am schönsten bist du, wenn du am Morgen . . . beim ersten Sonnenstrahl, im kurzen Gewand, mit schimmernden Knien, mit weißen, nackten Füßen über die hohe Düne kommst . . . dein helles Haar flattert im Meerwind . . . und du sitzt am Wasser und läßt die Wellen mit den weißen Füßen spielen und schaut mit deinen Augen träumend über die Jahrtausende, die du erlebt hast, über ein weites, wallendes Meer . . . du meine liebe Heimat.

Trude atmete hoch auf und beugte sich über eine verspätete Rose und streckte die Hand aus . . . da hörte sie einen Schritt dicht neben sich, eine Hand brach die Rose; der Heimgekehrte stand vor ihr und sagte: „Nehmen Sie die Rose von mir. Ich möchte keinen Vergleich machen. Aber ich darf Ihnen sagen, daß mich heute im Garten, am frischen, sonnigen Morgen meine liebe Heimat grüßt . . . Ich habe von Jugend an bis heute von Trude Groode geträumt; ich habe mir ihr Bild gemalt, im flatternden, leichten Linnenrock, und das Haar weht im Meerwind . . . dort drüben in der Fremde ward mir Trude Groode zum Bild meiner Heimat, nach der es mich mit stürmischer Sehnsucht zog, wie zu einer heißgeliebten, trauten Braut . . . Nun habe ich Sie gesehen als die erste . . . Trude Groode . . . meine Heimat: es ist eins und dasselbe . . .! Darum seien Sie nicht böse, Gertrud, wenn ich eine etwas lange Rede gehalten und Ihnen diese Rose gebe . . .“

Er sah ihr mit leuchtenden, ernstern Augen in das verwirrte Gesicht.

Da antwortete sie leise mit ihrer freundlichen, weichen Stimme: „Sie dürfen mir so etwas nicht sagen . . . Sie nicht! . . .“

„Seien Sie freundlich mit dem wilden Knaben! Er hat in der Fremde, unter dem Geschrei der Affen und der buntschillernden Papageien, vergessen, wie er mit Trude Groode reden soll. Er wird sich zusammenehmen, wird werden wie einer, der nie diese Buchen verließ und das Bogensfenster im Turm . . . Er wird versuchen, am Strand zu sitzen und im Mondschein Gedichte zu machen . . .“

Sie sah schelmisch lächelnd zu ihm auf.

„Das verlange ich nicht,“ sagte sie leise, „aber ich muß ihn kennen lernen, ob er es treu meint.“

Er schaute in ihre Augen, in deren Tiefe es wunderbar leuchtete, wie von versenkten Schätzen, blinkendem Gold und Edelstein, aus einer überreichen edlen Königin Kleinodtruhe.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, „mehr will ich nicht! . . . Mehr nicht! Nur daß Sie mich freundlich ansehen und es mir mit einem Wink Ihrer Augen andeuten, wenn ich Trude Groode nicht gefalle.“

Trude hatte sich wieder über den Rosenstrauch gebückt.

„Wenn ich etwas bitten darf,“ sagte sie leise, „so bitte ich, daß Sie ritterlich seien gegen das Mädchen, das keine Mutter und keine Heimat hat.“

Da griff er nach der Hand, die zwischen den Rosen suchte, und führte sie sorgfältig zwischen den Dornen durch an seine Lippen.

„Wie sollte ich verweigern, was Trude Groode bittet?“

„Ich will einen Strauß Herbstblumen pflücken für Onkels Schreibtisch,“ sagte sie. „Wenn der Herbst kommt, hat er immer Schmerzen in seiner kranken Stirn und in dem verwundeten Arm. Da freut er sich, wenn es hübsch heimlich bei ihm ist . . . Wollen Sie mir suchen helfen . . .?“

Er nickte und schritt mit ihr in den hellen Sonnenschein hinein.

„Sie haben das Haus gemütlich gemacht,“ sagte er, „die Kranken gesund, die Alten jung, die Jungen verständig. Ich weiß es von der Frau im Mönchshof und von Boß, mit dem ich eben sprach. Ich habe es gestern mit eigenen Augen gesehen: Die Menschen, an denen Sie vorübergehen, bekommen glänzende Augen und neigen die Köpfe, und ich weiß nicht, wie ich die Gnade ertragen werde, die Trude Groode mir darbringt. Sind Sie gegen alle so freundlich?“

„Ich liebe die Natur und die Tiere und die Menschen, die ganze schöne, bunte Gotteswelt. Darum bin ich so froh. Ich bin immer interessiert, gespannt, neugierig; ich habe immer etwas zu lieben, zu pflegen, zu trösten, zu suchen, zu sehen. Jetzt suche ich Blumen und ich bin sehr neugierig, ob ich noch eine süße kleine Seele finde, die ich vor dem Tode in der kalten Herbstnacht retten kann.“

„Sie sind glücklich! . . . Ich habe Jahre lang geglaubt, man könne nur Freude haben an Geldverdienen, an großer, schwerer Arbeit und an einer gewaltigen Natur. Sie haben Freude an dem Kleinsten!“

„O,“ sagte sie, „gerade an dem Kleinsten! Sehen Sie,“ sie bückte sich . . . „sehen Sie hier die kleinen Fäden von Spinnweb . . . Was für eine kühne Brücke vom Rosenstrauß hinüber zur Aster; und sehen Sie, wie sie beleuchtet ist, eine glitzernde Kugel neben der andern . . . alle gleich groß, gleich glänzend . . . mehr als elektrische Beleuchtung . . . Wenn nun die kleinen Käfer da unten zwischen den Halmen oder darüber wandeln, dann meinen sie, sie gehen im Hochwald, und sie sind stolz auf ihre Kunstbauten, die sie gemacht, auf die Brücken und Tunnel

und Nester und Vorratskammern und Bettlein, und sind stolz auf ihr Geschlecht und verachten die Menschen, die nur Riesenhaftes, Unförmliches bauen können, unbrauchbare Klumpen wie die Häuser, über welche kein vernünftiger Käfer klettert und keine Spinne ihre Strickleiter legt. Nur die Mädchen mögen sie wohl noch leiden, diese Kleinen des lieben Gottes . . . wenn sie Blumen pflanzen und pflücken . . .“

Sie sah lächelnd zu ihm auf.

„Bitte,“ sagte er, „erzählen Sie weiter.“

Sie lachte leise und glücklich.

„Nein,“ sagte sie und sah frei und groß in seine Augen. „Ich habe keine Zeit, ich muß in die Küche.“

Er trat wie erschreckt zurück: „In die Küche?“

„Wollen Sie mit?“

„In die Küche! Wie gerne stände ich einmal wieder an einem Herd, an dem ein deutsches Hausmütterchen waltet . . .“

Er ging neben ihr. Sie trug die Blumen; er hatte die Schere genommen, mit der sie abgeschnitten waren. Er wußte nicht, wo die Hände sich berührt hatten, wo er das blitzende kleine Ding aus ihrer Hand empfangen hatte. Er knipste sie auf und zu und lachte.

„Es sind, meine ich, zehn Jahre her, daß ich eine Schere in der Hand halte.“

Sie sah ernst zu ihm auf:

„Es ist ein wichtig Ding,“ sagte sie, „fast ein heiliges, und Sie müssen noch Respekt davor bekommen, sonst . . .“

„Sonst?“

„Fürchte ich, wird unsere Freundschaft nicht dauern.“

„Und wäre Ihnen das leid?“

Sie senkte den Kopf.

„Ich bin froh, daß Sie gekommen sind . . . Sie haben meinem Dunkel und der kleinen Frauke die Heimat erhalten. Es wird ein schöner, stiller Winter werden . . .“

„Sie sprachen noch nicht von sich selbst.“

Sie lächelte schelmisch:

„Ich bin die Hausfrau. Ich werde für eine Stube mehr zu sorgen haben und für einen Gast. Ich fürchte, es ist ein anspruchsvoller und ein hochmütiger, und ich fürchte, wir werden in Verlegenheit kommen; denn wir sind einfache Leute. Wir haben jeden Luxus abgeschnitten, alle unsere Bedürfnisse sauber beschnitten . . .“

„Daher die Heiligkeit der Schere.“

„Ja . . . Sie spielt eine große Rolle . . . Frauke . . .“

„Das Kind ist fast schwermütig geworden.“

Trude lachte: „Die und schwermütig! Ein kleines, übermütiges Ding ist sie, nebenbei verliebt . . .“

„Ich habe so was gemerkt.“

„O, Sie haben scharfe Augen.“

Sie sah zu ihm auf, und als sein Blick sie traf, wurde sie rot und senkte den Kopf. „Ich fürchte,“ sagte sie, „Sie werden nicht viel abends bei uns sein, sondern in der Stadt, bei alten und neuen Freunden, oder auf Reisen. Sie werden an einer stillen, gemütlichen Häuslichkeit und an dem trauten Lampenschein in Dunkels Stube keine Freude haben.“

„Sie irren sich, Gertrud,“ sagte der Heimgekehrte ernst, „am Tage werde ich fleißig sein, aber am Abend ein häuslicher Mann. Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen zusehen, wenn Sie mit der Schere arbeiten. Ich denke manch gutes Buch zu lesen, manch stille Stunde zu verplaudern. Ich werde ein Mann nach Ihrem Herzen sein, wenn ich Ihnen nur sonst gefalle.“

Vor ihren Augen hing, von einer schlanken Weißbirke hinüber zu einer jungen Tanne, ein Spinnfaden, mit glänzendem Tau besetzt, quer über den Weg.

„Soll ich ihn durchschneiden? . . .“

Er hob scherzend die Schere.

Sie streckte den Arm aus und bat ängstlich:

„O nein, wir müssen unten durchgehen!“

Und sie bückten sich beide ein wenig und gingen unten durch. Dabei berührten sich ihre Hände.

„Aber warum? . . . Und sind Sie abergläubisch?“

Sie war rot geworden und sagte: „Nicht abergläubisch, aber alten, sinnigen Brauch soll man ehren.“

„Ich bin sehr neugierig.“

Sie schüttelte den Kopf, um den die Sonnenstrahlen schimmerten und funkelten: „Ich sage es nicht!“

Da kam Frauke aus der Verandathür, rieb sich die Augen und sah erstaunt auf den Spielkameraden ihrer Kinderjahre:

„Na, nun erkenne ich dich wieder! Jetzt hast du gerade die Augen, welche du machtest, wenn du mir von Trude Groode erzähltest . . . auf dem Stein vor der Hausthür! Weißt du es noch?“

Er nickte.

„Sag' mal, Frauke, was bedeutet das, wenn Zwei unter einer Brücke hindurch gehen, welche die Spinnen über den Weg gemacht?“

„Ja,“ sagte Frauke mit großen Augen: „Daß Zwei einig werden und glücklich in der Heimat. Aber wenn man den Faden zerreißt oder zerschneidet, das bedeutet Trennung und Fremde.“

Da nickte der Heimgekehrte fröhlich: „Das soll wahr sein, Frauke!“

Da ward nun Frauke verlegen; sie dachte an das, was ihre ganze Seele erfüllte . . .

* * *

Im Herrenhaus waren alle guten Geister wieder wach geworden. Sie gaben den einzelnen Stuben Festtagsglanz, sie stellten Blumen in das Zimmer, das der Heimgekehrte bewohnte, sie machten die Augen leuchten und röteten die Wangen und hoben die schöne Gestalt des Mädchens, das seit der Scene am Kreuzweg in der ganzen Landschaft die Sandgräfin hieß.

Das Gut hatte wieder einen Herrn, der den ganzen Tag, bald in der Schreibstube, bald auf dem Felde, rastlos arbeitete. Häufig sah man den Jagdwagen des Gutsherrn vor dem Mönchshof halten; dann ging der Invalide, an seiner Seite Christian oder der Amerikaner, über den Marktplatz, um zu sehen und zu hören, was Handel und Wandel wollten; und die Leute sahen ehrerbietig dem Manne nach, der so wunderbar und so herrlich vom Elend gerettet ward, und sprachen über den, der ihn rettete, und von dem andern, der großend und trinkend in seinem stolzen Hause saß.

Fraukes verwundertes Gesicht sah aus der Stube des Mönchshofs über den Trubel des Freitagsmarkts zu ihren Füßen . . . Nicht immer! Zuweilen griff sie mit scheuer Hand nach dem Album, und immer wieder besah sie das Bild des schmucken Einjährigen, und immer wieder freute sich die Frau vom Mönchshof, wenn das Album eine andere Lage hatte, als da sie das Zimmer verließ.

Christian Möllers lange Beine schritten bald über das Stoppelfeld, das der Pflug zur neuen Saat aufriß, bald

über das Wiesenland, dessen Wert durch Drainierung erhöht wurde; halb stand er im Staube der Dreschmaschine, welche die Ernte des Gutes zum Verkauf fertig machte; oder er stand im kalten Herbstwind im Wirtschaftshof und hörte die Vorschläge des älteren Freundes, er, Christian Möller, in kurzer Jacke, der andere, von der kalten Heimat noch ein wenig angefröstelt, im langen Mantel. Was sie dann sich ausgedacht hatten, das brachte Christian bescheiden vor die Ohren des Hausherrn, denn diesem war der Vorschlag des jungen Mannes lieber, als der Rat des Heimgekehrten. Seit er diesem noch am Tage seiner Ankunft die ganze Lage des Gutes klargelegt hatte, sprach er nicht gern mit ihm über die Geschäfte. Je mehr er wußte, daß Hans Thorbeeken dort unten in dem öden Haus seines Vaters schwere Kämpfe durchmachte um seinetwillen, um so weniger wollte er, daß er noch weiter belästigt werde. Er hatte nur die Sorge, die er täglich den Mädchen vortrug: „Kinder! Trude! Frauke! Ihr sorgt doch, daß Hans es gut hat in unserm Hause?“ Und er ging täglich selbst die breite Treppe hinauf und überzeugte sich von der behaglichen Wärme der altmodischen Stube am Ende des Korridors, der Stube, in der einst Hingze gewohnt hatte . . .

Und wohl konnte Hans Thorbeeken Freundlichkeit brauchen; denn manch bittere Unterredung gab es mit dem Vater, über dessen Seele Leidenschaft und Haß immer dichter ihre dunklen Schatten warfen.

Wie ein wildes Tier schrie er auf, wenn er ein Papier nach dem andern in des Sohnes Hand geben mußte. Was half es ihm, daß er Geld dafür bekam, schöne, weiße Staatspapiere? Es stand ja nicht der Name darauf, der Name, den er haßte, weil er die Sünde seines Lebens

beedeutete. Der Sohn aber war hart; er that, was recht war; aber er that es mit finsterner Miene und wie einer, dem es schwer wird, sich ins eigene Fleisch zu schneiden. Doras Geplauder und das Leuchten ihrer braunen Augen mochte dagegen nicht viel helfen. Dann kam er manchen Abend mit vergrämtem Gesicht ins Herrenhaus.

Aber wenn dann Frauke mit ihrem fröhlichen Lachen auf Hans von Unten zusprang; wenn die freundliche, blizende Lampe mit ihrem stillen Schein auf dem Tisch stand und draußen der kalte Herbstwind durch die kahl werdenden Äste fuhr, dann schmolz die Kälte um sein Herz, und die Gedanken wendeten sich von dem einsamen, trunkenen Mann zu dem heimeligen Kreis, in dem er so gemüthlich saß: dann zog er wohl gar die kurze Pfeife von diesem Weichselrohr aus der Tasche und erzählte von dem wilden Leben in der Fremde, von ungeberdigen Negeren, von bequemen Holländern, von heißblütigen Spaniern und schmutzigen Chinesen; denn sein Schicksal und seine Arbeit hatten ihn weit umher getrieben. Und von dieser Arbeit erzählte er, von der stillen in der Schreibstube, der harten zwischen den Felswänden, der gefahrvollen auf dem Wasser und in den fieberschwangeren Sümpfen.

Dann kam über den Hausherrn nicht mehr die schläfrig träge Stimmung wie bei Hinzes Geschichten, sondern der große neue Atlas, den Hans Thorbeeken in der Stadt gekauft hatte, lag auf dem Tisch, und der Invalide suchte die Inseln und die versteckten Orte und freute sich, wenn er sie gefunden hatte.

Die anmutige Gestalt Fraukes saß dann oben auf der Sofalehne neben dem Freund ihrer Kindheit. Sie hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und unterstand sich zuweilen, ihn am Ohr zu zupfen, wenn er ganz und gar

keinen Blick für ihre vornehme Haltung hatte, oder wenn sie merkte, daß Christian Möllers Stirn sich in Falten zog.

Dieser hörte zwar aufmerksam zu und stellte mit Vergnügen fest, daß seine Welt- und Menschenkenntnis sich an diesen Abenden um vieles erweiterte; aber das, was diesen Stunden ihren geheimnisvoll süßen Schimmer gab, das waren nicht Hans Thorbeckens Eisenbahnbauten, Kaffeepflanzungen und Urwaldaffen, sondern die sonnigen Augen des holden Kindes, welche bald verstohlen voll verwirrter Freude in die seinen schauten, bald mit trozigen Blicken ihn anfunkelten.

Und in dem alten Stuhl mit der hohen Rückenlehne, in dem einst die junge Herrin des Hauses gefessen hatte, saß die Sandgräfin. Die Lehne überragte weit den vorgebeugten Kopf: auf dem Hintergrund des dunklen, gepreßten Leders ein reizendes Bild. Dieser seine Kopf mit dem schimmernden Haar, auf dem der Lampenschein spielte, mit den dunklen, zierlich und scharf gezeichneten Brauen und Wimpern, die über die Wangen fielen. Während die Hände fleißig waren, lag um die Lippen ein sinniger Zug; zuweilen zuckte es um den Mund, als wenn ein Gedanke, wie ein lichter Wind, plötzlich über das stille Meer ruhigen Sinnes hinsfährt und aus Träumen aufgeschreckte Wellen leise gegen das Ufer treibt.

Dann hob sie wohl den Kopf, lehnte ihn fest gegen die Lederpressung und sah auf den Fremden mit furchtsamen Augen, traumhaft, in sinnender, fragender Unschuld. Und der Heimgekehrte fühlte, daß ihre Augen auf ihm ruhten; er wandte sein offenes, männliches Gesicht ihr zu und verlor den Faden seiner Rede.

Was sie so gewaltig zu dem Fremden zog, das konnte sie nicht sagen. In ihrer Seele lehnte sich manches gegen ihn auf, vor allem, daß er der Sohn Thorbeckens war,

obgleich sie auch nicht die geringste Ähnlichkeit des Körpers oder des Geistes entdeckte, und dann eine gewisse Art und Weise, die Dinge und die Menschen mit rein sachlichen Augen zu betrachten. Was er aus der Fremde erzählte, und was er jetzt unternahm, das nötigte ihr Achtung ab. Die großartige Thätigkeit, welche er entfaltete: die neuen Einrichtungen auf dem Gut, die großen Arbeiten am Strand, an welchem er über fünfzig Leute beschäftigte, der Neubau der verfallenen Arbeiterhäuser neben dem Marschhof . . . das alles betrieb er mit einer Bestimmtheit, Ruhe und Sicherheit, welche auf Trudes empfängliche Seele einen tiefen Eindruck machte. Wiederum hatte sie ein Gefühl des Wehs, wenn es ihr scheinen wollte, als wäre nur ein berechnender Geist bei diesen Arbeiten thätig und nicht ein mitfühlendes, warmes Herz, als spräche aus dieser rastlosen Thätigkeit nur die Lust an Unternehmungen und nicht Liebe zur Heimat und zu den Menschen.

Und doch! Hatte nicht derselbe Mann in jener Stunde voll Angst und Aufregung, da er zum erstenmal wieder dies Haus betrat, Worte voll heißer Liebe, voll herzlichsten Mitleids gesprochen, hatten nicht seine grauen Augen hell aufgeleuchtet, als er erkannte, daß er gesiegt, daß er dem finsternen Hause neuen Sonnenschein bringen dürfte; hatte er nicht die weite Reise gemacht, um seinen Freunden in der Not zu helfen?

Da flog ein dankbarer, warmer Blick zu ihm hinüber.

„Aber wie mag er über uns denken? Über Daniels Wirtschaft, über die verfallenen Zimmer, über mein armeliges Erbe, die Ruine, und daß sie mich die Sandgräfinnen nennen, und über Fraukes billige Fähnchen und mein mehr als einfaches Winterkleid und daß wir nach alter, guter, bürgerlicher Weise Hausfrauen sind? . . .“

Und nun war es ein banger Blick, der nach dem braunen Gesicht Hans Thorbeckens hinüberflog.

In solchen Träumen verloren, hatte sie nicht auf den Fortgang des Gesprächs geachtet. Aber ein Wort machte sie aufmerksam; man sprach von der Ruine. Frauke stand wieder einmal mit ihrer Meinung allein.

„Ich bitte sehr, da hat Trude noch ein Wort mitzureden!“

„Was ist, Kind?“

„Nun, Hans von Unten macht den Vorschlag, daß die Ruine abgetragen wird! So was! . . .“

„Ich sage, daß das nicht geschehen wird! . . .“

Frauke lachte leise. Sie tippte mit dem vorgestreckten Zeigefinger auf die Tischplatte und sagte in schulmeisterlichem Ton: „Ich finde, Kind, daß du gut geantwortet hast; du sollst über Hans von Unten sitzen.“

„Verstehen Sie mich nicht falsch,“ sagte Hans Thorbeckens in seiner ruhigen Weise; „ich fürchte, daß die Ruine nicht mehr zu halten ist; ich halte für möglich, daß sie die Düne hinunterstürzt. Was das für ein Sturz würde, mag man sich nicht ausmalen. Dabei wird das Material zum Teil zerbrochen, zum Teil im Sand begraben werden.“

Gertrud schüttelte ernst den Kopf: „Es ist der Stammsitz meiner Vorfahren. Man verkauft solch Haus nicht auf Abbruch, und ich . . . ich bin nicht schuld an dem Unglück, das kommen kann . . .“

„Sie haben zu wenig Verständnis für den Wert des Geldes.“

Gertrud beugte den Kopf, eine feine Röte war in ihre Wangen gestiegen.

„Ich habe schon bemerkt, so jung ich bin, daß das

Geld den Menschen unglücklich, oder gar hart, oder gar schlecht macht; aber ich glaube noch niemals gesehen zu haben, daß es ihn glücklich macht, oder weich, oder gut.“

Sie sprach eine Überzeugung aus.

„Man kann aber doch mit dem Gelde der Armut helfen, geschehen Unrecht gut machen? . . .“

Sie schlug die dunkel glänzenden Augen zu ihm auf, es stand ein warmes, inniges Leuchten darin.

„Das erste wohl! Ja, man kann helfen! Aber das andere nicht! Eine Schuld kann niemals durch Geld, sie kann nur durch Liebe gesühnt werden! Das liegt auf der Hand,“ fuhr sie fort, und dabei legte sie je eine ihrer Hände, die Handflächen nach oben gerichtet, auf die Seitenlehnen des alten Stuhls, als wollte sie die Deutlichkeit der Sache darlegen: „Sehen Sie: der Gegensatz von arm ist Geld, Reichtum; der Schuld aber liegt mehr oder weniger Haß zu Grunde. Der Gegensatz von Haß aber ist Liebe!“

Sie schwieg verlegen; die feine Röthe war ihr immer tiefer auf die Wangen und in die Stirn getreten.

„Sie sind Alopathin,“ sagte er ruhig, doch nicht unfreundlich; „ich halte es mehr mit dem anderen: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Geld um Geld . . .“

„Haß um Haß,“ vollendete Gertrud mit bebenden Lippen.

„Das steht da gar nicht,“ sagte Frauke, die eifrig zugehört hatte.

„Dann komm' ich über beide,“ sagte Christian, „denn ich weiß den Spruch.“

„Sie?“ sagte Frauke und sah ihn mit funkelnden Augen an.

Christian bog sich ein wenig in den Schatten zurück

und machte eine Bewegung, als wenn er einen Kuß über den Tisch warf und lachte.

Die Unterhaltung war zerrissen, und an diesem Abend gelang es niemandem, sie wieder anzuknüpfen . . .

* * *

Sie hatten den alten Bofß gebeten, mit zur Ruine zu gehen. Niemand sollte sonst mit. In den Tannen lag schon die Dämmerung, und ein kalter Nachtwind kam von Nordwesten her über das Meer.

Bofß hatte gesagt, es wäre Unsinn, in dem zugigen Turmgemach zu sitzen, und Hans Thorbeeken hatte gewarnt, es wäre nicht ohne Gefahr. Aber Frauke hatte ersteren gefragt, ob sie für ihn ein Tuch mitnehmen sollte; im übrigen glaube sie nicht, daß Hans von Unten als Hauslehrer angestellt sei. Da hatte der alte Bofß den Kopf geschüttelt und war mitgegangen. Und nun saßen die beiden Mädchen unter dem Steinwappen, Trude unter dem Spieß, Frauke unter dem Knie, ihnen gegenüber Marx Bofß. Über dem Meer hingen dunkle Wolken; nur vorne, wo die Wellen an den Strand schlugen, war noch ein heller Streifen Tageslicht.

„Was nun?“ fragte Frauke.

Gertrud legte den blonden Kopf fest gegen das Wappen und sagte mit beklommener Stimme:

„Sagten Sie nicht einmal, daß Ihre Mutter vor etwa neunzig Jahren bei Thorbeeken in Dienst gestanden und meinen Großvater, den Grafen Hans, gekannt hat?“

„Ja, ja,“ nickte der Alte.

„Das ist zu der Zeit gewesen, als der alte Thorbeeken, der Vater von dem jetzigen Besitzer, das Marschland gekauft hat? . . .“

Der Alte sah angelegentlich auf die Wolken über dem dunklen Wasser und nickte nur leicht mit dem grauen Kopf.

„Bitte, wollen Sie mir erzählen, was Ihre Mutter Ihnen von dieser Zeit gesagt hat?“

Da auch Frauke drängte, so erzählte er; nicht gerne, obwohl er nicht sagen konnte, was ihn bedrückte; erst langsam, stockend, aber bald riß der Eifer ihn fort, und ein Maler hätte an dem grauen Kopf einen würdigen Gegenstand gehabt; denn gar fein zogen sich die tiefen Linien durch das alte Gesicht, gar scharf leuchteten die stahlgrauen Augen unter den buschigen, weißen Brauen, und die Handbewegungen deckten sich mit dem Inhalt des Berichtes, wie es einem guten Schauspieler Ehre macht. Die Dämmerung lauerte im grauen Gewand in dem hohen Bogensfenster; zwei Paar große Augen sahen starr auf den Alten...

„Das ist acht Tage gewesen nach der Ständerversammlung, wo Graf Hans die Rede gehalten; am anderen Tage ist am Mönchshof, zu beiden Seiten der Hausthür, der Steckbrief angeschlagen gewesen. . . . Auf dem Marschhof haben sie Hausfuchung gehalten, selbst das Korn und das Heu, das noch in den Scheunen lag, haben sie auseinander gerissen; aber sie haben nichts gefangen als ein paar Eulen, und sie haben nichts totgeschlagen als einen Haufen Mäuse; denn sie hatten den Sommer vorher arg Mäuse gehabt . . .

Da . . . eines Abends — draußen treibt der Schnee, und meine Mutter, ein junges Ding, steht am Tellerred und hebt die Hand und macht Ordnung in der Reihe, da heult der Hofs Hund auf, so wild, daß es ihr durch Mark und Bein geht. So heult ein Tier, wenn es seinen Herrn wieder sieht, den es tot glaubt. Aber gleich schweigt der Hund . . . der Schnee fällt schwer und leise gegen die Fenster Scheiben . . . meiner Mutter klopft das Herz . . .

Da klirrt ein Fenster.

Mit einem Satz ist das junge Ding an der Thür und öffnet die Spalte ein wenig. Da sieht sie vor der Stube, in welcher der Verwalter schläft, eine hohe, weiße Gestalt stehen, deutlich erkennt sie weißes Haar, weiß von Schnee, und scharfe, blaue Augen; und es geht ihr Sorge und Angst durch die Seele, der da steht: ist der Herr . . .

Sie macht leise die Thür wieder zu und setzt sich erstarrt auf den Haublock, der neben dem Herd steht. Damals war es noch das alte Haus.

So sitzt sie eine Weile, da kommen ihr wieder die Gedanken. Sie springt auf und schleicht sich hin . . . und bückt sich . . . und als sie zuerst noch nichts sehen kann, da legt sie die Hände gegen die Schläfen und . . . da sieht sie es . . .

Da stehen sie beide am Tisch, Graf Hans noch ganz weiß von Schnee, in Schifferkleidung, grobe, hohe Stiefel und blaue Jacke, ein schwarzwollenes Tuch um den Hals, auf dem Kopfe eine blaue Zeugmütze. Und doch ein Graf! Der Verwalter ist nur notdürftig gekleidet, er ist schon zu Bett gewesen. Vor ihnen brennt eine schlechte, dumpfe Öllampe. Man hatte ja noch nichts Besseres damals . . .

Und der Graf Hans hat nach der Hand des Verwalters gegriffen und hat voll Angst gefragt: ‚Wie rette ich das Erbe meines Geschlechts? Das Gut eines Hochverrätters gehört dem Staat.‘

Der Verwalter ist ein großer, starker Mann gewesen, hat keinen Bart gehabt und ein schönes, finsternes Gesicht, seine Dienstleute haben Zeit seines Lebens Angst vor ihm gehabt; aber nie hat er so finster ausgesehen, sagt meine Mutter, als an diesem Abend. Dazu hat die alte Thranlampe einen so wüsten Schein gegeben.

Und nun hat der Verwalter angefangen zu reden, leise und doch eindringlich, immer so mit Handbewegungen, als wenn er etwas begreiflich machen will, immer so mit den Händen gezeigt, dann den Kopf zurückgebogen, dann, als würde er etwas aus dem Fenster, etwas sehr Wertvolles.

Indes hat Graf Hans immer tiefsinnig vor sich hingeschaut; hat ordentlich die Augen zugetrissen wie einer, der in lauter Dunst und Nebel etwas erkennen will, und um seine Augen haben dicke Runzeln gelegen, obgleich er doch noch jung war, einundzwanzig Jahre alt.

Aber endlich hat er aufgesehen! Es ist ein Bild gewesen wie in einem Theater, wenn es nun gleich an Hauen und Stechen geht. Sie haben sich in die Seele gesehen und haben sich gefürchtet vor dem, was sie sahen. So haben sie sich angeschaut! Aber dann ist es nicht zum Hauen und Stechen gekommen, sondern im Gegenteil: der junge Graf hat plötzlich beide Hände auf die Schultern des andern gelegt und hat ihm noch einmal so recht tief in die Augen gesehen und ihn geschüttelt:

„Ich will es glauben . . . Ich gebe mich in deine Hände, mich und mein Geschlecht. Du . . . du wirst uns nicht betrügen! Du wirst ein Ehrenmann bleiben trotz der großen Versuchung. . . .“

Da haben schon Papiere auf dem Tisch vor dem Grafen gelegen, grobe, graue Bogen, wie man sie damals gehabt hat. Meine Mutter hat nicht gewußt, woher das Papier mit einem Male gekommen ist. Sofort hat es dagelegen. Und Graf Hans hat sich hingesezt und hat geschrieben. In seinem hellen Haar haben die klaren Tropfen vom geschmolzenen Schnee gestanden, auch in seinem kurzen Bart, der ihm in seinem Zufluchtsort gewachsen war. Tief hat er seinen Kopf über das Papier gebeugt und hat geschrieben,

was der andere vorgesagt; hat auch seinen Namen darunter gesetzt und dann hoch aufatmend wie ein wegmüder Mann sich in den Stuhl zurückgelehnt. Der andere aber hat hinter ihm gestanden, mit beiden Händen die Stuhllehne umkrallt mit einer Kraft, als wenn man einen wilden Stier bei den Hörnern hält; seine Lippen sind fest aufeinander gepreßt gewesen, und seine Augen haben gesunkelt.

So hat meine Mutter die beiden gesehen. . . .

Danach ist der junge Graf wieder verschwunden, spurlos; der wehende Schnee hat seine Schritte zugedeckt. Durch die ganze Landschaft aber haben sie nach ihm gefahndet; darüber sind vierzehn Tage vergangen. Da, im Anfang Februar, als es in Preußen laut zu gähren anfing und das Kriegsgeschrei lauter als je über die Elbe drang, wilder, frischer . . . es hat einen anderen Klang gehabt als Anno sechs . . . da ist meine Mutter in einer stillen Winternacht vom Tanz in Frestedt nach Haus gegangen; der Mond hat voll am Himmel gestanden. Als sie am Herrenhaus vorbeigegangen, ist ihr gewesen, als schaue aus jedem Fenster ein bleiches, verweintes Gesicht in die Nacht hinaus. Es ist aber der Mondschein gewesen, der darin gestanden hat. Gar gespenstisch hat es in der Pappelallee ausgesehen. Die Schatten der Bäume haben hinter den dicken Stämmen gestanden wie starke, gewappnete Männer, und am Himmel sind überm witten Klee, umgeben von düsteren Wolken, Kriegsheere gezogen, Jäger und Reiter mit zerrissenen Fahnen, Generale auf hohen Pferden, Krückstöcke in den Händen, begleitet von Husaren mit hohen Mützen, wie sie zu Zeiten des großen Königs Sitte waren.

Nun, meine selige Mutter ist still und herzklöpfend durch die Allee gegangen und hat sich in der Angst ihrer Seele vorgenommen, nie wieder zum Tanz nach Frestedt

zu gehen. Sie hat ihre Augen nicht abwenden können von dem Heer. Da . . . hat ihr das Herz still gestanden und die Füße . . . dort, wo es hinunter geht nach der Marsch, links geht es hinauf zur Burg, dort, wo jetzt die jungen Tannen stehen . . . da ist ein Mann von der Burg her gekommen, in Schifferkleidung, einen weißen, geschälten Stod von Weiden in der Hand, sonst nichts. Der hat bald nach der Burg hinaufgesehen, bald in die Marsch hinunter, hat still gestanden und nicht vom Fleck finden können und hat bitterlich geweint. Dann ist er nach der Marsch hinunter gegangen. Meine Mutter aber hat schwören wollen: der Mann mit dem Weidenstod: das ist Graf Hans gewesen, der von der Heimat Abschied genommen . . .

Wiederum einige Wochen später, als auf der anderen Seite der Elbe die ersten Blitze schmetternd niederfuhren, da hat die Regierung ihre Hand nach dem Gut des Hochverrätters ausgestreckt . . . aber da ist der Verwalter in der Landvogtei erschienen und hat ein Schriftstück gezeigt, worin Hans Graf von Knee männiglich kund und zu wissen thut, daß er seinem Verwalter Jürgen Thorbeeken nach und nach schuldig geworden sei: sechzigtausend Mark Hamburger Kurant. Da er kein Bargeld habe, seine Schuld zu bezahlen, habe er demselben, seinem Verwalter, seinen gesamten Besitz mit Ausnahme allein der Düne und der Burgruine zuerst zwar verpfändet, jezo aber verkauft; jedoch solle derselbe von selbiger Düne das Recht haben, so viel Sand zu graben, als ihm beliebe und Freude mache, wofür zu zahlen sind, fällig am Allerheiligen Tage, sechs Mark Hamburger Kurant.

Die Regierung schwieg. Das störrische Geschlecht der Grafen von Knee war nie ihr Freund gewesen; sie waren zu helläugig, zu sehr Gefühlsmenschen; sie sahen zu oft

ins große deutsche Vaterland hinüber, mit begeisterten oder mit schwermütigen Augen, je nachdem ein Fürst in deutschen Landen sein Haupt hoch trug oder eine arme, hirtelose Herde von kläffenden Hunden gehezt ward.

Von Graf Hans kam lange keine Nachricht. Es wurde still jenseits der Elbe, der Krieg war zu Ende. Da war eines Tages ein zusammengeflachter Invalide, ein preussischer Husar, wie er sagte, durch die Landschaft gezogen. Er wollte zu seiner Mutter, die da oben wohnte, auf einer der Halligen. Persönlicher Haß gegen Napoleon, der seinem Vater auf hoher See vor Helgoland die gute, alte Bark genommen hatte, hatte ihn aus seiner stillen Heimat auf das Schlachtfeld gebracht, wohin kein Mensch ihn gerufen hatte. Der hatte den weißen Grafen gekannt, den Kneer, den Blücher bei Waterloo einen ‚fixen Kerl‘ genannt und der mit seinen großen, blitzenden Augen seine Leute zu Helden gemacht hatte.

Nun, in der ganzen Landschaft hat man sich gefreut über die Geschichte, und der zusammengeschoffene Husar hat auf den Höfen hin und her nach einer hungrigen Zeit so gute und kräftige Leibespfllege gehabt, daß er vierzehn Tage lang in der Stadt krank gelegen hat. Nur einer hat ein finster Gesicht gemacht: Jürgen Thorbeeken!

Und bald darauf ist ein anderer Fremdling gekommen, offenbar auch ein gewesener Soldat, vielleicht gar ein Unteroffizier oder Wachtmeister. Aber der hat sich nirgends aufgehalten, hat auch nichts von Kriegsfahrten berichtet, obgleich ihm eine mächtige Narbe quer übers Kinn gelegen hat; sondern ist stracks nach dem Marschhof gegangen und hat Thorbeeken ein Schreiben gebracht. Meine Mutter hat den Umschlag gesehen, das Wappen hat gestimmt: ein Spieß und ein nacktes Knie! Der Mann ist

am folgenden Tag wieder fortgegangen, mit knirschenden Zähnen, mit geballten Händen; aber er hat nichts gesagt.

Danach sind noch zwei Briefe gekommen, soviel meine Mutter weiß, zwei Briefe aus Schlessien; Thorbeeken aber hat in den Tagen ein wildes, verbittertes Gesicht gemacht und hat verzweifelt vor sich hingestarrt. Dann ist alles still geworden. Dann nach drei Monaten, da hat man sich erzählt, in allen Wirtshäusern, in allen Hütten, die ganze Heerstraße entlang: „Graf Hans ist mit dem Pferd gestürzt und gestorben . . . in der Fremde.“

Der alte Boff atmete auf und schwieg; seine Augen suchten bange die Augen Gertruds. Die sah mit starrem Blick in die finstern, drohenden Wolken über dem Meer. Nach einer Weile wandte sie sich zu dem Alten und fragte mit müder Stimme: „Was denken Sie, Boff, was wollte mein Großvater von seinem Verwalter? Der Verwalter war ihm ja doch nichts schuldig?“

Der Alte zuckte die Schultern und wandte den grauen Kopf: „Es ist lange her,“ sagte er.

„Wir wollen gehen,“ sagte Gertrud, die es fröstelte.

Gemeinsam gingen sie durch die Dämmerung heim; Trude zuerst, in Gedanken; hinter ihr Frauke, die auch still geworden war. Sie hatte ihren Arm in den ihres alten Freundes gelegt.

Da trat Hans Thorbeeken aus dem Dunkel der Tannen: „Trude Groode verläßt mit ihrem Gesolge die Burg . . .“

Sie sah ernst zu ihm auf, lange und scharf, als wollte sie ihn durch und durch erkennen.

„Mein Geschlecht ist vor neunzig Jahren untergegangen. Kennen Sie die Geschichte? Dort —“ sie deutete mit der Hand nach den jungen Tannen, „dort hat er Abschied ge-

nommen. Seitdem kann man nicht mehr reden von Trude Groodes Geschlecht.“

Der Heimgekehrte erbleichte und trat zurück; doch gleich nahm er sich zusammen und sagte schlicht und bestimmt:

„Sie sind Trude Groode . . . der Traum meiner Kindheit.“

Da legte sie die Hand auf seinen Arm und ging mit ihm, bezwungen von seiner bebenden Stimme und verwirrt von seinen Augen.



Die Kinder in Westdorf sahen durch die verschneiten Scheiben, legten den Mund gegen das kalte Glas und pusteten mit großer Anstrengung und Beharrlichkeit; nach einigen Augenblicken waren die kleinen Gucklöcher wieder zugefroren. Aber die Sache hatte auch so ihr Gutes.

Klaus fuhr mit dem erstauntesten Gesicht und großen Augen von seiner Scheibe zurück, an welcher seine Nase fast festgefroren war, und behauptete, er habe eben den Weihnachtsmann gesehen, er wäre zum alten Nuttelmann hinein gegangen. Klaus konnte das gerne behaupten, denn wenn nun Hans seine Nase platter drückte, als sie schon von Natur war: er mußte sich doch erst wieder ein Guckloch machen und durfte sich nicht wundern, daß die geheimnisvolle Erscheinung inzwischen verschwunden war. Der alte Nuttelmann aber trat schmunzelnd in das warme Zimmer, steckte sich eine Pfeife an und freute sich, daß er einen zierlichen Tannenbaum unter Dach und Fach hatte . . .

Hei! Wie der Schlitten auf und nieder sauste! Wie er so weich durch die lose, stiebende Masse flog; wie die Schneewolken sich um die Pferde legten und der kalte Wind durch den laublosen Knid fuhr. Hei, wie der kurze Badenbart des Kutschers mit Schnee bestreut war, wie mit seinem

Zucker der Weihnachtsmann; wie das junge Gesicht an seiner Seite so köstlich frisch aus den verschneiten Tüchern sah . . .

Der Kutscher ist Hans Thorbeeken, und neben ihm sitzt Frauke von Kree, und die beiden haben es gar geheimnißvoll.

„Hast du den Brief mitgenommen, den Christian uns gegeben hat?“

Fraukes Augen blizten. „Du! Ich möchte wissen, was darin steht!“

„Das laß bleiben! Du würdest ihm seinen Spaß verderben. Seine Mutter wird etwas für dich kaufen sollen.“

„Für mich? Warum für mich?“

„Weil du doch seine Herzallerliebste bist, Deern!“

„Das finde ich frech! Das so zu behaupten . . .“

„. . . Als ob's wahr wäre! . . . Laß die Zügel los, Frauke!“

„Ich will nicht mit dir fahren . . . ich keh' wieder um!“

Er legte den freien Arm fest um ihre Schulter: „So steig ab!“ . . . Die Pferde ziehen kräftiger an; sie sitzt wie ein gefangenes Vögelchen und ist still; aber sie nimmt sich vor, den Brief zu öffnen.

„Was kaufen wir Papa, Frauke? Wir wollten es unterwegs beraten.“

„Kleinigkeiten, Hans! Wir müssen sparen, sagt Trube.“

„Ach die!“ In seinen Augen blitzen tausend Schelme.

„Ich weiß etwas . . . Ein neues Bild der Schlacht bei Mars la tour; es kostet einige Mark; ich schenke Dinkel eins, du schenkst Marx Bock eins.“

„Das ist ein hübscher Gedanke!“

„Wie immer . . .!“

„Du hast oft sehr dumme Gedanken.“

„Sag' mal, Frauke, lädst du mich zu deiner Hochzeit?“

„Ich werde Tante Möller erzählen, was du alles verbrochen hast, und daß du furchtbar in Trude verliebt bist.“

„Thu's doch, ich werde Tante sagen, daß das Bild von Christian, das du besitzest, durch und durch geküßt ist . . .“

„Ich öffne den Brief, hier! Soll ich?“

„Nein, sei artig! . . . Was kaufen wir für Trude?“

Sie rückte dicht an ihren Widersacher und sagte leise: „Weißt du was, Hans? Kauf ihr einen schlichten, goldenen Ring!“

Hans Thorbeeken rührt sich nicht; er schwingt mit stillem Gesicht die Peitsche.

„Es geht noch nicht, Frauke; ich bin noch nicht so weit; ich muß noch irgend etwas aus der Welt schaffen; es ist so einfach nicht, wie du denkst.“

Frauke ist Kleinmütig geworden und dem Weinen nahe; „du hast sie doch lieb,“ sagt sie zugend.

Da tröstete er sie: „Sei nicht bange, Frauke; ich hoffe, daß alles gut wird, so schwer und so dunkel es aussieht . . .“ — —

Die Frau vom Mönchshof ist erst recht in Weihnachtsstimmung. „Ein wandelndes Weihnachtsgeheimnis,“ sagt Hans von Unten. Dabei sieht er sie an, wie wenn er seine liebe Mutter ansieht; recht so glücklich und übermütig und verliebt! Und die Frau vom Mönchshof denkt: „Ach, wenn seine selige Mutter ihn so sehen könnte!“

Als er sie mit seinen klaren Augen immer anschaut, fragt sie ihn: „Was hast du denn für Gedanken?“

„Weihnachtsgedanken!“

„Schlimme Gedanken, Tante; er quält uns alle. Nichts als Haber und Streit im Hause. Und wir waren so frieblich, als er noch nicht da war.“

Aber da hat Frauke schon beide Arme um ihn ge-

schlagen: „Ist ja nicht wahr, ist ja nicht wahr! Du bist unser lieber Hans von Unten.“

„Tante,“ sagt Hans und streicht über das helle, schnee-feuchte Haar seiner kleinen Freundin und legt seine Hand um das kurze Säckchen: „Du mußt deinen Christian wieder wegnehmen, Frauke behandelt ihn gar zu schlecht.“

„Soll ich, Frauke?“

„Nimm ihn doch, Tante;“ ihre Augen blizten, „was soll ich mit deinem großen Schlingel?“

„Nun, das ist gut! Weihnachtsabend will ich ihn überhaupt hier haben; ich habe keine Lust, einsam zu sein.“

„O Tante!“ Frauke springt von der Sofalehne, auf der sie gesessen, herunter und legt beide Arme um die kleine Frau. „Ich soll dich mit vielen Grüßen von Trude einladen, Weihnachtsabend mit uns zu verleben.“

„Wenn man so von meinem Jungen spricht? Auf keinen Fall!“

„Richtig, Tante!“ Hans rührt in seinem heißen Glas Grog und nickt vergnügt! Frauke setzt sich wieder auf ihre Lehne und schaut über den Marktplatz, über den der Wind den Schnee segt. Unterdes reden die beiden anderen, nachdem sie in das kleine, nebenan liegende Wohnzimmer getreten sind.

„Ich möchte ihnen was Ordentliches schenken! Den beiden Mädchen ein Pelzkostüm und ein neues Kleid, Tante! Onkel denkt nicht daran; auch ist die Kasse leer. Und es ist doch so notwendig, ich mag das rein nicht mehr sehen; sie gehen einfacher als die kleinen Bürgerskinder. Aber was werden sie sagen, zumal Gertrud?“

Seine alte Freundin sieht nachdenklich vor sich hin. „Es wird schwer halten,“ sagt sie.

„Du mußt bedenken, Tante, daß der Biberpelz mir
Krenssen, Die Sandgräfin.

gewissermaßen nichts kostet; ich habe ihn ja von drüben mitgebracht. Es war ein Zufall, halb Handel, halb Übermut, daß ich ihn kaufte. Sie liegen jetzt zubereitet bei einem Pelzhändler in Hamburg. Es ist sehr viel; auch dunkles Pelzwerk darunter für ältere Damen.“

„Mit Sped fängt man Mäuse! Ich glaube, du lügst.“
Er lachte. „Aber Tante!“

„Na, es wäre eine Weihnachtslüge!“

„Nein, es ist Weihnachtswahrheit!“

Sie sah stolz zu ihm auf: „Wie hat sich alles gewandt durch deine Ankunft.“

„Es wurde hohe Zeit, daß du mich rieffst.“

Sie nickte . . . „Ich erkundigte mich nach dem Abgang des Postschiffes und sandte unsern alten Behrend direkt an Bord. Er hat ihnen den Brief fast auf Deck werfen müssen; das Schiff setzte sich gerade in Bewegung.“

„Das hast du gut gemacht, Tante.“

„Was treibt dein Vater? Was sagt er?“

Das braune Gesicht des Heimgekehrten wurde finster.

„Was soll er sagen? . . . Es hat schwere Kämpfe gegeben. Aber ich konnte ihm drohen, dann war ich Sieger.“
. . . Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es ist schrecklich, mit seinem Vater kämpfen; und das Schwerste ist noch nicht vollbracht, und ich weiß nicht, wie das enden soll.“

Er atmete tief auf: „Ich kann nicht so offen mit dir darüber sprechen; ich habe dir damals, als ich von hier fortging, einiges angedeutet . . .“

Die Frau vom Mönchshof zeigte mit feuchten Augen auf das alte Ledersofa: „Dort sahest du, Hans!“

Er sah finnend hinüber.

„Ja, dort war es . . . Ich weiß es, als ob es gestern gewesen ist . . . Da habe ich dir gesagt, daß eine alte

Schuld meines Geschlechts, von der ich plötzlich erfahren hatte, mich forttrieb. Dieselbe Schuld hätte mich beim Tode meines Vaters in die Heimat zurückgetrieben, wenn nicht dein Brief mich jetzt schon gerufen hätte. Es wäre einfach gewesen, über sein Grab weg die alte Schuld zu sühnen, aber mit dem Lebenden zu handeln ist bitter schwer.“

„Kannst du die Sache durchaus nicht ruhen lassen, bis er die Augen geschlossen hat?“

Er war aufgesprungen und sah sie mit trostlosen Augen an:

„Kann ich das, Tante? Die Enkelin vom Grafen Hans geht in einem Pelzjäckchen von elendem Krimmer und arbeitet sich harte Hände im Hausstand? Und wenn ihr Onkel stirbt, muß sie in fremden Häusern ihr Brot verdienen? Und da soll ich sagen: Ich will warten, Vater, schweigen, warten, bis du tot bist? Die Schande soll dich nicht am Leben treffen?! Nein, Tante!“

Er schüttelte verzweifelnd den Kopf: „Die alte Schuld hat mir meine Jugend vergällt, hat mich aus der Heimat getrieben . . . ist das nicht genug? . . . Weh dem, der sündigt! Das habe ich erfahren! Es wird heimgesucht an den Kindern, nun schon bis ins dritte Glied. Aber länger soll das Übel nicht fressen. Es soll mir nicht das vernichten, was ich noch von der Zukunft zu erwarten habe!“

Sie saßen jetzt beide auf dem Sofa, auf dem einst der Flüchtling gesessen. Er hielt beide Hände der Frau in den seinen.

„Du bist meine Mutter! Wenn ich schwach werde gegen den, der doch mein Vater ist; wenn du siehst, daß ich an den Zweifeln zu Grunde gehe, dann sei du stark und handle für mich und zerschneide den Knoten; es mag genug sein, daß zwei oder drei an der Sünde untergehen! . . . So! . . .

Es freut mich, daß ich mich gegen dich ausgesprochen habe. Es war mir wie Eis ums Herz; jetzt ist mir leicht und froh geworden. Komm, laß uns zu Frauke hinüber gehen! Ich hab's in deine Hände gelegt wie in Mutterhände, in Gotteshände . . .“

Die Frau vom Mönchshof trocknete die Thränen und ging an seiner Seite ins andere Zimmer.

Mit unsicherem Blick sah Frauke zu ihnen auf.

„Das scheint eine eigentümliche Weihnachtsberatung gewesen zu sein,“ sagte sie. „Und was hat das für Zeit gebauert!“

„Wir wollten dir Zeit geben, Kind, das Album gründlich durchzusehen!“

„Na, so! . . . Und ich wollt' dir man sagen, Tante, Christian hat mir einen Brief an dich mitgegeben, und ich . . . habe ihn erbrochen, weil ihr alle so häßlich mit mir waret!“

„Na, das ist eine schöne Geschichte! Briefgeheimnis! O, weh!“

„Und nun kann ich dir den Brief nicht geben.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht wissen darf, was darin steht; weil ich mich schäme; weil ich ihm nun den Spaß verdorben habe . . .“

„So! was machen wir denn nun mit dir?“ sagte Hans und sah strenge auf die Sünderin hinunter.

Frauke nahm das Taschentuch vom Gesicht und sah funkelnd zu ihm auf. „Sei du still! Du hast mich auf den Gedanken gebracht; du bist der Versucher.“

Er trat lachend zurück.

„Was mach' ich bloß, was mach' ich bloß!!“

„Du mußt es Christian sagen.“

„Nein, nein! Es ist ja so dumm von mir, und er meint, ich bin vernünftig geworden, und ich bin auch sonst so vernünftig.“

„Das sieht man,“ murmelte Hans.

„Ich will dir was sagen,“ sagte die Frau vom Wöschhof. „Was er dir hat schenken wollen, das kriegst du nicht! Ich will ihn bereben, daß er dir etwas anderes kauft. Ich will ihm nicht sagen, was du verbrochen hast, und Hans wird es auch nicht thun. Aber am Weihnachtsabend beichtest du ihm selbst die Geschichte; dann kannst du ja sehen, wie er mit dir verfährt.“

„Von einem Geschenk ist gar nicht die Rede,“ jammerte Frauke und beugte ihr Haupt. Dann aber trocknete sie bedächtig ihre Thränen, trat an den Tisch und trank rasch eine Tasse Kaffee, dann glitt es wie ein leiser Sonnenstrahl über ihr Gesicht; dann Sonnenblitze in ihren Augen: dann machte sie sich im Nebenzimmer bei ihrem Gepäc zu schaffen, dann saß sie, die Hand auf der Brust, und las mit glänzenden Augen den geöffneten Brief:

Liebe, süße Mutter!

Du hast mich immer zum besten gehalten und mich einen dummen Jungen gescholten, wenn ich dir von Frauke erzählte. Als ich zum letztenmal bei Dir war, wollte ich ernstlich mit Dir reden, aber ich wagte es nicht; Du sahst mich wieder so an, wie früher, als ich noch ein kleiner Junge war. Ich bin aber kein Junge mehr, sondern ein großer, verständiger Mann von fünfundzwanzig Jahren, Bizafeldweibel der Reserve, Verwalter eines großen Gutes . . . Ach was! . . . ich bin Dein dummer, kleiner Junge, und ich habe Dich sehr lieb! Und weil das so ist, will ich Dir erzählen: Ich habe die kleine Seele, die Frauke,

schon dreimal geküßt! Und sie muß meine Frau werden, sie mag wollen oder nicht. Sie will nämlich nicht, Du weißt ja, sie war immer ein paßig Ding; aber ich kann mir nicht helfen, gerade darum mag ich sie unendlich gern leiden. Ich glaube nicht, daß jemals ein Mensch so verliebt war, als ich es bin! . . . So! Nun weißt Du es! Wenn ich nun nächstens komme, um mit Dir über ein Geschenk zu beraten, dann sieh mich nicht so von oben herab an und mach' nicht so spökelige Augen, sondern sei hübsch verständig, wie es sich für die Mutter eines halb verheirateten Sohnes schickt! Im übrigen bist Du die allerliebste Mutter, die es giebt! . . . Wenn sie wüßte, was in diesem Brief steht!

Dein glücklicher Christian.

In Fraules Augen funkelten Zorn, Stolz, Übermut, Glück durcheinander. Zum Schluß blieben ihre Augen auf dem Wort „verheiratet“ ruhen; sie sah es lange an, erst mit sinnenden Augen, dann mit bedenklichen, dann mit feuchten, endlich mit überfließenden. „Der schreckliche Mensch,“ murmelte sie, setzte sich auf den Seehundskoffer, den Hans von Unten dahin gestellt hatte, und weinte sich satt.

Nach zwei Stunden kam Hans Thorbecken und holte sie ab . . . Wie sie staunte! Die Pferde im neuen Geschirr, Federbüsche auf den Köpfen, ein neuer Schlitten mit gebogener Brüstung, einfach aber hübsch! Das hatte Hans vor einigen Wochen bestellt, geheimnisvoll; jetzt war es fertig geworden.

Fraule jubelte auf.

„Wem schenke ich das?“ fragte Hans, während sie dahinfuhren.

„Behalt' es doch selbst!“

„Nein, es soll verschenkt werden.“

„Dann schenke es Trude.“

„Ich möchte wohl, aber es geht nicht.“

„Nein, das geht nicht. Weißt du was?“ — sie rückte näher an ihn heran . . . „Dann schenke es vorläufig mir, und nachher, wenn alles in Ordnung ist, dann erzählen wir ihr, daß dies Geschenk für sie bestimmt gewesen ist.“

„Und für dich! Ihr habt es dann gemeinschaftlich. Wenn du dann mal mit deinem Mann Schlitten fahren willst . . .“

„Ach!“ sagte Frauke und lehnte sich zurück und schloß die Augen, die gar zu leuchtend wurden . . .

Sie fuhren nicht vor die Hausthür, sondern jagten in den Wirtschaftshof. Niemand sah sie. Die ganze Herrlichkeit war schon im Schuppen geborgen, als die hohe Gestalt Gertruds auf dem Hof erschien . . .

Frauke that an diesem Abend sehr geheimnisvoll, sie machte große, räthelhafte Augen, war sehr freundlich zu Trude und Hans, aber sehr kalt gegen Christian, dessen gute Laune unter dieser Behandlung nicht im geringsten litt . . .

* * *

Derweil kam, mit fröhlichem Schneewirbeln, mit sternklaren Nächten, mit knirschendem Frost das liebe Weihnachtsfest.

Die heilige Weihnacht zog durch das Land . . .

Aus schneebedadenen Tannen lugt ein Rehlein hervor; vorsichtig stemmt es die zierlichen Füße gegen den losen, weißen Schnee und äugt seitwärts die alte Heerstraße entlang und steht und wartet. Denn die Heerstraße ist altheiliger Boden; da sieht man mehr als auf freiem Feld und im Tannendickicht.

Die Dämmerung liegt leicht und klar auf der stillen, weißen Erde. Über die Sterne ist ein Schleier geworfen. Sie sehen mit keuschen, traumhaften Augen zur Erde nieder. Sie sollen nicht leuchten! Wer wandert denn in der heiligen Nacht? Sie sollen nur den ehren, der heute auf allen Straßen durchs Land zieht in der Dämmerung, den Helden, den Holben, dem himmlische Liebe aus den Augen schaut. Was braucht der für Licht? Der hat Augen, heller als die Sonne, heller als die Sonne. Darum hat einer den Schleier geworfen über all die Sterne.

Still steht das Reh, die braunen Augen schauen immer auf einen Punkt. Dort unten, wo die Heerstraße anfängt, den Hügel hinaufzusteigen, dort liegt ein weißer Nebelstreif quer über dem Weg. Die mit Schnee schwer beladenen Büsche auf dem Wall schwanken leise, als neige sich einer zum andern, so wie es durch eine Volksmenge zieht: „er kommt, er kommt . . .“ Und oben die Eiche, die es schon fünfhundert Mal gesehen, und hat sich noch nicht satt gesehen; es geht ihr wieder wie alle Jahr in dieser Stunde ein Schauer durch die alten Glieder, ein krampfhaft zuckend Bittern, wie wenn ein Mensch die ausschreiende Freude nicht mehr halten kann und nicht die heißen Thränen. Es ist alles still, nur daß zuweilen mit weichem Fall eine Last Schnee sich löst und zur Erde fällt. Denn alle Bäume rühren sich leise . . .

Da kommt es durch die Dämmerung den Weg hinauf, leise schwebend. Atemlos lauschen die Büsche, stehen die Tannen, große, braune Augen lugen im Dickicht . . . Leichte, lose, goldene Perlen fallen auf silberne Schalen, tropfen, klingen, singen, aus zarten Händen, weißen Armen, schlank und schön . . . hoch erhoben; leuchtendes Haar erscheint über dem Nebel. Die Sterne leuchten nicht, aber das

Haar leuchtet, sprüht und funkelt, es steht wie eine Krone über stillen, friedlichen, reinen Gesichtern, und doch ist es nicht zu leuchtend, nicht zu hell, es paßt zusammen wie sonst nicht in der Welt: Kronen und demütige Gesichter, darin die Augen strahlen . . . , strahlen von dem, das wir nicht kennen. Das ist das Gegenteil von Sünde und Sorge.

Wie das lacht und leuchtet! Wie die goldenen Perlen über die Schalen laufen und doch nicht zur Erde fallen; wie sie die Locken schütteln und bewegen doch nicht die Häupter, wie sich lose, weiche Gewänder legen um Leiber, schön wie die Liebe, keusch wie der Glaube, stark wie die Hoffnung.

In weißen, wallenden Dunst gehüllt kommen sie nahe. Der Schnee sprüht auf vor ihren Füßen, auf reiner, schneeweißer, geebener Bahn ziehen sie durchs Land. Da kommen sie! Da . . . sind sie . . . den träumenden Blick geradeaus gerichtet, strahlend von unendlicher Liebe, wie ein Kind hineinsieht ins Mutterauge . . . vorüber . . . da, da! . . . was wandert dort hinter ihnen mit nackten Füßen im weißen Schnee? Was sind das für Männer, mit braunen Wangen und Händen, mit glühenden Augen, in Feierkleidern? . . . Zähl' sie doch, Frauke! Was stehst du mit vorgebeugtem Leib und starrst in die Dämmerung, durch welche in seltsamen Gestalten die Nebelstreifen ziehen? Wozu hast du deine träumenden Augen, deine reinen Kinderaugen? Es sind elf! Mehr nicht! Sie haben Netze über die Schultern geworfen; in ihren Augen glüht stille Begeisterung, ausbrechende Siegesfreude; sie sehen aus wie Soldaten, die aus harter Schlacht kommen, Sieger, unverletzt, reich an Beute, stolz im Triumphzug.

Im Lannendunkel steht ein Mann . . . Das ist der Zwölfte . . . Seine Augen hängen mit einem Blick voll

unenblichem Reibe an den vorüberwandelnden Männern; sein Haar hat sich aufgerichtet, seine schmalen Lippen zuden und beben, eine furchtbare Kälte läßt seine Glieder zittern. Die Vorüberwandelnden wenden ihre Häupter nicht, sie sehen immer geradeaus nach dem Spiel der goldenen Perlen und laufen auf ihr klingendes Niederfallen. Weit streckt der Mann sein Haupt vor, scharf zeichnet sich sein todbleiches Antlitz gegen die dunklen Tannen. Wie einer, der von heißem Hunger gepackt ist und sieht die Speise an sich vorüberziehen und kann sie doch nicht erreichen, so schaut er auf den Zug.

Was hält dein Wagen still, Thorbeeken, mitten auf der verschneiten Heerstraße, in der Dämmerung der heiligen Nacht? Was wolltest du in der Stadt? In allen Wirtshäusern warst du heute, in einigen, in welche du sonst nicht gehst . . . Warum fährst du nicht weiter? Was schaust du ins Tannendunkel, gerade in die heißhungrigen Augen, so glaubenslos, so liebeleer, so hoffnungsarm? Wer ist das, Thorbeeken, kennst du den hungrigen Mann?

Die Pferde heben sich und bearbeiten knirschend die Gebisse, und drängen, von dem weißlichen Nebel erschreckt, gegen die Tannen. Thorbeekens Augen suchen den Dunststreifen zu durchdringen, der lautlos wallend vorüberzieht. Da . . . hinter den Männern im Feierkleide . . . er streckt die Peitsche weit vor sich und lallt zusammenhangslose Worte . . . da geht eine einfache Gestalt in schlichtem, braunem Gewand, keine Strahlenkrone auf dem weichen Haar, kein Schmutz an seinem ganzen Gewand, aber auf der Stirn die Weisheit der Welt, in seinen Augen ein Feuer, heiß, rein, flammend von etwas, das wir nicht kennen, das nach Glaube und Hoffnung kommt. Um den Mund aber steht ein heißes Mitleid. Seine Hände hat er

erhoben, wie eine Mutter sie auf des Sohnes Haupt legt, der vor ihr kniet und weint, weich, lind, barmherzig.

„Thorbeeken!“ . . . Es ist, als hat es jemand durch die Nacht geschrien! Ist es die Stimme des finstern Mannes im Tannendickicht? . . . Die zum Schlag erhobene Peitsche sinkt machtlos in den Schnee, der schwere Körper fällt in den Sitz zurück, die Augen sind mit einem stumpfen, irren Ausdruck auf den wallenden Nebel gerichtet. Leib fest an Leib gedrängt, stürzen die Pferde vorwärts, dicht die Tannen streifend, der Wagen fliegt hin und her, die Mähnen flattern . . . Thorbeeken hat die Augen geschlossen, um nichts mehr zu sehen . . . und doch muß er alles wiedersehen, das kranke Gehirn malt die Bilder gegen die geschlossene Wand der Lider: das Bild des finsternen, unglücklichen Mannes im Dunkel der Tannen und des anderen, der ihn angesehen hat mit Augen so treu, als könnte er sich um fremder Schuld willen schlagen, martern und töten lassen.

Geht es wie fromme Lieder durch die Luft? Wogt es im Nebel wie von eilenden Kinderfüßen, wie von kleinen im Takt sich neigenden, süßen, reinen Kinderge Gesichtern? Sie ziehen Hand in Hand hinter ihm her . . .

Wir singen dir fröhlich,
Mit lachendem Munde,
Erhoben die Augen
Zu dir, du Getreuer,
Der du uns vorangehst!

Wie eilen die Füße,
Und nichts uns ermüdet;
Denn eben die Wege;
Kein Stein vor den Füßen
Den du nicht hinwegnahmst!

Wie schimmern die Kleider!
Wie geht es so rein sich!
Laßt schleppen die Säume:
Rein sind ja die Wege,
Weil du uns vorangehst!

Wie geht es so leicht sich,
Als trüge uns einer
Auf Händen und Herzen!
Laßt ist nur die leichte:
Kleinschwesterleins Hände.

Frauke und Trude stehen am Fenster und schauen mit träumenden Augen in die Dämmerung hinaus.

„Er ist wunderbar, der Weihnachtsabend,“ sagt Trude leise.

Frauke beugt sich vor, ihre weiße Stirn berührt das Fenster.

„Es lebt alles draußen! Ein ganzer Zug kam die Heerstraße entlang . . . Sie sagen, es geht immer so her am Weihnachtsabend.“

„Hast du etwas gesehen?“

„Kleine Kinder sah ich,“ sagte sie leise.

Sie atmete tief auf.

„Es fährt ein Wagen vorüber . . . Thorbecken! Siehst du, er hat keine Peitsche.“

„Auch keinen Hut! O Gott, Trude! Es thut mir so jammerleid um Hans. Wie soll das enden?! Sie sagen, daß er immerfort trinkt, zu Hause und in den Wirtschaften. Wenn er nüchtern ist, soll er wie gebrückt und geschlagen sein und aussehen wie einer, der eine furchtbare Last auf dem Gewissen hat. Wenn er aber betrunken ist, schreit und lästert er.“

„Was hat er auf dem Gewissen?“

„D, ich weiß nicht! Vielleicht das mit Graf Hans, was wir neulich hörten. Aber Böß hat mir einmal sonst etwas erzählt . . . Weißt du, daß man den Marschhof, das schlechte Gewissen' nennt . . . Kein Mensch weiß etwas Bestimmtes, aber es liegt in der Luft, sagt Böß; bald raunt es dies, halb anderes, aber nie schweigt das Gerücht.“

„Thorbeeten giebt ihm durch sein Benehmen immer neue Nahrung.“

„Ja, gerade! Neulich hat ihm ein Mann das gesagt . . . in der Stadt, da ist er schrecklich wild geworden und hat geflücht, er wußte nun nicht mehr, wie er sich benehmen sollte.“

Ein feiner, silberner Ton klang durch das Haus . . . „D,“ sagte Frauke mit leuchtenden Augen. „Wir sollen kommen!“

Im selben Augenblick erschienen auch Hans und Christian.

Gemeinschaftlich gingen sie in das zweite Zimmer, in welchem die Frau vom Mönchshof, die heute morgen eingetroffen war, den Baum geschmückt hatte. Er stand mitten in dem großen, gemütlich erwärmten Raum, seine Lichter fielen in alle Ecken und Winkel.

Frauke sah mit glänzenden Augen in die Herrlichkeit, vollständig sprachlos. Dann wurden ihr die Augen trübe, sie sah durch Thränen, wandte aber doch die Augen nicht ab.

Da hörte sie leise ihren Namen, sie wandte ihren Kopf, da sah sie ihren Vater am Tisch sitzen, und er winkte ihr mit beiden Händen.

„Mein lieber Vater!“

Sie lag vor ihm auf den Knien, beide Hände um seine Arme geschlungen.

„Du armes Kind! Du hattest so lange Jahre keinen Weihnachtsbaum.“

„Ich hatte dich!“

„Nein, du hattest nur Marg Boff!“

„Da steht er . . . komm doch her, Marg!“

Der Alte trat dicht heran.

„Das ist ein schöner Weihnachtsabend, Herr! Es ist alles gut geworden.“

„Zünde dir eine Pfeife an, Marg! . . . Nein! Dort unterm Tannenbaum.“

Und Frauke mußte ihn am Arm fassen und ihm die Meerchaumpfeife zeigen, die dort quer über dem Schlachtenbild lag. Frauke zündete sie an und that ernsthaft die ersten Züge . . . Dann saßen die beiden Grauköpfe dicht bei einander, und die großen und graufigen Silber des Kampfes, den sie mitgekämpft, erhoben sich vor ihnen, Pferde schrieten, Kanonen brüllten, die Erde rauchte . . .

Da trat Trude an den Tisch.

„Friede auf Erden!“ sagte sie und sah mit ihren finniken Augen auf die beiden. Fast schämten sie sich; dann versuchten sie, sich weihnachtlich zu unterhalten.

Trude stand in ihrem hochgeschlossenen, dunklen Kleid vor dem Weihnachtstisch, da legte die Frau vom Mönchshof den Arm um ihre Hüfte.

„Onkel schenkte dir und Frauke das Kleid, das bißchen Pelzwerk ist von mir.“

„Tante, man darf am Weihnachtsabend nicht lügen!“

„Na, Kind . . . Du mußt nicht nachfragen. Ungefähr so, wie ich sage, ist es.“

„Über das schöne Kleid will ich mich freuen, aber das Pelzwerk ist sehr teuer.“

„Es wird dir gut stehen, und das ist die Hauptsache.“

„Ich will dir herzlich danken, Tante.“

„Mir nicht!“ . . . Die kleine Frau griff mit ihren

beiden Händen an die zierliche, schwarze Haube, die sie trug, und rückte sie ein wenig zurecht. So pflegte sie zu thun, wenn ihr etwas in die Quere kam.

„Du fällst aus der Rolle, Tante. Wenn du mich beschenkst, mußt du Dank haben.“

An diesen Dank hatte die kleine Frau nicht gedacht; sie wurde verlegen und fing an, rot zu werden.

Da entdeckte sie Hans Thorbeeken. Er saß in der Ecke des Zimmers neben Christian Möller, vor ihnen stand eine große Schüssel voll brauner Kuchen und Walnüsse. Es war eine große, braune Thonschüssel, wie man sie in der Küche braucht, um Teig anzurühren. Frauke hatte die Schüssel ohne Trudes Wissen aus der Küche geholt und hatte beiden befohlen, sich vorläufig dort in die Ecke zu setzen; sie wären sonst überall im Wege. Nun saßen die beiden da und aßen, halb bewußt, halb in Gedanken, so allmählich die Schüssel leer; dabei erzählte Hans von dem ersten Weihnachtsabend, den er drüben verlebte, in der räucherigen und schmutzigen Hütte eines Gauchos, und wie er vergebens versucht hatte, den pechschwarzen feuchten Stengel zu rauchen, den jener Cigarre genannt hatte.

Dann sahen beide erstaunt in die leere Schüssel.

„Na! Das freut mich,“ meinte Christian, „nun fällt Frauke hinein.“

„Wenn Fräulein Gertrud das sieht!“

Hans Thorbeeken holte in seiner gemächlichen Art eine Cigarre aus der Tasche.

„Wir wollen die Gegend in Wolken hüllen,“ sagte er; „dann wagt sich Trude Groode nicht heran. Im übrigen werde ich Frauke sofort erzählen, wie schwarz dein Herz ist. . . Frauke, Kind, komm mal her!“

Da wurde er von Christians Mutter an den Tannen-

baum gerufen. Seufzend erhob er sich. Frauke stand einen Augenblick still, dann ging sie entschlossen in die Ecke, in welcher jetzt Christian allein saß. Sie übersah die geleerte Schüssel und blickte freundlich auf ihn, der höflich aufstand. Er hatte einen dunklen Gesellschaftsanzug an und sah sehr verständig aus.

„Wir wollen uns heute abend nicht zanken,“ sagte Frauke mit einem weichen Ausdruck in ihrem sonst so übermütigen Gesicht.

„Dann hast du ein schlechtes Gewissen?“ sagte Christian ohne viel Besinnen.

In Fraukes Augen funkelte es, aber sie bezwang sich.

„So?“ sagte sie. „Ich denke, du könntest es haben! Was hast du für einen Brief an Tante geschrieben? Und mich zum Boten eines solchen . . . solchen Briefes zu machen!“

„Hat meine Mutter dir den Brief gezeigt?“

„Das ist durchaus gleichgültig!“

Christian machte einige Schritte nach der Gruppe zu, die am Tannenbaum stand; Frauke sah ihn mit ängstlichen Augen an.

„Ich will Mutter fragen! Du hast den Brief geöffnet. Ich werde heute abend über den Inhalt mit Hans und Fräulein Gertrud reden und werde morgen zur Polizei gehen: Verletzung des Briefgeheimnisses, Sachbeschädigung!“

„Christian! Bitte!“ sie streckte die Hand nach ihm aus.

„Das ist eine andere Sache!“ Christian war nahe an sie herangetreten.

„Du süße, kleine, tolle Frauke,“ sagte er, und seine Augen strahlten: „Was soll ich mit dir machen?“

Sie beugte den Kopf: „Ich will es ja nicht wieder thun!“

„Wird immer gesagt! Glaube ich nicht! . . . Du hast den Brief also gelesen?“

„Ja!“

„Dann sag mir, daß du mit dem Inhalt einverstanden bist.“

„Ja, ja, das will ich! . . .“ Sie sah ängstlich zu ihm auf.

„Sag es meiner Mutter,“ bat er flehend.

Er berührte leicht ihre Hand und führte sie zu seiner Mutter, die jetzt allein unterm Tannenbaum stand.

„Du, Mutter,“ sagte er leise, „Frauke ist mit dem Brief einverstanden, den ich dir vor einigen Tagen geschrieben habe; in dem Brief steht, daß sie meine Frau werden soll. Nicht Frauke?“

„Ja, Tante, was soll ich machen? Er quält mich!“

Die kleinen, rundlichen Hände fuhren wieder nach der Haube.

„Aber, Kinder! . . .“ sie sah kopfschüttelnd zu den beiden auf.

„Es ist Weihnachtsabend, Mutter!“

„Ja, ja . . . und ein schöner, glücklicher Weihnachtsabend, und es ist wohl möglich, daß alles gut geht . . . Aber seid still, wartet noch! Es muß erst bessere, ruhigere Zeit kommen! . . . Meine kleine Frauke!“

Sie legte den Arm um die schlanke Gestalt, und ihre Nührung verbergend, sagte sie: „Wo hast du denn deine Locken, wer hat dir das wilde Haar aufgesteckt?“

„Trude! Sie behauptete: ich würde dann vernünftiger. Es ist das letzte Mittel, sagte sie.“

Dann ging sie hinaus. Draußen stand sie und lehnte ihren Kopf gegen den trauten Pfeiler mit dem Messingknopf und dachte schweratmend nach:

„War sie nun wirklich eine Braut? Seine Braut?“ Ein Gefühl der Angst überrieselte sie.

Da ging die Thür, da hörte sie seinen Schritt hinter sich, da stand er neben ihr und legte seinen Arm um ihre Schulter:

„Meine kleine Frauke, meine Braut!“ Und er küßte sie auf den Mund und auf die heiße Wange, und sie hielt still, herzklopfend, schweigend, unendlich glücklich . . .

Unterdes stand Hans Thorbeeken vor Gertrud. Er richtete sich willkürlich in seiner ganzen Höhe auf, weil sie so hoch und schlank vor ihm stand im festlichen Glanz des Weihnachtsbaumes. Sie hatte ein einfaches, hohes Kleid an von dunkler Wolle, sehr schlicht, nur die spitzenartige, altertümliche Goldkette um den Hals; und doch war sie königlich in ihrer Erscheinung, kraftvoll war ihr Wuchs, vornehm ihre Haltung, edel und fein das Gesicht, und die Krone fehlte ihr nicht, das glänzende, volle Haar, das sie hochgeknotet hatte. Und dabei doch nichts von Hochmut oder auch nur Übermut, sondern sie hielt den schimmernden Kopf ein wenig gebeugt, wie verwirrt von dem Licht, in dem sie stand, und sie zeigte so viel Demut, als einem Mann gegenüber gut ist, der sich seines Wertes wohl bewußt ist.

Sie strich mit der Hand über das köstliche Pelzwerk, das auf dem Tisch unter den Lichtern lag und sagte leise, ohne aufzusehen: „Das haben Sie uns geschenkt?“

Er faßte leise nach ihrer Hand, die willig in der seinen blieb.

„Seien Sie nicht böse! Sie müssen eingestehen, daß ich die kleine Frauke beschenken durfte. Sollten Sie zurückstehen, weil eine gewisse Sitte mir verbietet, Ihnen etwas zu schenken?“

Sie löste ihre Hand aus der seinen und strich wieder leise mit bebender Hand über den hellen Pelz:

„Ich kann Ihnen nicht zürnen,“ sagte sie. „Ich kann heute niemand zürnen,“ sagte sie. „Mir ist so feierlich und fröhlich zu Mut; es ist das erste Mal, daß ich Weihnacht feiere im Familientreis, und ich bin so glücklich. Aber . . . ich fürchte, daß ich mich vergesse, wenn ich das Geschenk annehme, und daß Sie Veranlassung haben, die Achtung gegen mich zu verlieren, und das macht mich traurig. Es hat mir in diesen Tagen viel Sorge gemacht, daß Ihr Vater mich haßt, und ich habe ihm doch nichts gethan, und daß Sie reich sind und ich arm, daß Sie welterfahren sind und ich kleinlich. Es ist mir, als stände noch etwas zwischen uns, das entfernt werden muß. Ich fürchte Ihren Vater; ich sehe den Turm überm witten Kniee hangen; ich sehe etwas wie im Nebel, und ich fürchte mich, es deutlich sehen zu müssen . . . Und nun beschenken Sie mich so reich, als hätten Sie ein Recht dazu, als ständen wir uns so nahe, mir ist aber, als wären wir fern, weit fern voneinander und könnten nicht zu einander kommen; und mir ist, als müßte ich fortgehen, wieder in die Fremde, um großem Leid zu entgehen.“

So klagte sie und neigte den Kopf, und ihre Stimme zitterte bange.

Da faßte er ihre Hand fester und sagte mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: „Ich will sorgen, daß in wenig Wochen alle diese Wolken zerstreut sind!“ Ein ernster, fast schwermüthiger Zug war in sein Gesicht getreten: „Es wird noch einen Sturm zwischen uns geben, einen starken, und ich fürchte mich davor, und darum kann ich heut nicht offen um Sie werben. Aber ich hoffe zu Gott, obgleich mir

bange ist, daß Ihr gutes, treues Herz siegen wird. Dann, Trude Groode, dann . . . ?“

Er hielt ihre Hand in der seinen und streichelte sie, und sie sah in Verwirrung zu ihm auf, glücklich und doch so bange, so bange!

So standen sie eine Weile, Hand in Hand, und allmählich wurde es still in ihren Herzen, und der Schein vom Weihnachtsbaum lag auf Trude Groodes Haar und auf den beiden Händen, die ineinander lagen; der frische Duft der Tanne umströmte sie.

Da flog ein Zucken über das schöne Gesicht, ein großes Vertrauen blitzte aus ihren Augen, und sie trat leise einen kleinen Schritt vor, daß sie dicht an ihm stand. Da erkannte er, was sie wollte. Er legte seine Hand weich in das dicke, schimmernde Haar und küßte sie auf den Mund und sah ihr tief in die strahlenden Augen . . .

Am Rauchtisch saß der alte Voss, die Bibel vor sich, und las die Weihnachtsgeschichte. Seine Lippen bewegten sich leise, dann und wann hörte man ein gemurmertes Wort; der Zeigefinger ging langsam über das Blatt hin und zurück.

Trude trat an den Alten heran und bat um das heilige Buch: „Ich darf doch vorlesen, Onkel,“ sagte sie und stellte sich in all den Lichterglanz und las mit ihrer klingenden, weichen Stimme, die süß und kindlich durch das Zimmer drang . . . bis zu der Stelle, da es heißt: „Die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen . . .‘ Da ward es still in dem Raum. Der alte Voss saß vorgebeugt, die gefalteten Hände zwischen den Knien, und starrte auf den

Fußboden; der Hausherr hielt die kaltgewordene Pflaume in der leise zitternden Hand, die andere Hand hatte Frauke, die dicht neben ihm saß, in den Schoß genommen. Christian stand neben seiner Mutter, deren Augen voll Thränen waren. Hans aber sah mit verzückten Augen auf die Leserin, auf deren Haar goldig der Lichtschein funkelte. Er hatte alle seine Sorge vergessen.



Da wurde draußen heftig gegen die Hausthür geschlagen; zugleich fuhr ein harter Windstoß gegen die Fensterläden, daß sie krachend gegen die Mauer schlugen.

Die Hausthür wurde aufgerissen; der hereinwehende Luftzug, mit stiebendem Schnee untermischt, löschte das Licht aus. Hans Thorbeeken war aufgesprungen.

Gleich darauf stand Dora Thorbeeken in der offenen Thür und schaute mit ängstlich suchenden Augen durch den Raum. Ihr Blick fiel auf Gertrud, welche, die Bibel noch in der Hand, unterm Tannenbaum stand. Bewundert fühlte diese den Strahl des Hasses, der aus den braunen Augen zu ihr herüberflog.

Dann sah Dora den, den sie suchte.

„Hans!“ rief sie atemlos, „du mußt mit mir kommen! Dein Vater ist vorhin von der Stadt zurückgekehrt: verstört, wie von Sinnen, er spricht von wunderbaren Erscheinungen, die er gehabt hat, und schreit um Hilfe . . .! O, das ist ein Weihnachtsabend! Wie konntest du mich allein lassen?!“

Der freundliche Raum, vom festlichen Lichterglanz umflossen, mochte sie noch mehr aufreizen. Ihre Augen suchten wieder Gertrud.

„Immer spricht er von Ihnen,“ rief sie. „Seit Sie hier sind, hat er keine Ruh' bei Tag und Nacht.“

„Daß das, Dora! . . . komm mit! Ich gehe hinüber . . .“

Und sie gingen.

Draußen kam ein eifiger Schneesturm von der Seeft die Heerstraße entlang. Vorbei schien die stille, heilige Nacht. Die himmlischen Geister hatten die Erde verlassen; böse, ruhelose Gespenster fuhren auf altbekanntem Wegen heulend dahin.

Gertrud stand einen Augenblick in der offenen Hausthür und sah den beiden nach. Sie sah noch, wie Dora den Arm in den des Mannes legte, dann verschlang der Schnee und die Nacht die beiden Gestalten. Leise, am ganzen Leib zitternd, schloß sie die Thür. Es hatte etwas an ihre Seele gegriffen, daß sie in namenloser Angst aufzitterte . . .

Als sie mit müden Augen und bleichem Gesicht wieder eintrat, hatten der Hausherr und Christians Mutter das Zimmer verlassen und sich zur Ruhe begeben. Frauke schmollte, sie wollte noch nicht zu Bett, sie hätte erst ein einzig Glas Punsch bekommen. Wozu der schöne Punsch denn gebraut wäre?

In ihren grauen Augen funkelte der Übermut.

„Wißt ihr was? Hier dürfen wir nicht länger bleiben, sonst kann Papa nicht schlafen. Die anderen Zimmer sind kalt. Wir gehen in die Höhle von Marx Boß; da trinken wir Punsch und erzählen uns was.“

Der Alte machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ach, liebster Marx, bedenke doch! Erstmal ist Weihnachtsabend, und dann heult draußen der Wind, und dann ist es in deinem kleinen Zimmer so gemütlich . . .“

Der Alte konnte natürlich nicht widerstehen.

Christian sah mit fröhlichen Augen auf den Tollkoppf und war entschieden für den Plan:

„Wir bleiben auf,“ sagte er, „bis Hans wiederkommt. Das ist höflich.“

Gertrud nickte mit ernstern Augen. Sie würde doch nicht schlafen können, und sie gönnte den beiden das Zusammensein. Sie wußte ja, was das für ein Glück war, dem Geliebten nahe zu sein, ganz nahe; sie hatte es empfunden vor einer halben Stunde, in seiner ganzen Seligkeit.

Und dann saßen sie bei einander in dem Zimmerchen zur Rechten der Hausthür, mitten zwischen den Beistühlen, Wagenlaternen, Röcken und Schlachtenbildern, welche die Wände des Stübchens bekleideten. Eine kleine Lampe, die unterm Boden hing, gab genügend Licht. Im Hintergrund blieb das Bett des Alten im Schatten. Gertrud und Frauke setzten sich auf die beiden einzigen Stühle; Boß als Wirt brachte den Punsch; Christian, „von Kind auf Kellner“, wie Frauke spottete, schenkte ein. Man stieß an. Die beiden Männer setzten sich nebeneinander auf die Kiste, welche den Galarock des alten Boß barg und die kleine Schachtel mit der Kriegsdenkmünze und dem eisernen Kreuz.

„Was nun?“ fragte Boß, dem ein wenig ungemütlich war. Frauke beugte sich vor und legte beide Arme über den Tisch; in ihren Augen funkelte es wie alter leuchtender Märchenzauber.

„Das will ich dir sagen, Marg! Die Geschichte von Trude Groode! . . .“

„Na, denn man zu!“ Und der Alte erzählte, erst bedächtig, die Worte abwägend, dann mit mehr natürlichem Schwung und mit dem Eifer eines, der von der Sache in ganzer Seele ergriffen ist . . .

„Die Jungfrau Maria kam einmal vom Himmel herab, um die Menschen zu besuchen, und ihrem Sohne zu erzählen, was sie gesehen hatte. Da kam sie auch an unsern Strand. Und sie stand auf der Düne, nicht weit von dem alten Turm, der damals schon stand, und sah hinunter aufs Meer. Die Wellen sprangen stark gegen die Düne, wie wilde graue Pferde mit flatternden Mähnen.

Auf der halben Höhe der Düne stand eine kleine Hütte, aus starkem Strandholz gezimmert. Sie stand aber in einer Vertiefung, so daß man sie von oben herab nicht sehen konnte. Da saßen die beiden alten Fischerleute Heinz Groode und sein Weib, die hieß Düveke. Die waren beide sehr alt und schwach und nicht weit vom Tod. Sie hatten aber die kluge Frau aus der Heese gefragt, was sie thun sollten, damit sie noch länger lebten, und die hatte geantwortet: ‚Ihr müßt in der Sonne sitzen!‘ Nun saßen sie den ganzen Tag in der Sonne und sprachen erstens über das Meer, das bis an ihre Füße sprang, zweitens über die Heide, die an der Düne blühte, drittens über die Möwen, die schreiend über ihre Köpfe flogen, und viertens über die Fische im Wasser, und fünftens über ihre Tochter, die hieß Trude Groode. Mehr als diese fünf Teile gab es nicht zu sprechen, denn mehr war nicht zu sehen. Über Dinge, die sie nicht sehen konnten, sprachen sie nicht; dazu waren sie zu einfache Leute. Trude Groode aber, die Tochter, ernährte ihre Eltern durch Fischfang und war den ganzen Tag vergnügt und ward durch die Arbeit und durch das Meerwasser groß und stark und frisch.

Mittags kochte oder briet sie Fische, abends gab sie ihnen Milch und Brot, das buk sie selbst in dem eisernen Grapen, und morgens bekamen sie Brei und heiße Ziegenmilch. So brauchten sie sich gar nicht zu rühren; sie

sahen immer still in der Sonne und wurden sehr alt. Sie dachten aber gar nicht daran, daß die kluge Waldfrau mit dem Sonnenschein das Glück gemeint hatte, in welchem sie saßen, gehegt und gepflegt von ihrer treuen Tochter.

Die Jungfrau Maria wußte das alles, und war eigens an den Strand gekommen, um der Trude Groode zu erscheinen. Sie wollte aber den beiden Alten nicht erscheinen, denn die kamen ja doch bald zu ihr in den Himmel. Darum hatte sich die heilige Jungfrau neben den Turm gestellt; sie dachte, daß Trude Groode kommen werde, um ihre Ziege wieder zu holen, welche dicht beim Turm, am Abhang, in Heidekraut und Ginster stand.

Wie eine junge Ziege kam sie angesprungen. Sie war eine feine, schlankte Jungfrau mit edlen, kräftigen Gliedern, die von der Sonne und dem salzigen Meerwasser ganz braun gebrannt waren. Ihre Haut war so braun wie die Heide, nur an den Wangen schimmerte es durch wie Heideblüte. Ihre Augen waren groß und sahen aus wie das Meer, wenn die Sonnenstrahlen schräge darauf liegen: bald blau, bald grau, wie das Licht da hineinfiel. Sie hatte nichts weiter am Leib, als ein kurzes, graues Linnenhemd, das nicht ganz bis zum Knie reichte. Das Hemd war aber so kurz, weil sie jeden Tag zweimal ins Watt hinaus ging, um Krabben und Fische zu fangen. Es hatte sie aber noch kein einziger Mann mit seinen Augen gesehen, denn sie wohnten sehr einsam. An jedem Abend kam eine alte Frau und holte die Fische ab, die Trude Groode gefangen hatte.

Nun geschah es aber, daß sie durch die Heide die Düne hinauffsprang und um den Turm herumbog und den hohen Körper blühte, um in die Tanner zu springen, da fiel von der Mauer her ein Schein auf sie. Da stand die holde

Jungfrau Maria, gegen die Mauer gelehnt, und sah ihr mit ihren himmlischen, blauen Augen in die Seele.

„Trude Groode!“ sagte sie mit ihrer süßen Stimme, so süß wie die Nachtigall singt: „Trude Groode! . . . Als du eben von Haus gingst, habe ich meinen Engel zu deinen Eltern gesandt, die in der Sonne saßen, und habe sie in den Himmel geholt. Sie baten mich beide mit ihrem letzten Gebet, ich möchte dir Hilfe sein, wenn du allein bist. Ich habe aber da oben zu thun“ — sie zeigte nach der Sonne und über das wilde Wasser — „darum will ich dir gewähren, daß du drei Bitten thust, wenn du in Not bist, und jede Bitte soll dir erhört sein.“

Trude Groode hatte sich auf das eine Knie gelegt, ihr Kopf lag auf den gefalteten Händen, über welche ihr Haar fiel, und sie wagte nicht aufzusehen. Da traf ein Ton, den sie noch nie gehört hatte, ihr Ohr: Es war halb Flügelkrauschen, halb Wellenmurmeln . . . sie sah auf: da schwebte die heilige Jungfrau vom Turm fort . . . undeutlich . . . eine lichte Wolke über dem Meer . . . dann war alles still.

Nun verging ein halbes Jahr. Trude Groode wohnte allein in der Hütte am Abhang an der Düne. Da erzählte die alte Frau, welche die Fische holte, daß der Graf aus dem Kriege zurückgekehrt wäre, und mit seinem Jagdmeister und mit Dienern und Hunden oben im Turm hause, „Wenn er dich nur in Ruhe läßt, Trude Groode! Und ihre Augen blinzelten.

Trude Groode aber verstand sie nicht; denn sie hatte noch nie einen Mann gesehen.

Dann ging die alte Frau weg und ging geradeswegs zu dem wilden Grafen und sagte: „An der Düne steht eine Hütte, die kannst du von hier nicht sehen. Da wohnt

Trude Groode, ein junges, schönes Weib. Und nun gieb mir für die Nachricht eins von den Goldstücken, die du aus dem Krieg mitgebracht hast.'

Die Augen des wilden Grafen leuchteten auf. Aber der junge Jagdmeister, der neben ihm stand, sah finster auf sie nieder, und als sie hinausging, schritt er hinterher und sprach:

‚Wenn dem Mädchen etwas geschieht, alte Gule, dann ist dein Krächzen schuld daran. Dann werde ich dir die Klauen klopfen.‘

Er war aber so zornig, weil er ein Christ war.

Am andern Tage kletterte Trude Groode die Düne hinauf, um ihre Ziege zu suchen. Als sie bei den jungen Tannen ankam, erlauschte sie, daß inwendig im Holz die Zweige brachen. Sie duckte sich nieder und lugte in das Dunkel. Da sah sie zwei starke braune Hände, die hielten einen gespannten Bogen, und der eiserne Bolzen lag auf der Sehne; weiter unten aber, in der Heide, saß eine kleine, schimmernde Silbermöwe, die hatte sich zu lange gegen den Wind angequält und war müde geworden und saß neben einem Brombeerstrauch und rief ihren Kindern. Und auf diese Möwe zielten die braunen Hände . . . Da ging es Trude Groode durch die Seele, sie schrie laut: ‚Heilige Jungfrau, rette die Möwe!‘

Da schwirrte die Sehne, der Bolzen flog, eine Schwanzfeder sprang ab . . . die Möwe aber flog unversehrt davon.

Da trat eine schöne, große Gestalt mit zornigen, grauen Augen und kurzem Bart aus den Tannen. Er hatte einen Lederrock an, eine lederne Kappe mit einem Habichtsfügel auf dem lockigen braunen Haupt und in der Hand das Schießzeug. Da fiel Trude Groode auf ihre Kniee und legte wieder das Haupt auf die gefalteten Hände; denn

sie mußte, daß es ein Mann war, und daß es der Graf war. Er war groß und schön, und seine Augen blitzten. Darum erschrak sie so sehr, daß sie niederfiel, und daß ihr die Glieder bebten.

Der Graf trat auf sie zu und faßte mit der Faust fest in ihr loses Haar und lachte:

„Jetzt bist du meine Beute, meine Möwe! Ich will meine Beute ansehen,“ sagte er und zog sie an den Schultern in die Höhe, und sie stand vor ihm und ihr Herz klopfte.

„Du bist schön,“ sagte er und zog seine Finger durch das Haar, daß der frische Wind mit den einzelnen Fäden spielte, und die Sonnenstrahlen sie vergoldeten.

„Sieh mich an,“ sagte er.

Er sah sie mit feurigen Augen an und faßte ihre Hand und sagte: „Morgen kommst du, und dann wollen wir auf der Steinbank in der Fensterwölbung bei einander sitzen, und vergiß nicht, daß du meine Beute, meine Möwe bist.“

Und seine Hand fuhr wieder durch ihr Haar und über ihre Wangen.

Sie sah demüthig zu ihm auf: „Ich bin auf deiner Erde gewachsen,“ sagte sie, „und Vater sagte, ich wäre dein, wenn du wiederkäme.“

Dann rief er ihr noch nach: „Komm in demselben Kleid.“

Und sie kam, und er saß auf der Steinbank neben dem großen, offenen Fensterbogen, der weit aufs Meer hinauschaute, und ein heftiger Wind fuhr frisch in das hohe Gemach. Die Steinbank war mit Tierfellen belegt. Wolf und Bär und Hirsche hatten ihre Felle hergeben müssen.

Er stand freundlich auf und nannte sie erst seine Möwe — und als die Sonne sinken wollte, da nannte er sie

seine Beute und bald danach das witte Kniee . . . Da kam eine furchtbare Angst über sie, sie fiel vor ihm nieder und warf ihr Haar zurück, in dem das Abendrot spielte und hob beide Hände und faßte seine Hände, die in ihrem Haar lagen, und bat, daß er sie nach Hause ließe, und ihre Augen waren voll Thränen.

Er sah sie nicht an, er strich über ihre Wangen und stand auf und legte den Riegel vor die Thür . . . da wußte sie, daß sie in Not war.

Sie griff mit beiden Händen über ihr Haupt:

„Heilige Jungfrau, hilf mir in der allergrößten Not . . .“

Im selben Augenblick taumelte der Graf entsetzt gegen die Wand.

Trude Groode war verschwunden, und eine Silbermöwe, deren schimmernd weiße Flügel in der Abendsonne glitzerten, saß wie aufgeschreckt einen Augenblick in dem offenen Fenster . . . dann flog sie über den Abgrund . . . dann seitwärts . . . Am andern Morgen erwachte Trude Groode auf ihrem Lager von Seegrass und selbstgewebten Wollenbeden. Es war ihr, als wenn sie noch nie so fest geschlafen hatte. Es war gerade, als wenn sie eben aus einer Tiefe sanft aufgehoben auf ihr Lager gelegt wurde. Sie griff verwirrt nach ihrem Haupte. Da wußte sie alles. Sie setzte sich auf den Rand ihres Lagers, legte ihre Hände auf die Kniee und den Kopf darein und weinte bitterlich.

Aber zu beiden Seiten ihres Haupthaares über den Schläfen lagen, wie mit dem Haar verwachsen, zwei schimmernde Möwenflügel. Die hat sie getragen, so lang sie gelebt hat. —

Nun hatte sie aber nur noch eine einzige Bitte. Sie hatte eigentlich zu allererst um die ewige Seligkeit bitten wollen, aber da hatte ihr die Möwe so leid gethan; da

hatte sie die erste Bitte ausgesprochen. Die zweite hatte sie in bringender Not gethan. Nun blieb ihr nur noch eine Bitte übrig, nun mußte sie um ihre Seligkeit bitten.

Aber sie that es nicht. Sie weinte nur noch heftiger.

So saß sie bis gegen Abend und dachte nicht an ihre Fischgeräte in der Briele, und nicht an ihre Biege auf der Düne; durch das offene Fenster fielen schräge Sonnenstrahlen, und der Wind spielte mit ihrem wirren, losen Haar, und die Heide sandte Wellen feinen Duftes gegen ihre Wangen. Aber sie merkte es nicht. Sie betete und weinte, und es sah aus, wie wenn sie mit jemand kämpfte, der unsichtbar vor ihr stand; den sie nicht überwinden konnte. Dann rang sie die Hände und streckte sie aus. Aber niemand half ihr.

Da kam die alte Frau und wollte die Fische holen. Trude Groode aber konnte kein Wort sagen und schüttelte nur mit dem Kopfe. Da mußte das alte Weib, was geschehen war; sie erkannte an den entsetzten Augen Trude Groodes, was sie angerichtet hatte, und ihr Gewissen stand gegen sie auf und drohte ihr, daß ihr das Herz bis zum Halse schlug. Sie trat an die Weinende heran: „Kann ich dir helfen?“

Da sah die Jungfrau zu ihr auf, und als sie in den Augen Mitleid fand, fragte sie händeringend:

„Weißt du, wie ein Mensch selig werden kann?“

Die alte Frau erstarrte in ihrem Innern! Dann sagte sie rasch:

„Ich habe am letzten Sonntag im Dom gehört, daß Er gesagt haben soll: Wer sein Leben läßt für seine Freunde!“

Trude Groode stand mit einem Male hochaufgerichtet vor der alten Frau.

„Darf man denn auch das ewige Leben für die Freunde lassen?“

„Ja,“ sagte die alte Frau, „das hat Er ja auch gethan; es steht geschrieben: Er ward für uns zum Fluch.“

Da wandte sich Trude Groode mit glänzenden Augen um und stellte sich ans Fenster gegen das Meer hin, und die alte Frau ging leise hinaus, und dann betete sie am Fenster:

„Heilige Jungfrau, ich habe nun noch eine Bitte. Ich kann nicht für mich bitten; ich hab' ihn so lieb. Ich bitte, daß du seine Seele wandelst, ganz wandelst, daß er fromm und selig wird! . . . Ich werfe meine eigene Seligkeit weg um feinewillen . . .“

Als sie das gesagt hatte, stürzte sie nieder und verbarg ihr zuckendes Gesicht in beide Hände; denn sie war sehr fromm und hatte sich sehr auf den Himmel gefreut.

Da erklang wieder das leise, geheimnisvolle Klauschen, eine sanfte Hand legte sich auf ihr Haar zwischen die Nöwenflügel, und die süße Stimme der heiligen Jungfrau sagte:

„Selig sind die Barmherzigen und die reinen Herzens sind. Die rechte Bitte um Seligkeit ist Glaube und Liebe und Hoffnung. Du hast sie! Selig bist du; und du wirst die Ahnfrau eines blühenden Geschlechts werden. Dein Geschlecht wird einst untergehen wegen der Sünde der Väter, aber die einzelnen Seelen will ich retten wegen der frommen Mutter. Und das soll noch dein Segen sein für dein ganzes Geschlecht: Wenn einst eine von deinen Töchtern in der allergrößten Not ist . . . dann soll sie dich rufen, und dann sollst du aus dem seligen Himmel kommen und ihr helfen 'in der allergrößten Not'.“

Oben in seinem Gemach lag der Graf todkrank, im

heißen Fieber, und versprach, er wolle nie mehr reden von seiner Beute, sondern immer nur von seiner Braut. Und er rief laut nach seiner Möwe, und die Heide hörte es an der Düne, und es kam ein leises Wehen über die kleinen Sträucher, und einer wehte und raunte das Wort dem andern zu, bis es leise ans Fenster der Hütte klang: „Miene Mööw! Miene Mööw!“

Da stieg Trude Groode mit gesenktem Haupt die Düne hinauf, und die Heide schüttelte ihr Blüten vor ihre Füße, und der Ginster neigte sich vor ihr. Sie sah es nicht. Ihr kurzes Linnenkleid sah aus wie einer Königin Gewand, und die Möwenflügel an ihren Schläfen wie einer Königin Silberreif.

Als sie sich über sein Lager beugte auf der Steinbank und er die Möwenflügel sah, riß es durch seine Seele: er weinte laut auf und bat, daß sie für ihn bete.

Und das that sie auch, und nach Wochen wurde er wieder gesund und war fromm und fröhlich, und das Mädchen wurde sein Weib, und auf ihrem Grabstein am Altar im Dom stehen heute noch ihre Namen:

Hans, dee Graw vant witte Knee
Trude Groode, dee Mööw.
Alle beede salig entslapen.

Seitdem nennt man in der ganzen Landschaft diese Düne: dat witte Knee . . .“ —

Frauke hatte unbeweglich mit großen Augen an dem Gesicht des Erzählers gehangen, obwohl sie die Geschichte nicht zum erstenmal hörte. Als er vollendet hatte, wandte sie ihren Kopf zu Trude, die still und bleich dasaß, und als wenn sie deren schweres Leid ahnte, schlug sie auf den Tisch und sagte:

„Das will ich dir man sagen, Trude! Wir beiden letzten Knees können gar nicht unglücklich werden! Wir rufen einfach Trude Groode, dann sind wir gerettet . . .!“

Sie sah triumphierend auf Christian.

„Und nun,“ sagte sie, „will ich euch etwas zeigen!“

Sie sprang aus dem Zimmer. Draußen auf dem Flur hörte man sie mit rostigen Schlüsseln hantieren. Christian stand auf, um zu sehen, was sie vorhatte, und um ihr zu helfen. Sie hatte den alten, tiefen Wandschrank geöffnet, welcher der Treppe gegenüberstand, war hineingestiegen und suchte in der äußeren Ecke. Da stand Christian vor ihr, legte seine Arme um ihre Kniee und sagte:

„Nun mag Trude Groode dir helfen!“

„Ich werde sie nicht rufen,“ sagte Frauke, „ich helfe mir noch selbst,“ und sie griff mit der einen Hand fest in sein Haar: „Trag mich,“ sagte sie.

Und er trug sie durch den Flur und stellte sie sanft hin.

„Das ist gut,“ sagte sie und schmiegte sich ein wenig an ihn. Dann traten sie zusammen ins Zimmer. Erst jetzt sah er, daß sie etwas Leuchtendes in der Hand hielt, hier und da war es durch Leinen verdeckt. Sie legte es auf den Tisch und sah mit blitzenden Augen in das blasse Gesicht Gertruds.

„Siehst du,“ sagte sie, „das ist Trude Groodes Möwenschmuck,“ und sie legte einen starken, goldenen Reifen auf den Tisch, unter der Lampe, zu beiden Seiten waren mit goldenen Klammern in natürlicher Größe silberne Möwenflügel befestigt. Das Ganze war eine zierliche, feine Arbeit, die Möwenflügel waren schimmernd weiß und ein wenig ausgebreitet, wie zum Fliegen. . . . „Und hier . . . das ist Trude Groodes Linnenkleid! . . .“

Christian stieß einen lauten Ruf der Verwunderung

aus; Boß fuhr auf: „Kind, wo hast du das her?!“ Gertrud blickte mit großen, ängstlichen Augen auf den glänzenden Schmud und auf das gelbliche, feine Zeinen.

„Was sagt ihr dazu!“ rühmte Frauke mit leuchtenden Augen: „Ich habe es schon vor Jahren gefunden, als ich einmal in dem Schrank etwas suchte. Ich hatte meinen Ball verloren, weißt du, Marg, den großen, den du mir schenktest, und wie ich in den Schrank kletterte, da finde ich drinnen zwei Seitenthüren, die ich nie gesehen hatte. In dem einen fand ich nichts, in dem andern aber, auf der andern Seite hing an einem hölzernen Nagel diese Herrlichkeit. Aber ich habe niemand etwas davon gesagt.“

Und sie kniete am Tisch nieder, bis sie in den Bereich der kleinen Lampe kam, und sie nestelte mit beiden Händen ihr Haar los und drückte den goldenen Reif in die helle Flut und sah mit strahlenden Augen auf Christian.

„Das Kleid kann ich nicht anziehen,“ sagte sie, „es ist mir zu weit und . . . es ist auch zu kurz,“ fügte sie bedauernd hinzu.

Sie breitete das Kleid aus. Es war feine Leinwand, wie ein Frauenhemd ohne Armel, über den Achseln mit goldenen Klammern schließbar; ein goldgestickter Gürtel konnte vorne geschlossen werden. Das Gewand war weit; es hatte in losen Falten den Frauenkörper umschlossen.

„Es ist mindestens zweihundert Jahre alt,“ sagte Christian sinnend. „Was kann es gewesen sein?“

Ja, was konnte es gewesen sein? Wie viel war Sage, wie viel war Geschichte? Hatte einer der Grafen seinem jungen Weibe den Schmud geschenkt, damit sie im trauten Gemach in der Gestalt der Ahnfrau um ihn wäre und ihn erheiterte, wenn er vom rauhen Kriegszug, von wilder Jagd müde nach Hause kam . . . oder hatte eine andere

Frau des Kneefchen Hauses, jung und schön, daß sie es wagen konnte, sich das verwegene Gewand gemacht und den goldenen Reif mit den schimmernden Flügeln in ihre Locken gedrückt, um auf fröhlichem, übermütigem Bankett, in der Festhalle der Burg, im gleißenden Fackelschein, Trude Groode darzustellen, die holde Ahnfrau?"

„Zweihundert Jahr!“ sagte Frauke und sah Christian verächtlich an und legte ihren Finger auf den Reif: „Das ist Trude Groodes Schmuck und Kleid! . . . Er will alles besser wissen, Trude.“

Dann trank sie ihr Glas aus und erhob sich: „Ich bin müde, furchtbar müde! Wir wollen diese Herrlichkeiten mit nach unserm Zimmer nehmen.“

Und sie legte Trude Groodes Rinnenrod über den Arm und drückte den Reif in ihr Haar und ging mit Gertrud die Treppe hinauf . . .

Hans Thorbeeken kam in dieser Nacht nicht nach Hause, und Gertrud Knee konnte nicht schlafen.



Das neue Jahr brachte nach einigen Wochen eine Veränderung des Wetters. Mitten in der Nacht kam der Umschwung. Wie eine Umwälzung kam es, mit hartem Kampf.

Sechs Wochen lang hatte von Osten her bei klarem Wetter ein bitterkalter Wind geweht; er hatte den Schnee hart gemacht und hatte einen Saum aus Eis um das Land gelegt, der flimmerte in der Winter Sonne. Aber am achtzehnten Tag im neuen Jahr, da stieg gegen Abend eine Wolkenbank nach der andern dunkel im Westen auf. Und hob sich gegen den Himmel langsam, mühselig und kämpfte gegen den Ost und stand drohend über dem Meer und wartete auf die Nacht, wenn der Ostwind seine Verbündete verloren hatte, die helle Sonne. Und als der Abend kam, ein dunkler, unheimlicher Abend, da wurden die Wolken Herren des Meeres; über das grollende Wasser warfen sie ihre dunklen Netze, heulende Windstöße schlugen dagegen, daß die Wasser sich bäumten wie springende Fische im Netz. Da krachte der Saum von Eis, da schlugen die Wellen gegen das Land, da stieg der Westwind ans Ufer und nahm Besitz von der Bucht und dem Land und wandelte die glitzernde Winterherrlichkeit in eine kalte, feuchte

Nebellandschaft; die Menschen aber, die nie die Hoffnung sinken lassen, erkannten in dem rauhen Gefellen, der aus dem Meer aufstieg und seine nassen Haarsträhnen schüttelte und wie unsinnig über das Land stürmte, einen Boten des lieben, freundlichen Frühlings . . .

Am Morgen war der Wind zum Sturm geworden. Das von dem wochenlang dauernden Ostwind zurückgestaute Meer flutete mächtig gegen den Deich. Mit Regenböden untermischt, fuhr der Wind in starken Stößen über die Marsch und stieß sich an der alten Düne und dem Turm, daß er laut aufheulend in die regentriefenden Tannen fuhr.

Mitten in dieser Nacht fand an der Seite des witten Knee ein starker Sandsturz statt, den aber niemand bemerkte, weil an diesem Morgen kein Mensch den einsamen und grundlosen Weg ging, der am Fuß der Düne entlang führte. Als der Morgen trübe anfang zu grauen, ging ein breiter Strom von schlammigem Wasser, mit Schnee und Eis untermischt, den Weg nach der Heerstraße hinunter; dann, eine Stunde später, fiderte er dünn und leise unterm Fuß des alten Turmes hervor, ein Körnlein Sand nach dem andern ward mit ihm fortgespült, bald glitt ein Strom nassen, schweren Sandes langsam, träge, schwerfällig das witte Knee hinunter, immer breiter, immer breiter, und oben am Fuß des Turmes gähnte, keinem Menschenauge sichtbar, eine unheilvolle, schreckliche Öffnung. Der Wind fuhr in wilden Stößen mit jauchzenden Lauten gegen die alten, hohen Mauern.

Nun wehrt euch, ihr alten Mauern, wehrt euch! . . . Die Menschen waren wie mit Blindheit geschlagen; keiner sah es, aber die Schwalben und die Möwen, die sahen es und zwitscherten und schrieten.

An diesem Morgen stand der Heimgekehrte vor seinem

Vater und forderte Sühne für die alte Schuld; draußen preßte Dora Thorbeeken ihren dunklen Kopf gegen die Thür; es durfte ihr nichts von dem entgehen, was da drinnen Schweres verhandelt wurde.

„Die Angelegenheit des Herrenhauses ist jetzt geordnet,“ sagte Hans Thorbeeken. „Ich will jetzt die andere Sache zu Ende bringen.“

„Sie ist verjährt, sage ich dir. Was willst du tote Geschichten lebendig machen?“

„Still! . . . Unrecht verjährt nicht! Unrecht wird wieder gut gemacht! Die Enkelin des Grafen Hans lebt in deiner Nähe, du siehst, daß sie arm ist, während du im Reichthum lebst.“

„Habe ich etwas gestohlen? Ich war noch nicht einmal geboren. Das Papier ist fort; ich weiß seinen Inhalt nicht genau; du weißt es auch nicht.“

„Doch, ich kenne den Inhalt.“

„Du hast dich geirrt.“

„Du!?“ Es klang drohend. Der alte Mann wich vor seinem Sohn zurück; seine Stimme, die sonst so herausfordernd klang, war weinerlich:

„Ich will ihr fünfzigtausend Mark anbieten . . . Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

„Das ist der Fluch des Geldes!“

„Am Gelde habe ich gehangen von Kind an! Ich habe es von meinem Vater. Kann ich gegen meine Natur? . . . Hans, mein einziger Sohn!“

„Nenn' mich nicht so! — Ich verlange, daß du dem Justizrat den Sachverhalt mittheilst; es soll festgestellt werden, wie viel von deinem Vermögen dahin zurückkehren muß, woher es gekommen ist, und wieviel du behalten darfst . . .“

Der alte Mann schrie auf; es quälte ihn wahnsinnig, wie körperlicher Schmerz:

„Das?! Das?! Das kann ich ja nicht! Das ist unmöglich! . . .“

„Dann . . .“ Der Heimgekehrte machte einige Schritte nach der Thür, die Lauscherin huschte aus dem Zimmer. Sie hörte nicht die letzten Worte, die tonlos aus dem Munde des Sohnes kamen:

„Dann ist es aus zwischen uns! Zwingen kann ich dich nicht. Du bist ja mein Vater! . . . Ich wollte dich zwingen, daß du die Schuld deines Lebens bezahltest . . . dann wärst du glücklich gewesen. Jetzt wird sie immer schwerer auf deiner Seele lasten . . . bis sie darunter zusammenbricht! . . . Was tobtest du am Weihnachtsabend? Was hattest du gesehen, was quälte dich! Selbst die Toten stehen auf und mahnen dich! Fort und fort redestest du von deinem Bruder und von deinem Vater . . . Was suchst du zusammen?“

Er hatte dem zusammengeschrackten Mann die Hand auf die Schulter gelegt und schüttelte ihn, seine Stimme schlug um, sie war nahe dem Weinen:

„Komm, Vater! Erzähle mir alles! Laß mich alles wissen . . .!“

Da fuhr der alte Mann auf, seine Augen stierten glanzlos und blöde auf den Sohn:

„Erzählen? Das? . . . Ach du . . . du . . . Narr!“

Da trat der Sohn zurück: „Dann will ich einen andern Weg versuchen . . . Wir gehen auseinander . . . Gott mit dir, Vater . . .“

Drinne im Zimmer greift Thorbeelen mit verstärkter Miene nach dem Weinglas:

„Mein stolzer Jung! . . . So geht er von seinem

Vater . . . wieder in die Fremde . . . Meine Augen sehen ihn nicht wieder . . .“ Über seine geröteten Wangen liefen dicke Thränen; er schüttelte seinen grauen Kopf wie im Krampf. „Ich will wahrhaftig all mein Geld der hergelaufenen Deern geben! . . . Mein schönes Geld . . .“

Dann jammerte er wieder auf: „Nein, ich kann das nicht! Niemand weiß, warum ich es nicht kann, nur ich allein . . . Es ist teures Geld, teures Geld! O, wie teuer! Ja, wenn er das wüßte, dann würde er auch nicht sagen, wirf es auf die Straße . . .“

„Ich hab's teuer bezahlt . . . es ist mein Geld, . . . ich habe es dem Teufel aus den Klauen gerissen.“ Er sah scheu um sich . . . „Ja, wenn das nicht wäre . . .“

* * *

Unterdes war Hans Thorbeeken die Chaussee entlang gegangen. Er will zu Trude Kneer. Der Wind jagt hinter ihm her gegen die Düne und gegen den Turm, und seine verwirrten, empörten Gedanken fliegen mit.

„Trude Groobel!“ sagte er leise. „Wird es möglich sein, daß der Jugendtraum in Erfüllung geht, so in Erfüllung?“ Und er eilt; es klopft ihm das Herz, wenn er an die Heißgeliebte denkt, zu der er geht. Und dann denkt er an den alten Mann, von dem er sich losgelöst hat; dann überläuft es ihn mit heißer, herzklopfender Angst: „Du handelst falsch! Was du vorhast, ist keine Sühne. Wenn du die Enkelin vom Grafen Kneer zu deinem Weibe machst, ist damit die Schuld getilgt? Wird sie nicht drohend zwischen euch stehen?“

Da schüttelt er den Kopf und weiß nicht ein noch aus.

* * *

Darum, als er nun vor ihr steht, fehlt ihm alle Sicherheit, seine Stimme stockt, und er kann ihr nicht in die süßen Augen sehen.

Und auch sie ist wie in furchtbarer, ahnungsvoller Angst; sie sieht immer Doras haßerfüllte Augen, sieht immer das Bild ihres Großvaters, des Flüchtigen, vielleicht Betrogenen, wie er gebeugten Hauptes am Tisch sitzt und schreibt, und der andere steht hinter ihm und hält krampfhaft die Lehne. Was war auf jenem Papier geschrieben? ...

Sie standen im Berandazimmer allein einander gegenüber, und er redet. Was er redet ...? Er sagt ihr, daß er sie über alles lieb hat, daß er sie schon als Knabe geliebt hätte ... Er müsse noch einmal aus der Heimat ... er werde wohl bald wieder kommen ... aber er könne nicht ohne sie gehen, ob sie mit ihm wolle, in die Fremde.

Ach, er konnte nicht zu ihrem Herzen sprechen, die Schuld stand zwischen ihnen, das fühlte er. Sie hatte die Hand vor ihre Augen gelegt und lehnte mit klopfendem Herzen an der Wand.

Sollte er von alten Zeiten reden? Die Schuld vor ihr ausbreiten? Aber dann würde sie ihn von sich stoßen!

Endlich stammelte er: „Ich kann heute nicht offen gegen Sie sein, Gertrud! Sie müssen Vertrauen zu mir haben.“

Da nimmt sie die Hand von den Augen und sieht ihn an.

„Ich bin schwach, Ihnen gegenüber,“ sagte sie mit einer rührenden Bewegung ihrer Hände. „Ich kann den Stolz nicht finden, den ich haben sollte. Ich will nicht wissen, was Sie verbergen; ich vertraue Ihnen, aber ich denke an Ihren Vater ...“

„Wir ziehen fort, Gertrud! Wenn er nicht mehr ist, kommen wir wieder.“

Sie legt wieder die Hand über die Augen und atmet mühsam:

„Mir ist so schwer zu Mut,“ sagt sie leise, „ich kann Ihnen keine klare Antwort geben.“ Dann bricht sie in heißes Schluchzen aus: „Ich hatte mir das so anders gedacht! Ich war so selig am Weihnachtsabend . . . ich dachte an nichts . . . ich vergaß Ihren Vater und die alten Geschichten. Nun ist mir, als wenn mich eine dunkle Gewalt zurückhält und sagt: „Thu' es nicht, thu' es nicht!“

Sie legte beide Arme nach rückwärts gegen die Wand, als wollte sie sich festhalten und sah mit thränenschwerem Blick zu ihm auf.

Da stößt er mühsam hervor:

„Nun muß ich klagen, daß ich in die Heimat gekommen bin!“

Und dann geht er, kopfschüttelnd wie einer, der an allem verzweifelt.

* * *

Und am Nachmittag kommt der wilde Sturm in immer schwereren Stößen über die rollende See. Sie braust und schäumt und heult unter seinen Fußtritten, unter seinen Peitschenhieben. Die feinen, schlanken Wellenkinder heben entsetzt die weißen Leiber, höher, höher . . . „Da, Vater, sieh!“ . . . Das Westdorfer Kind hält sich an der Tanne fest und schaut über die Marsch: „Vater, was ist das Schimmernde dort auf dem Deich? . . . Dort wieder, Vater!“

„Das sind die Wellen, Junge, das ist das wilde Wasser! Gott sei allen gnädig, die am Meerstrand wohnen . . .“

Gertrud hat den blonden Kopf in die Hand gestützt

und horcht auf das wilde Wetter, das um das Herrenhaus tobt. Da stürzt Frauke ins Zimmer.

„Du, Trude, nun laß dein trübseliges Grübeln, komm mit, wir gehen nach der Düne. Draußen ist eine tolle Springflut, sagt Boß! Christian Möller geht mit . . .“

Und dann gehen sie. Die beiden Mädchen an Christians Arm. Frauke legt ihre Hand sehr leicht auf den feuchten Regenrod; er soll nicht glauben, daß sie seiner bedarf.

Christian sucht ihre Augen; es ist ihm so eigen zu Mut. Es ist das erste Mal, daß sie an seinem Arm geht. Wie das lose Kleid sich eng an die Glieder legt, wie das helle Haar sich um die trotzige Stirn ringelt!

Frauke streicht das Haar ein wenig aus dem heißen Gesicht und sieht freundlich zu ihm auf; da beugt er sich zu ihr hernieder, und dank des tosenden Sturmes darf er mit ihr reden:

„Magst du so mit mir gehen, Frauke?“

Sie sieht etwas zweifelnd aus: „Eine kleine Strecke,“ meint sie dann, und in ihren Augen liegt der Schalk.

„Bis zum Altar,“ sagt er laut, da gerade ein heftiger Windstoß durch die Alee kommt. Er läßt ihren Arm fahren und faßt ihre Hand, und Hand in Hand gehen sie gegen den Wind.

„Gehen wir nach dem Turmzimmer?“ fragt Gertrud leise.

Christian macht ein bedenkliches Gesicht.

„Fürchten Sie . . .?“ fragt Gertrud, und in ihrem bleichen Gesicht steht eine Welt voll Kummer und Sorgen. „Wenn der Turm heute stürzt,“ denkt sie, „dann ist es eine Mahnung, daß ich nichts zu schaffen haben darf mit dem Geschlecht, das ihn gestürzt hat.“

Und dann gehen sie den schmalen Tannenweg hinauf, der durch die junge Schonung auf die Höhe der Düne

führt. Links von ihnen, in gleicher Höhe, erhebt sich der Turm, zwanzig Schritt entfernt beginnt der Absturz des witten Kneer.

Dort oben erfaßt sie die ganze Wucht des Sturmes. Gertrud legt beide Arme um eine junge Birke, die dort oben Wurzel geschlagen; der schlanke, armdicke Stamm wiegt sich schwer hin und her.

Dort naht wieder ein Stoß! . . . dort auf dem Meer kann man ihn sehen . . . dort hat er sich auf die Wellen gelegt und verwandelt das Wasser in kochenden Gisch, die weißen Köpfe der Wogen schlagen in langem Bogen über den Deich.

Dort unten bei Thorbeeken kämpfen sie mit dem Sturm. Das große Dach des Viehhauses, des einzigen Gebäudes, das nach alter Sitte des Landes mit Reth gedeckt ist, zeigt große, vom Sturm gerissene Löcher. Zehn oder zwölf Menschen versuchen vergebens, durch aufgelegte Bretter dem Wind den Eintritt ins Gebäude zu wehren; die Bretter fliegen ihnen aus den erstarrten Händen, überschlagen sich im Fallen und schlagen gegen die eisernen Fensterrahmen des neuen Stalles; die Glasplitter fliegen über den Platz. Thorbeeken steht fluchend und tobend mitten im Hof, man hört ihn nicht, aber man sieht seine wilden Handbewegungen; das Brüllen des erschreckten Viehes dringt durch das Säusen des Windes zur Düne herauf . . .

Dort unten kämpft ein Mann mühsam mit dem Wind; er ist vom Pferd gestiegen und führt es am Zügel. Gertruds Augen verfolgen mit einem heißen, sehnsuchtsvollen Ausdruck seinen Weg. Sie schmieg ihren schlanken Körper eng an den Baum und legt ihr heißes Gesicht gegen die weiße, nasse Rinde. Es ist ihr zum Sterben bange.

Christian Möller ruft den beiden zu: Er wolle nach

den beiden Wirtschaftsgebäuden hinuntergehen, er käme gleich wieder. Er verschwindet zwischen den triefenden Tannen.

Da kommt ihm jemand nachgelaufen; Frauke greift nach seinem Arm. Das Kopftuch ist ihr nach hinten in den Nacken gefallen, der Wind schlägt ihr die Haarsträhne um das heiße Gesicht, sie sieht ängstlich zu ihm auf: „Ich weiß nicht, was Trude fehlt, sie ist so traurig und still; ich fürchte mich!“

Ein mächtiger Windstoß, von dem Turm seitwärts geworfen, fährt heulend durch die Tannen und treibt Frauke in das nasse Geäst. Sie hat noch rechtzeitig beide Hände vor das Gesicht geschlagen; aber doch bringt ein lauter Klageruf über ihre Lippen.

Mit einem Sprung ist Christian an ihrer Seite; er löst das nasse Haar aus dem Gezweig und legt den Arm um ihre Schulter. Er sucht ihre kalte, kleine Hand und findet sie. So geht er mit ihr den schmalen Weg hinunter; sie hat den Kopf an seine Schulter gelegt.

„Ich war so fürchtbar bange.“

„Jetzt auch noch?“

„Nein, nun nicht mehr!“

„Dann hast du mich aber auch lieb!“

„Der alte, dumme Zweig streifte meine Augen; nun sind sie voller Thränen.“

„Das ist einfach,“ sagte er, nimmt ihren Kopf in beide Hände und küßt die verschlossenen Augen. Da legt sie in stürmischer Bewegung die Arme um seinen Hals. So stehen sie einige Zeit, im Schutze einer alten Tanne, auf dem heiligen Boden der alten Heerstraße, die so manch glückliches Paar gesehen hat. In jähen Stößen fährt der Sturm durch die Tannen, sausend verfangt er sich in den gewaltigen Ästen der Pappeln, einen Augenblick nur, dann

reißt er sich los und braust weiter. Sie hören und sehen es nicht. Sie sehen sich in die strahlenden Augen.

Da oben bei der Birke hat der Sturm seinen Höhepunkt erreicht. Wie grelles Schreien klingt es, wie das Gebrüll wilder Tiere. Aus den Räumen der Ruine klingt es wie das Klagen und Jammern nächtlicher Geister. Es ist dunkel geworden, obgleich es halber Nachmittag ist. Dann und wann bröckelt ein schweres Mauerstück ab; es schlägt am Fuß der Wand nieder und rollt in die Tiefe. Nun steh' fest, alter Turm! Wenn du heute bestehst, dann bestehst du noch lange!

Es ist still . . . einen Augenblick; aber dann legt es sich wie ein Druck auf die Brust und nimmt den Atem . . . Vom Meer her heult und braust es, dumpf stöhnend, dann lauter, näher, heller, die Wellen schlagen ineinander, der weiße Gischt springt hoch über den Deich; nun kommt er heran, der wilde, furchtbare Stoß, zu dem das Meer erst Atem holte . . . jetzt hat er den Marschhof erreicht . . . da . . . siehst du da . . . das ganze Dach der mächtigen Scheune, das bisher so mühsam gehalten wurde, hebt sich mit seinen Latten und starken Eichenbalken . . . es überschlägt sich . . . und stürzt in gewaltigem Fall krachend auf den Hof, mit solcher Wucht, mit so kurzem Anprall, wie wenn ein zorniger Mann ein Glas auf Stein zerschmettert. Die Tiere brüllen entsetzt auf. Da . . . kommt er . . . jetzt halt' dich, Turm! Jetzt wahr' dein Leben, Trude Kneel!

Gertrud preßt in entsetzlicher Angst den zitternden Leib gegen die Birke, die sich tief im Sturm beugt, ihre Augen starren, unnatürlich weit aufgerissen, auf den Turm. Da ist . . . der Stoß, splitternd, wie wenn Glas gegen Glas schlägt und beide zerschellen in Stücke! Wie wenn ein schwerer, starker Mann, plötzlich vom Schlag getroffen,

steif und gerade, wie er steht, vornüber stürzt, erst zuletzt, schon mitten im Fallen, in den Knien einknickt! . . .

Gertrud schreit laut auf. Aber ihre Stimme ist das Lallen eines Kindes in der wilden Schlacht. Den Abhang hinunter fallen, rollen, gleiten ungeheure, unförmige Massen, Gestein, Erde und Bäume, dumpf polternd, dann wieder schwer krachend; Masse stürzt auf Masse; eine Wolke von Staub nimmt ihr den Atem; losgerissene Tannenzweige fliegen mit scharfen Nadeln gegen ihr Haar und Wangen. In demselben Augenblick schlägt etwas Hartes mit einem scharfen, heftigen Hieb gegen ihre linke Schläfe.

Dann ist alles vorüber. Majestätisch, mit langem, tiefem Atem fährt der Wind über die Stelle, auf welcher noch vor einer halben Minute die mächtigen Mauern gestanden haben. Nun ist er unterlegen, der trotzige Geselle, der dem Wind durch sechshundert Jahre den Weg in die Landschaft versperrte.

Gertrud ist an der Birke in die Kniee gesunken; ihr Tuch ist fortgerissen, als wenn es ihr jemand mit roher Hand vom Kopfe gerissen; ihr durchnäßtes, loses Haar peitscht der Wind. Sie öffnet bange die Augen und greift mit den Händen vor sich, da legt sich ihre Hand auf ein vergilbtes Papier . . . Das hat der Sturm um den Birkenstamm geworfen. Zierliche, steile Buchstaben sehen sie an . . . Sie legt die linke Hand gegen die schmerzende Schläfe, lehnt sich gegen die Birke und sieht auf das Papier und versteht hier und da ein Wort. Es flattert gar so wild im Sturm, und vor ihren Augen flimmert es.

„Am zweiten Martis, Anno dreizehn.

Ich will morgen in die Fremde, in den Kampf gegen den Feind alles dessen, was deutsch spricht und denkt. Es

war eine stürmische Ständeverammlung, ich allein gegen sie alle; denn keiner wagte ein Wort gegen den Mann zu sagen, der seine Schergen überall hat. Jetzt haben sie mich in die Acht erklärt und suchen mich seit drei Wochen. Sie haben alle die verfallenen Räume durchstöbert; aber in das Gewölbe des alten Turmes kamen sie nicht . . . Der Ort ist für einen flüchtigen Mann wohl gut genug; es sind ein paar Öffnungen in der Mauer, halb von Heide bedeckt, aber niemand findet sie, weil sie unterhalb des Turmes liegen, wo die Düne steil abfällt. Ein Menschenfuß kann sich dort nicht gut festhalten. Aber ich kann es, ich bin auch ein Knecht. Und wenn sie mich finden sollten, so fahre ich im Namen Gottes die Düne hinunter; es wird mir schon nichts widerfahren, dann bin ich in kurzer Zeit am Meer, wo Jürgen Thorbeckens Boot in der Briele liegt.

Weshalb ich dies niederschreibe? Für meine Nachkommen? Ich habe keine. Und ich ziehe in einen jahrelangen, wilden Kampf, so wild, wie noch niemals einer gewesen ist. Weshalb ich dies niederschreibe? Für dich, der du immer dies liest! Du sollst mir Antwort auf die Frage geben — denn du wirst es können: Ist Jürgen Thorbecke, mein Verwalter, ein ehrloser Schurke oder ist er der treueste Freund?

Mein Hab und Gut ist konfisziert, weil ich mit preussischen Offizieren Verbindung gepflogen habe. Ich sah das Schriftstück heute nacht, als ich in einem tollen Schneetreiben es wagte, zu Thorbecke zu gehen. Dort habe ich einen schweren Kampf durchgemacht, und ich weiß nimmer, ob ich gesiegt habe. Thorbecke hat mir geraten, mein einzig Besitztum, die sechshundert Morgen Marschland nach Haalkenschem Maß, ihm, meinem Verwalter zuzuschreiben;

so nur könne ich es für mich retten. Und ich habe es gethan, und wir haben das Datum der Urkunde um drei Jahre zurückgesetzt, und er hat mir versprochen, mein Hab und Gut aufs treueste für mich zu verwalten und es mir zukommen zu lassen, wenn ich einmal das Vaterland wiedersehen darf; wenn aber nicht, das ganze Land auf meine Dreie zu verkaufen und das Silber mir zu bringen, wo ich immer in der Fremde mein Leben führe. Und nun sage du mir, Tagelöhner oder Gelehrter, Mädchen oder Knabe, lebt noch einer vom Geschlecht Thorbecken? Wohnen sie auf zwei Morgen Land, in einfacher Rate — oder sind sie Herren in der ganzen Kneeschen Marsch? Dann sag' ihnen: Das haben sie gestohlen!

Nein! Er ist treu, nicht wahr? Er drückte mir so fest die Hand. Meine selige Mutter hatte ihm so viel Gutes gethan in bitterer Armut und in schwerer Krankheit! . . . Er kann mich nicht betrügen. Die feuchte Luft dieses Kerkers und die Dunkelheit und die Kälte und das Heimweh, das ich jetzt schon fühle, hat meinen Sinn verdüstert . . .

Es sei genug, ich gehe in den heiligen Kampf . . . morgen . . . ich winde mich hindurch, wie ein Marder durch das Gebälk . . . durch Hannover nach Berlin . . . in den Kampf.

Hans, Graf Kneese.

Gertrud hat zu Ende gelesen. Sie strich mit der Hand über die Stirn; da fühlt sie, daß ihr etwas warm und feucht die Schläfe herunterrinnt. Sie sieht mit gleichgültigen, abwesenden Augen auf ihre rote Hand.

„Ich blute,“ sagt sie zu sich selbst.

Hinter sich hört sie eilende Schritte . . . einen Ruf des

Schredens. Christian kniet neben ihr; er bindet ihr sein Taschentuch um die Stirn, um das von Blut starrende Haar.

„Liebe Gertrud! Stützen Sie sich auf meinen Arm.“

Aber sie schüttelt den Kopf.

„Lesen Sie,“ sagt sie leise.

Erst weigert er sich, dann, von ihren starren Augen, in welchen die Verzweiflung steht, bezwungen, liest er mit immer größerem Verständnis, mit wachsender Angst.

„Es ist ein Betrug geschehen!“ stammelte er endlich.

„Und Thorbeeken weiß davon. Und sein Sohn! . . .“

„Gertrud! . . .“

„Sagen Sie die Wahrheit . . .“

„Ich glaube, daß der Vater es weiß; sein Benehmen gegen Sie spricht dafür. Aber Hans?! . . .“

„Er hat es auch gewußt . . . ich weiß es . . .“

Da bricht ein Mann eilig durch die Tannen. Der Enkel des alten Thorbeeken steht vor der Enkelin des Grafen Hans.

Christian faltet das Papier flüchtig zusammen und geht. Hinter ihm verhallen die Worte im Tosen des Sturmes. Als er sich umsieht, hält Hans Thorbeeken das junge Mädchen im Arm. Ein Knecht vom Marschhof hält auf halber Höhe der Düne zu Pferde, ein anderes hat er ledig an der Hand; er sieht erstaunt auf die Gruppe unter der Birke und reitet davon, in die Marsch hinein. Christian aber schüttelt finster und sorgenvoll den Kopf.

Gertrud erholte sich rasch von ihrer Schwäche.

„Lassen Sie mich!“ sagte sie tonlos, „die Sünde steht zwischen uns! . . . Mein Großvater hat mich gemahnt . . . Gehen Sie! . . .“

Er verstand ihre Worte nicht, er mochte glauben, daß sie irre rede. Er wollte seinen Arm um sie legen.

„Nein!“ schrie sie auf und preßte ihren Leib gegen die Birke. „Rein Thorbeeken darf eine Kniee antühren. Alles, was ihr habt, ist gestohlen, und du . . . du weißt es! Ich sehe es dir an. Siehst du! Und du sagtest es nicht!“

„Es war mein Vater!“

„Und ich war die Betrogene!“

„Ich wollte dich zu Ehren bringen, du solltest mein Weib werden. Die Liebe ließ mich alles vergessen.“

„Und so konntest du mein Geld mit einem Schein des Rechts an dich bringen.“

„Weiß Gott! Daran dachte ich nicht! Ich habe dich lieb! Trude Groode . . . das weißt du!“

„Darf man einem Thorbeeken glauben? Nein . . . Nie! Das haben zwei gethan: Graf Hans und seine selige Mutter, und sind schlecht dabei gefahren.“

„Trude, dein Sinn ist verwirrt, du bist schwer verwundet. Sieh! Wie du blutest!“

„Ja,“ sagte sie leise und lehnte den Kopf gegen den Stamm. „Ich bin verwirrt; ich weiß nicht, was man mit mir gemacht hat. Ich war von dem Augenblick an, da ich dich sah, das glücklichste Weib auf der Erde. So wollte ich geliebt sein! Ich war am Weihnachtsabend so rein, so selig, wie Engel unterm himmlischen Tannenbaum. So rein glänzten die Lichter. Dann kam es Schlag auf Schlag auf meine Seele, und nun bin ich Trude Groode in der allergrößten Not, und niemand hilft mir.“

„Gertrud, liebe Gertrud, wir werden uns finden. Es wird alles gut werden.“

„Schaffst du die Schuld aus der Welt? Die Sünde deiner Väter an den meinen?“

„Ich habe keinen Teil an ihr.“

„Sie wird heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“

Er stöhnte schwer auf: „Du hast recht.“

„Ja, ich habe recht! . . . Geh, Hans! Geh . . . es ist zu Ende!“

Da schlug er mit der Hand gegen die Stirn: „So mag ein barmherziger Gott Einsehen haben und helfen! Ich bin fertig!“ Und er stürzte den Weg hinunter, löste mit harter Hand die Bügel des bäumenden Pferdes und ritt heim. In schweren, langen Stößen zog der Wind über das Land.

* * *

Thorbeeken war von seinem Sohn ins Haus geschickt worden; er war gestikulierend und mit sich selbst redend in sein Zimmer gegangen. Dort saß er eine Zeit lang still und in sich gedrückt in dem großen Lehnstuhl, der vor dem Schreibtisch stand. Es kam ein Behagen über ihn, daß er hier im warmen Zimmer sitzen konnte, während die anderen draußen in Wind und Wetter standen. Aber das Rauschen des nahen Meeres, das Heulen des Windes trieb ihn wieder in die Höhe.

„Es klingt wie Geisterchor!“ murmelte er. „Wie wenn Riesen stöhnen, sich losreißen wollen von Stricken, mit denen sie gefesselt sind! Es mag hübsch sein in . . . der Hölle, wie heißt es noch: ‚Heulen‘ . . . das ist da! und . . . ‚Zähneklappen‘ . . . also kalt! . . . Na, das ist nicht schlimm. Zähneklappen?!“ Er legte den Finger gegen die Stirn. „Es kann auch Angst bedeuten, furchtbare Angst . . . wie ich sie neulich hatte . . . in dem Anfall, unterwegs auf der Heerstraße, als ich ihn zu sehen glaubte und die Peitsche gegen ihn hob! . . . Die Peitsche

ist weg . . . und meine Freunde sind weg . . . und Hinge ist weg . . . und mein Sohn! . . . Ich will sie einmal alle nennen, die weg sind: meine Mutter, mein . . . Bruder, mein . . . da ist doch noch einer weg? . . . Ich kann es ja gerne sagen“ . . . er griff nach der Flasche, that einen kräftigen Schluck und sagte hoch aufatmend: „Er ist auch weg, . . . mein Vater!“

Wieder ging er auf und nieder, auf und nieder; er stellte sich ans Fenster und sah nach den Scheunen hinüber und that, als wenn er Interesse hätte an dem, was er sah; er ging durch das Zimmer und machte ein Gesicht wie ein Mensch, der so recht ruhig und zufrieden ist; er trat an den Schreibtisch, und als er entdeckte, daß nicht genug Tinte im Schreibgeschirr war, füllte er es sorgfältig und ruhig. Aber er wußte wohl, daß seine Seele noch immer an derselben Stelle stand und auf ihn wartete, daß er zurückkäme. . . . „Was soll ich denn?“ rief er ungeduldig, und es war ihm, als wenn jemand sagte: „Von deinem Vater reden!“ Und er that es, wie einer, der es gern thut, jemand gern einen Gefallen erweist. Inwendig aber zerriß seine Seele, zerbrach sein Gehirn.

„Ja, mein Vater, der hat die Schuld. Er hätte mir nicht sagen sollen, daß der ganze Besitz den Knees gehörte. Warum behielt er nicht sein Geheimnis? Was sollte ich mit den alten Geschichten? War es nicht seine Sache, zurückzugeben, was er gestohlen hatte? Das sollte ich thun, ich, der ich glaubte, eines reichen Mannes Kind zu sein? Das, was ich that, ist begreiflich. Siehst du! . . .“

Er legte den Finger wieder gegen die Stirn, wie ein Mensch thut, der einem andern etwas schwer Verständliches deutlich macht.

„Na, und das andere . . . das andere, doch davon

spricht man nicht, das weiß kein Mensch! Das, als er starb! Daß ich den Knecht auf dem lahmen Braunen nach dem Amtsgericht schickte und das mit den . . . mit den Tropfen! . . . Herrgott, was bröht es dort in der Ferne! . . . Wie kommt es dort übers Meer? Wie es heult und stöhnt überm Deich! . . .“

Er sah mit starren Augen auf den Hof hinaus. Ein schwerer Luftdruck legte sich auf seine Brust . . . Ein Splintern und Krachen, und dann lag es draußen auf dem Hof, Strohmassen flogen am Fenster vorüber, daß es dunkel wurde, brechende Sparren schlugen krachend auf das Pflaster, Fenster sprangen entzwei; es fuhr ihm durch den Sinn: „Wie wenn ein Mensch stürzt von der Höhe, und die Glieder brechen und man sieht die gesplitterten Knochen . . .“

Es lief ein kaltes Grausen durch seine Glieder, und seine Zähne schlugen aufeinander. Da drang aus dem Sturmgebraus ein wunderbarer Ton zu ihm herüber; der Boden unter ihm bebte . . . Von der Düne her kam ein dumpfes Donnern und Poltern; rollend wie unterirdisch klang es zu den hellen Tönen der wildbewegten Luft . . . Dann wurde es still.

Auch in ihm, ganz still! Es war ihm, als wenn jemand bei ihm stand und seinen Arm faßte und sagte: „Sieh doch hin, der Turm steht nicht mehr!“

Aber er wagte nicht hinzusehen. Er hatte nicht mehr daran gedacht. Nun war es mit einmal da! Woran er viele Jahre gearbeitet hatte, das war jetzt da! Freu' dich doch, Thorbecken!

Da lachte er grellend auf: „Was hilft es mir? Die Knees bleiben im Land, und die Sandgräfin wird mir begegnen, und man wird sprechen von ihr und von ihrem Großvater, und daß mein Vater sein Verwalter gewesen,

und dann fragen die Leute: „Ihr Vater? Ihr Vater? Ich hab' ihn noch gekannt, und ich erinnere mich, wie er beerdigt wurde! Und ich weiß noch, wie er ein Testament machen wollte und der Amtsrichter kam zu spät . . . daß ich mir das nicht gleich sagte!“ Es bleibt alles, wie es gewesen ist. Man kann da nichts daran ändern. Man kann es nicht! Was geschehen ist, ist geschehen! Es ist da! Punktum! Und wenn ich erreicht hätte, was ich wollte, wenn alle Knees verschwunden wären und der Turm dazu . . . es bleibt doch dasselbe! . . . Daß ich das nicht vorher wußte!“

Endlich sah er mit stierem Blick nach der Düne hinüber: „Merkwürdig,“ murmelte er, „das habe ich gethan; das Tauwetter und der Sturm sind nur meine Helfer gewesen . . . Es ist doch schön, daß er fort ist! Ich seh' ihn nicht fortwährend, wenn ich am Schreibtisch sitze . . . Freilich, es ist ein großes Loch dort oben gerissen, und der ganze untere Teil des witten Knees ist voll von wilden Trümmern. Das wird mir immer auffallen, aber ich könnte den Schreibtisch ein wenig vorrücken! . . . Was wird die Sandgräfin sagen? Und man wird schön reden in der ganzen Landschaft! . . . Vielleicht zieht sie fort, weil die Ruine nicht mehr da ist! . . .“ Er atmete tief auf: „Das könnte sein! Ihr nie wieder begegnen! Nichts wieder von ihr hören! Wie sie mir zumider ist mit ihren großen, merkwürdigen Augen! Nun ist es doch gut, daß der Turm weg ist! Ich freue mich doch! Die Sandgräfin geht fort. Morgen geht sie fort!“

Über den Hof ging ein Knecht und zog ein Pferd hinter sich her. Erst zögerte Thorbeeken, die Leute waren in der letzten Zeit so unhöflich, und der Knecht schien betrunken. Dann riß er aber doch das Fenster auf und,

mit dem verflümmelten Arm hin- und herschlagend, rief er in den Sturm hinein: „Hast du es gesehen? . . . Das mit dem Turm?“

„Ja!“ schrie der Knecht: „Er knickte zusammen, wie ein Mann, der den Schlag bekommt. Did genug war er ja auch!“

„Wo ist mein Sohn?“

„Ihr Sohn? Ach, der hat die Sandgräfin im Arm! Man redet seit Wochen darüber, daß sie seine Frau wird. Jetzt habe ich es mit eigenen Augen gesehen.“

Thorbecken schloß langsam das Fenster und saß am Schreibtisch und murmelte wirre Worte.

Dann erhob er sich schwerfällig und fing an, die verlorenen Papiere zu suchen, die Dokumente und Briefe, die Graf Hans einst aus Schlessien geschickt hatte. Dann saß er wieder, dann suchte er wieder. So trieb er es die halbe Nacht.



Als nach diesem ereignisvollen Tage der neue Morgen graute, saß Hans Thorbeeken seiner Cousine gegenüber. Der Heimgekehrte wohnte seit Weihnachten wieder im Vaterhaus, seit jenem Abend, da Dora ihn aus dem Herrenhause herbeigerufen hatte, um den betrunkenen, irre redenden Mann zu beruhigen. Damals hatte sie ihn mit Thränen in den Augen und mit gerungenen Händen gebeten, des Nachts im Hause zu bleiben. So saß er ihr denn morgens und abends gegenüber, und sie schaute mit glänzenden, hingebenden Augen zu ihm auf. Aber er vergaß unter ihrem freundlichen Geplauder und bei ihrem hausfraulichen Walten sein großes Leid nicht.

Die verworrene Lage der Dinge war nahe daran, ihn zur Verzweiflung zu bringen: Der Vater war fast beständig betrunken; die Papiere, welche die Schande seines Hauses erzählten, waren in unbekanntem, fremden Händen; früh schon war seine Jugend, jetzt sein Lebensglück durch die Schuld seiner Väter vernichtet, dies holde Glück, das ihn aus sonnigen Augen angeschaut hatte. Und zu dem allen das Letzte, die Krone, nämlich das bedrückende Bewußtsein: „Dir sind die Hände gebunden, das vierte Gebot verbietet dir, die alte Schuld abzuwerfen, die deine

Jugend vergiftet und dein Mannesalter verwüftet hat!“ Fürwahr, es war kein Wunder, daß es in seiner Seele finster wurde, daß er wie unter einem Fluche stehend sich fühlte, daß er beschloß, die heißgeliebte Heimat für immer zu meiden und in der Fremde ein harter, finsterner Greis zu werden, ohne ein fröhlicher Jüngling, ein jugendfrischer Mann gewesen zu sein.

Von seiner guten Mutter her mit einem feinen, weichen Herzen beschenkt, von Kind auf mit reicher Phantasie begabt, welche durch die sagenreiche Heimat, durch die Nähe der burggeschmückten Düne, durch die Erzählungen der Mutter so viel Nahrung erhalten hatte, mußte das schwarze Verhängnis, das von Geburt an auf seinem Leben lag, schwerer auf seiner Seele lasten; schärfer in seine Seele schneiden, als es bei anderen Menschen der Fall gewesen wäre.

Und Dora Thorbeelen saß ihm gegenüber. In dem leidenschaftlichen Mädchen wachte ein Herz, durchglüht von Liebe, zerrissen von Eifersucht. Sie wollte seine Gedanken kennen; sie mußte seine Seele erforschen; sie erkannte, daß dies der einzige Weg sei, ihn für sich zu gewinnen. Ihn gewinnen! Das war ihr ganzes Sehnen, ihr einziges Wollen. Und die Furchen auf seiner Stirn und die trostlose Leere seiner Augen sprachen zu ihr: Jetzt ist es Zeit.

So fragte sie ihn denn an diesem trüben Morgen mit Herzklopfen und mit zitternden Lippen und legte ihre warme, weiche Hand auf die seine: „Was ist es, Hans, das dich seit Wochen quält, was hat dich gestern abend und heute so bleich gemacht?“

Da konnte er nicht widerstehen, sein Leid zu klagen, denn seine Seele fürchtete sich, allein im Dunkel.

„Es ist mehr als eins, Dora, es ist dreierlei; es ist mein Vater, es ist eine alte Schuld und es ist . . . ein Weib.“

Sie legte die Hand auf das wilbklopfende Herz und beugte sich zu ihm über den Tisch.

„Und was ist das Schwerste?“

„Mein Vater . . .“ er zuckte die Achseln . . . „das kann ich nicht ändern! . . . Das Weib ist mir verloren . . . aber was mich zu Boden drückt, das ist die alte Schuld; sie verbittert mir das Leben, und doch habe ich keinen Teil an ihr.“ Seine Stimme hebte, und um seinen Mund zuckte es wie in wildem Schmerz: „Darum will ich wieder fort . . . in die Fremde!“

Da war sie aufgestanden und stand neben ihm, und ihre Augen glänzten.

„Und wenn ich dir helfe, daß die Schuld getilgt wird . . . wenn ich deine Seele von ihr freimache . . . was dann? . . .“

Er sah ängstlich fragend in ihre fordernden Augen . . . „Dann?! Dann?!“ sagte er und strich verwirrt mit der Hand über die brennende Stirn, „will ich dir danken, wie du willst! . . .“

„Dann sollst du mich mitnehmen in die Fremde . . . wohin du gehst . . . und nach Jahr und Tag . . . wenn du kannst . . .“ sie sank heiß aufschluchzend an seiner Seite nieder . . . die Hände auf ihrem Haupt an seinem Arm . . . „wenn du kannst . . . dann sollst du mich lieb gewinnen, und ich will deine Skavin sein, Hans, und dich lieben . . . so treu . . . so heiß, daß du die andere darüber vergißt.“

Er streichelte, keines Wortes mächtig, leise und weich ihr Haar . . . und murmelte: . . . „Wenn du mich erlösen kannst, ohne . . . ihn zu töten, dann sei es, wie du sagst . . . dann hast du es verdient, daß der Rest meines Lebens dir gehört. Es wird aber still werden, Dora, sehr still; ich sage dir das, damit du dich nicht einst grämst, daß

du eines Mannes Genossin wurdest, dessen Seele zweimal in der Heimat ist.“

Sie weinte heiß und leise an seiner Seite. Seine Hand glitt immer noch über ihr dunkles Haar. Sie war glücklich über die leise Berührung, ihr Herz war selig in dem Gedanken an die Wonne, so einst an seinem Herzen zu liegen; er aber war in tiefster Seele erschüttert durch die Aussicht auf Befreiung von der furchtbaren Last und durch das Bekenntnis ihrer Liebe.

Und dann ging er.

„Ich will alles für die Abreise rüsten,“ sagte er zum Abschied. „In vierzehn Tagen werden wir reisen können.“ Dann lehrte er noch einmal zurück . . . „Ich hatte die Absicht, einige Bekannte bei mir zu sehen, bevor ich wieder fortgehe. Ich habe es ihnen versprochen. Aber es wird nicht angehen, daß ich sie hierher lade. Justizrath Nagel, Christian und seine Mutter würden nicht hierher gehen. Ich habe gedacht, ich könnte sie nach dem Mönchshof laden. Was meinst du?“

Sie antwortete mit einem leisen, scheuen Ja.

„Morgen abend also! Ich möchte, daß auch mein Vater mitkäme . . . da ich doch fortgehe. Willst du das besorgen?“

Sie nickte.

„Ich danke dir.“

Sie hatten sich bei dieser kurzen Unterhaltung mit keinem Blick angesehen. Sie scheuten einer das Auge des anderen.

Dann ging er.

* * *

Thorbecken hatte in dieser Nacht seinen Lehnstuhl nicht wieder verlassen. Als der Tag graute, war er wach geworden. Er ging mit unsicheren, schweren Schritten, ob-

gleich er jetzt völlig nüchtern war, aus dem Zimmer und ging durch die Stallungen. Er rebete sich vor, er wolle nach dem Vieh sehen, das gestern abend notdürftig untergebracht war. Aber während seine Augen auf die Tiere blickten, während sein Mund mit den Knechten rebete, schrie es in seiner Seele: „Du bist hierher gegangen, weil du nicht allein sein kannst, du wolltest Menschenstimmen hören. In der Natur klingt es so groß und feierlich: Das Rauschen in den hohen Bäumen und das Meer draußen, dessen schwere, lange Wogen den Strand hinaufrollen . . . das magst du nicht hören . . .“ Als er an den Pferbeständen vorüberging, überlegte er, ob die Tiere nun wohl weiterhin im Hohlweg stehen bleiben würden. Der Turm sah ja nun nicht mehr von der Düne herab. Er schüttelte zweifelnd den grauen Kopf, und es regte sich der Wunsch, andere Pferde zu kaufen, und er beschloß, morgen zum Pferdehändler zu gehen, ob der allzeit gefällige Mann vielleicht etwas Passendes für ihn hätte; und während er so überlegte, höhnte er über sich selbst: „Es sind ja gar nicht die Pferde: Du bist es, der sie gegen die Sandwand treibt, du ziehst die Leine, daß sie stehen.“

Dann wanderte er wieder in seiner Stube auf und ab, immer im eifrigen Gespräch mit sich selbst; sein kranker Arm begleitete das Auf und Nieder seiner Gedanken mit unbeholfenen Bewegungen.

Wenn er doch irgend einen hätte in der ganzen Welt, dem er sein Herz offenbaren könnte! Hünze?! O, das waren noch glückliche Zeiten gewesen, als er in diesem Hause aus- und eingegangen war! Da hatten sie getrunken, gelacht, Pläne geschmiedet. Der phantastische, rebelustige, witzige Mann hatte alle anderen Gedanken zum Schweigen gebracht, totgeredet. Hünze sollte wieder zu ihm ziehen . . .

„Gans will die Sandgräfin heiraten?! Sagten sie das gestern? Die Sandgräfin? Die soll hier wohnen? Dies Zimmer betreten und das andere, in dem der alte Mann starb?! . . . Freilich! Dann brauche ich nichts zu bezahlen, gar nichts, denn es gehört ja ihr, als der Frau meines Sohnes! Es wäre schön so geordnet, wunderbar schön! . . . Sieh . . . sieh! Das hat er gestern gemeint, als er von mir ging und sagte, er wolle die Sache in anderer Weise ordnen. Das hat er sich fein ausgedacht. O ja, er ist klug . . .“

Er griff nach den Schläfen, in denen es wild klopfte:
„Wenn ich nur die Papiere hätte, die beiden Briefe. Wer hat sie in Händen . . . Hör', wie der Wind weht! Jetzt fliegen sie ihm aus der Hand . . . Der Sturm reißt sie fort . . . wer hat sie jetzt? . . . Lauf! . . . Da!“

„Wenn ich nur die Papiere hätte, die verfluchten Papiere! Wer hat die Papiere?“ schrie er laut.

Die Thür war aufgegangen, Dora machte sie leise hinter sich zu. „Ich, Onkel,“ sagte sie.

„Du?! . . .“ . . . Er bog sich weit zurück und griff mit den Händen in die Luft.

„Sei still,“ sagte sie und streckte die Hand gegen ihn aus.

„Liebe Dora! Ich habe dich wie ein Kind gehalten, du hattest keinen Pfennig Vermögen.“

Ihr schönes, kräftiges Gesicht wurde finster und verächtlich: „Geld?!“ sagte sie. „Wie verachte ich dein Geld! Es war kalt bei dir, Onkel, es hat mich gefröstelt bei deinem Geld!“

Dann trat sie dicht an ihn heran, furchtlos, und sah ihm stolz in die blöden Augen: „Ich will kurz sein! Warum ich so handle, geht dich nichts an. Du fährst jetzt mit mir in die Stadt, sofort; dort verschreibst du dem Justizrat

Ragel diejenige Summe, welche ich mit Hans vereinbart habe. Und jetzt befehle ich, daß angespannt wird.“

„Liebe Dora! Dora!“ Die Stimme klang weinerlich.

„Ich gehe,“ sagte sie, die Hand am Thürgriff. Ihre Augen blickten in wilder Erregung. „Hier sind die beiden Briefe vom Grafen Hans!“ Sie schlug mit beiden Händen auf die Brust.

Da lehnte er sich mit seinen großen, breiten Händen auf die Platte des Schreibtisches und weinte wie ein Kind. In seiner Seele raunte es, bange zitternd: „Das ist das Ende!“

* * *

Es war eine einsame Fahrt.

Im Mönchshof lehrten sie ein, trotzdem Thorbecken dagegen war. Von der Hausthür aus rief Dora einen Jungen herbei, der pfeifend über den Marktplatz kam. Sie übergab ihm ein Billet, das sie von Hause mitgebracht hatte. Thorbecken sah mißtrauisch auf ihr Thun, konnte aber die Adresse nicht verstehen, die sie dem Jungen aufgab. Da gingen sie zusammen über den Marktplatz; sie einen Schritt voraus mit raschen, elastischen Bewegungen. Die geistige Erregung, in der sie sich seit Wochen befand, war ihrem Körper zu Gute gekommen. Sie trug ihre Glieder wie eine Siegerin, in ihren Augen lag ein feuchter Glanz, in dessen Tiefe es glühte; die Erregung hatte ihre Mundwinkel ein wenig herabgezogen: Was Sorge und Angst war, sah aus wie tiefer, weicher Seelenschmerz und goß einen Schimmer über das ganze weiche Frauenbild. — Der Mann aber, der einen Schritt hinter ihr her ging, war ein Gezeichneter, und er selbst wußte das; seine Augen untersuchten scheu die Fenster, an denen er vorüberging.

Vor der Thür des stattlichen Hauses blieben sie stehen.

„Wie soll ich es anfangen, daß der Alte nichts merkt,“ fragte Thorbeeken heiser.

Sie zog ein Papier aus der Tasche und gab es ihm. Er las es mit Hilfe seines Aneifers, den er mühselig mit zitternden Händen aufsetzte.

„Den Zettel gab mir Hans. Damit ist er vorläufig zufriedengestellt.“

Er las . . . fast sein halbes Vermögen würde Trude Kneer oder, wenn sie fortdauernd verzichtete, einer zu gründenden milden Stiftung übergeben . . . „als Sühne einer alten Schuld“.

Aus seinen Augen schoß ein wütender Blick, ein roher Fluch kam über seine Lippen.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an und deutete mit stummer Gebärde auf ihre Brust. Da griff er mit schwerer Hand nach dem Eisengeländer der Treppe und ging langsam und schwerfällig ins Haus . . .

* * *

Spät nachmittags kamen sie heim. Thorbeeken hatte in der Stadt nichts getrunken; jetzt, da er allein war, packte ihn die Leidenschaft in verdoppelter Stärke. Er griff nach der Karaffe und that lange und schwere Züge.

Da trat Dora in sein Zimmer. Das Gefühl, gesiegt zu haben, und das stolze Glück, das sie vor sich sah, machte sie weich.

„Was willst du noch?“

„Dankel,“ sagte sie, „du hast keine Ursache, böse zu sein. Von nun an wirst du schlafen können, wirst du Ruhe haben.“

„Ruhe?“ schrie er.

Nun wick sie doch vor dem Ausbruch der glanzlosen Augen zurück. „Ich, Ruhe?! . . . Ach . . . du kennst das nicht! Du weißt von gar nichts! . . . kannst du Menschenblut wegwaschen? . . . daß gar nichts mehr übrig bleibt, kein einziger roter Punkt, kannst du das . . . mit Tausendmarkscheinen . . .? Ja,“ fuhr er leise fort, „wenn die Sandgräfin unter den Trümmern des Turmes im witten Kniee läge und das Herrenhaus stünde leer . . .“

„Dunkel!“ rief Dora. Es war nicht Angst, es war heiß überquellendes Mitleid mit dem, dem die Qual aus den Augen sah, in dem die Sünde im heißen, unbewußten Drang Sünde gebar, dessen Sünden einer einzigen Kette glichen; es fehlte nicht ein einziges Glied.

„Du solltest eine Reise machen . . . eine größere, damit du . . .“

„Um Ruhe zu finden, meinst du?“ Er hielt den Kopf ein wenig seitwärts geneigt, als hörchte er auf eine ferne Stimme. Sein Gesicht wandelte sich, es wurde blaß und tot:

„Und nähme ich Flügel der Morgenröte . . .“

* * *

Nach einer Stunde kam Hans nach Haus und ging sofort in das gemeinschaftliche Wohnzimmer; dort saß Dora vor ihrem Nähtisch am Fenster. Sie hatte immer etwas Hausmütterliches in ihrem Wesen; auch jetzt lagen Stücke feiner Leinwand und feine weiße Fäden um sie her; ihre weiße Hand fuhr mit der blitzenden Nadel hin und her. Als sie seinen Schritt durch den Korridor hörte, beugte sie in seligem Glück das Haupt, es schoß ihr heiß in die Augen, und ihr Herz klopfte: „Er kommt, er kommt!“

Dann hatte sie doch die Kraft, ihm ruhig entgegen-

zugehen. „Es ist alles geordnet,“ sagte sie und sah ihn mit großen, ernstern Augen an.

„Ich danke dir, Dora!“ . . . Er atmete tief auf und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich will nicht fragen, wie du es fertig gebracht hast. Wie trug er es?“

„Er wird es überstehen!“

„So mach' dich fertig. Ich habe nach Hamburg geschrieben. Wir können in vierzehn Tagen reisen. Und dann noch eins. Morgen kommen also meine Bekannten im Mönchshof zusammen. Da ich nun wieder fortgehe und nicht wiederkehre, möchte ich nicht, daß der Riß zwischen mir und meinem Vater zu Tage träte; sieh zu, ob du ihn bewegen kannst, daß er mit uns geht. Ich denke, wir fahren um vier Uhr. Um neun Uhr gehen wir zu Tisch.“

Dann ging er, ohne noch einmal aufzusehen. Als er draußen über den dunklen Flur ging, stand er einen Augenblick still und sah verstört um sich; wie einer, der aus einem Traum erwacht und nicht weiß, wo er sich befindet. Dann kam es ihm zur Erkenntnis, daß er heute und morgen in der Gesellschaft seiner Bekannten ein Schauspieler sein werde, ein unglücklicher, einer, der das Gefühl hat: jetzt erkennen sie wieder, daß du schlecht spielst, der nach schlechtem Spiel mit einem unglücklichen Gesicht und gequältem Herzen hinter den Coulissen steht. . . . Er drückte die Knöchel beider Hände gegen die Augen, wie er als kleiner Knabe zu thun pflegte, wenn er im Dunkeln war.

„Trude,“ sagte er laut, „süße, stolze Trude!“

* * *

Um diese Stunde trat Gertrud in den dämmernden Abend hinaus. Sie hatte den ganzen Tag in einem wunderbaren Zustand träumerischer Betäubung zugebracht.

kaum konnte sie sagen, wo sie sich am Vormittag befunden, was sie am Mittag gegessen, daß sie am Nachmittag mit Christian gesprochen hatte. Sie trug ihr Haar lose; um die Stirn trug sie hinter einer schmalen, weißen Binde den Verband, den der Arzt ihr gestern abend angelegt hatte.

Der Mond stand klar am Himmel, über den hier und da verstreut dunkle Wolken zogen.

Was sie da draußen wollte, mußte sie selbst nicht. Sie wollte sich den kalten Wind um die heiße Stirn, um die hämmernden Schläfen wehen lassen; sie wollte wohl auch die Stätte wiedersehen, wo sie so Grausames erlebt, wo sie ihre Jugend gelassen hatte.

Da sprang Frauke aus der Hausthür und suchte ängstlich das blasse, verweinte Gesicht der Freundin. Fraukes Augen hatten in diesem Augenblick etwas Ernstes, Mütterliches, das diesem jungen Gesicht mit dem trotzigen Zug um den Mund wunderbar stand. Weich legte sie ihren Arm um die Hüfte der Kranken.

„Wie geht es, Trude? Ist der Kopf noch sehr heiß? Ist es erlaubt, daß du hinausgehst? Der Doktor hat mir geboten, auf dich zu achten, wie auf ein kleines Kind; er sagt, du könntest Dummheiten machen. Das sagte er auch zu Boß. Wie mag er das meinen? . . . Du hast einen tüchtigen Bums bekommen, sagt er, mit einem Stein oder mit einem großen Holzsplitter. Es hat auch sonst was in deinem Kopf geknackt . . . ich glaube, er sagte ‚geknackt‘ . . . irgend ein gräßliches Wort.“

Trude hörte nicht; sie hörte etwas anderes, das in ihr leise und klagend stöhnte: „Gestürzt, verloren“ und wieder: „Gestürzt, verloren,“ und dabei hatte sie das dumpfe Gefühl wie jemand, der im Traum etwas Böses gethan hat und nun die bittere Not des bösen Gewissens

schmeckt. Es war ihr aber wie ein Schleier vor den Augen, daß sie ihre Schuld nicht erkannte, welche darin bestand, daß sie nicht hatte vergeben können. Sie hatte unter dem furchtbaren Eindruck des Einsturzes, vielleicht auch schon verwirrt durch die erhaltene Verwundung, ihrer wahren Natur zuwider gehandelt. Sie, die selbst gesagt hatte, daß Unrecht und Haß nur durch Liebe gesühnt werden könnten, sie hatte in furchtbarer Aufregung Haß mit Haß vergolten, angebotene Liebe mit beiden Händen von sich gestoßen. Ihr träumender Zustand verhinderte sie, ihre Schuld zu erkennen, aber das Schlimmste war da: das Angstgefühl, die Not der Schuld.

Und jetzt fing Frauke an, dieselbe Melodie zu singen: „Gestürzt, verloren, gestürzt, verloren;“ sie wollte die Verstärkte aufrichten, und sie zerriß sie.

„Er hat dich lieb, Trude; ich seh' es, wenn seine Augen dich verfolgen; wenn du durch die Stube gehst; wir haben es neulich alle bemerkt am heiligen Abend, und wenn Dora nicht gekommen wäre, so hätte er noch am selben Abend gesprochen. Er hatte so hellen, glücklichen Sonnenschein in seinen Augen, wie ich ihn sonst nie in eines Menschen Auge gesehen habe, selbst nicht in Christians grauen Augen . . . Neulich saß er auf der Bank, wo die Leute zuweilen sitzen, Trude, weißt du, in der Ecke am Wirtschaftshof. Also da saß er. Ich schlich von hinten an ihn heran. Was meinst du, was er in den Sand geschrieben hatte? Nichts als Trude und Trude! Er wurde schön verlegen! ‚Du,‘ sagte ich, ‚Hans, vergiß nicht, den Brief abzuschicken, den du da an Trude geschrieben hast. So was macht man übrigens besser mündlich ab!‘ Er sagte, ich sei eine dumme Deern und verstände das nicht . . . Ich nicht! Ob ich's versteh! Du weißt ja, Trude, ich wollte ihn

durchaus nicht lieb haben, den Christian, ich hab' mich gestäubt; ich habe über mich selbst geweint, gestern noch, und dann bin ich wieder so frei, so groß, so rein, weil er mich lieb hat! Wenn er mich ansieht, denke ich nichts Gewöhnliches . . . Dann ist Festtag, dann ist Weihnachtsabend! . . . Und so sieht Hans von Unten dich an, und so sieht er aus, wenn er von dir spricht."

In Trudes Schläfen hämmert es, und jeder Hammerschlag klingt: „Gestürzt . . . verloren."

Sie waren die Düne hinaufgestiegen, durch die Tannen, nun traten sie aus dem Dunkel des schmalen Steiges, die jungen Bäume traten zurück; sie standen vor der Birke, um welche Gertrud gestern in dem Sturm der Lüfte und ihres Herzens ihre Arme geschlagen. Sie standen beide stumm da. Frauke legte ihren Arm um die Schultern der Freundin; so sahen sie beide auf die zerrissenen und zerklüfteten Mauerstücke und Erdhaufen hinunter, die in riesigen Formen, vom Mondschein beleuchtet, im witten Knee lagen. Zu ihren Füßen breitete sich still und feierlich die weite Ebene der Marsch, drüben blinkte das unendliche Meer; lange, silberne Wellenstreifen zogen langsam in ruhigem, feierlichem Zug gegen das Land, fern am Horizont aber war tiefe, dunkle, schwarze Nacht.

„Horch!“ In all der Stille ein Geräusch! Frauke zuckte zusammen.

Es ist der Huf eines Rosses. Gleich danach geht ein Mensch über die Heerstraße nach den Tannen zu. Deutlich erkennt man seine kleine, geschmeidige Gestalt im flutenden Mondlicht.

„Das ist Hinge,“ flüstert Frauke und legt ihr Gesicht an Trudes Brust.

„Da! die Stimme von Dora Thorbeeken“

„Ich habe dich gebeten, herzukommen,“ sagte sie, „und ich freue mich, daß du meinen Brief erhalten hast. Ich habe Notwendiges mit dir zu reden . . .“ Wie klingt diese sonst so weiche Stimme rauh und hart.

„Was ist dir?“ fragt Hünze, und in seiner Stimme spürt man die aufsteigende Angst.

Dann spricht Dora leise, stöhnend. Die da oben, eng aneinander geschmiegt, mit klopfenden Herzen, lauschen, verstehen nichts. Aber jetzt kommt es von Hünzes Lippen, hastig, wild, sich überstürzend, zuletzt wie der Schrei eines hungrigen Waldtieres . . .

„Du willst mich abschütteln? . . . Jetzt?“

„Es muß sein! . . . Du kannst es nicht ändern!“

„Und darum hast du mich rufen lassen? . . . Mir das zu sagen? Und . . . ja . . . träume ich denn? Was ist denn das gewesen, die Liebe, die du mir gezeigt hast?“

„Es war Liebe! . . . Aber jetzt ist das tot! . . . Kann ich was dafür? . . . kannst du es?“ Ihre Stimme wurde laut und schallend, sie sprach mit dem ganzen Nachdruck wilber, natürlicher Überzeugung . . . „daß ich eine Närrin wäre! . . . Ich will, was meine Natur will! Gerade das! Was mein Herz wünscht, das thu' ich. Dafür bin ich Mensch . . . Und du kannst es nicht hindern und niemand, kein Gott! Ich habe dich lieb gehabt, ich hatte nichts anderes. Du bekamst das deine! Hat dich jemand betrogen? . . . Aber jetzt ist er gekommen! Jetzt will ich ihn!“

Hünze stöhnte leise und schwer, es klang wie hilfloses Weinen, wie das verlorene Klagen eines wunden Tieres im tiefen Wald: „Darum all die Schlechtigkeit gegen den hilflosen, armen Knecht, den Diebstahl der Papiere, die eklige Trinkerei . . . darum! Thorbeelen hat einen Erben, und

du liegst in den Armen eines anderen . . . sag' mir doch um Gotteswillen, warum hab' ich das nun gethan!!“

„Ich will dir Geld geben,“ sagte Dora in verhaltener, unsicherer Angst.

„Mir? . . . Geld? . . . Gott sei Dank . . . ich verkaufte meine Seele, aber nicht um Geld! Um Liebe! Und das . . . die Liebe!“

„Ich kann nicht anders! Es ist wie eine wilde Gewalt über mich gekommen. Ich würde den töten können, der sich zwischen mich und ihn stellte!“ . . . sie hielt einen Augenblick inne, erschreckt von dem wilden Schrei des Tieres, das sich in ihrer Seele aufbäumte; dann fuhr sie mit dumpfer, tonloser Stimme fort: „Es ekelt mich vor mir selbst. — Bemitleide mich, aber hasse mich nicht! Er hat mir ins Gesicht gesagt, er liebe die Sandgräfin, er könne mich nie lieb haben. Er nimmt mich, wie man eine Sklavin kauft, mit einem guten Handel. Ich habe den Alten mit den Briefen bedroht; er hat das Unrecht an der Sandgräfin gut gemacht, das ist die Mitgift der Sklavin, das allein; weiter nichts; ihr Herz, ihre brennende Liebe, die will er nicht.“

So klagt sie mit hastigen, heiseren Worten.

Dann thut jemand einen Schritt vorwärts. Dora ruft in höchster Angst: „Bergreif dich nicht an einem Weib!“

„Meineidige! Wo ist mein Leben? Gieb mir mein Leben wieder!“

Gleich darauf hörte man den Galopp eines Pferdes auf dem weichen Sandboden, längs der alten Heerstraße glitt eine einsame, verhüllte Frauengestalt.

Gertrud stand stumm und starr neben der Birke, den Arm um den jungen Stamm geschlagen, die Hand gegen das Haupt gepreßt.

„Weine doch, Trube,“ bat Frauke und rüttelte ihren Arm; ihr selbst liefen die Thränen über die blassen Wangen.

„Was sagte sie? Sie will keine Frau werden? . . . Nun muß ich klagen, solange ich lebe!“

Unnatürlich war die Liebe zurückgedrängt; in hellen Flammen schlug sie jetzt aus dem Herzen. Sie weinte noch immer nicht. Die Hand auf dem wirren, heißen Haupt, das bleiche Gesicht leblos, die abwesenden Augen gegen das aufsteigende Nachtgewölk gerichtet, klagte sie in leisen, weichen Tönen: „Du Süßer . . . Du mein Held! . . . Nun hast du dich doch vergeblich gegen die alte Schuld gebäumt. Die Sünden der Väter werden doch heimgesucht bis ins dritte Glied. Ich sehe dich wieder über das Meer ziehen . . . aber nicht allein . . . schlimmer als allein . . . die Schuld an deiner Seite, und die Schuld wird dich weiter belügen, betrügen, quälen, und wenn du müde deinen Kopf an eine Menschenbrust legen willst, so wirfst du ihn an die Schuld anlegen. Selbst im Schlaf wirfst du von ihr träumen . . . du mein Armer, mein Lieber.“

Von dem leise brausenden Meer, das in voller Finsternis zu ihren Füßen lag, kam ein Luftzug zu ihnen herüber. Am Stamm der Birke sich haltend, legte sie sich weit vor und sah mit starren Augen in die Finsternis. „Ja . . . du hast recht! Ich habe gesündigt . . . ich sagte, nur die Liebe könnte Haß auflösen und Schuld sühnen. Du kamst mit deiner Liebe und ich dachte an den alten Haß und die häßliche Schuld, an der du keinen Teil hattest . . . Ich will um dich klagen mein Leben lang. Klagen? Nicht klagen, ich will dich lieben, durch ein ganzes Leben will ich es wieder gut machen. Immer will ich an dich denken. Ich will meine Seele zwingen, daß sie sich fühlt wie einen Teil von dir, daß sie über Länder und

Meere hinweg bei dir ist und dir die Schuld und das Heimweh tragen hilft . . . Du mein Armer, du Lieber. Ich möchte dich dann noch einmal sehen, . . . wenn wir alt geworden sind. Du mit weißem Haar und ich mit bleichen Wangen, beide mit stillem Herzen. Dann möchte ich noch ein einziges Mal Hand in Hand mit dir sitzen. Dann wollen wir uns erzählen, wie wir uns lieb gehabt; von der Spinne wollen wir reden, die ihre Brücke baute von Strauch zu Strauch; vom Tannenbaum wollen wir sprechen, unter dem ich im Lichterglanz gestanden habe mit dem heiligen Buch. Dann wollen wir wieder das alte Buch zur Hand nehmen und wollen die alten, lieben Geschichten lesen, so rein und so friedlich. Hinter uns in Nacht und Grauen, weit hinter uns, liegt dann die alte Schuld. Du mein Armer, mein Lieber . . .!“ So sprach sie, die Augen über das Meer gerichtet, als schaute sie in weite Fernen.

„Trude, liebe, süße Trude; bitte, sei still. So weine doch, so weine doch!“

Da horchte sie auf und sah in das junge, thränenüberströmte Gesicht an ihrer Brust.

„So weine doch!“

Unter der verschobenen Binde hervor rann ein schmaler Blutstreif. Sie fuhr achtlos mit der Hand darüber hin, und sie, die sonst vor jeder Verunreinigung zurückschreckte, achtete nicht darauf, daß das Blut ihr die blütenweiße Spitze an ihrem Hals rot färbte.



Gertrud fühlte sich am andern Morgen so schwach, daß sie im Bett bleiben mußte. Sie klagte nicht, aber sie hatte die Hand fest auf die Stirn gelegt, ihre Wangen waren auf eine unnatürliche Weise gerötet; in der Tiefe ihrer sonst so stillen Augen glühte heißes, unheimliches Feuer. Sie äußerte nichts, weder eine Frage, noch einen Wunsch, nur einmal öffnete sie den Mund zu der Bitte, es möchte doch niemand durch ihren Zustand beunruhigt werden, sie wäre dabei, „sich zu besinnen“, morgen werde sie „stark“ sein.

Frauke ging in gewohnter Weise ihren Arbeiten nach; still und ernst waltete sie in den Zimmern und in der Küche; die Erlebnisse der letzten Tage und das Gefühl der Verantwortung, die jetzt auf ihr ruhte, machte sie ebenso ernst als eifrig; ihr kleines, dankbares Herz war voll Sorge und Leid um Trude; verdankte sie doch dieser das neue Leben, das sie jetzt führte.

Als Christian Möller vor dem Mittagessen sein Zimmer betrat, fand er — zum erstenmal — ein Liebeszeichen von Frauke. Sonst pflegte Gertrud sich von der Ordnung in seinem Zimmer zu überzeugen, heute hatte Frauke dies Amt mit verwalten müssen, und da hatte sie diesen süßen

Gruß zurüdgelassen. Mit frohem Herzen und mit heißen Wangen beugte sich Christian über den zierlichen Zweig der kleinen, blassen Zimmerrose, der auf dem Schreibtisch lag.

Er war noch ganz in seine verliebten Gedanken vertieft, als ein Hofsunge bei ihm eintrat und ihm einen Brief von Hans Thorbecken brachte. Christian öffnete ihn mit einer um so größeren Unruhe, als er den Freund seit vorgestern, seit der Scene auf dem witten Knee, nicht wiedergesehen hatte.

Der Brief war kurz. Hans Thorbecken lud Christian mit herzlichen Worten ein, heute abend im Mönchshof sein lieber Gast zu sein; er habe junge und alte Freunde zu einem gemüthlichen Beisammensein eingeladen. Wenn seine Stimmung auch eine bedrückte sei, so habe er diese kleine Festlichkeit, die er seinem alten Freunde Loe versprochen, doch nicht absagen wollen. Er bäte Christian dringend, heute abend nicht zu fehlen.

Weiter nichts! Kein Gruß an Frauke oder ihren Vater, geschweige denn an Gertrud.

Mit dem Brief in der Tasche und unter dem Eindruck, daß etwas Schweres sich ereignet hätte und vielleicht noch Schwereres im Werke war, ging er mit gesenktem Haupt die Treppe hinunter und sah das bekümmerte Gesicht Fraukes erst dann, als er auf der letzten Stufe vor ihr stand.

Es schien ihr diesmal nicht peinlich zu sein, daß er viel größer war als sie; sie sah mit feuchten, ängstlichen Augen zu ihm empor: „Ich möchte dich um Rat bitten,“ sagte sie.

Von der Angst in ihren Augen ergriffen, legte er seine Hand auf die ihre, die auf der blanken Messingkugel lag: „Du weißt, liebe Frauke, daß ich mit allem, was ich bin und habe, dein Freund sein möchte.“

Sie nickte stumm, indem sie an ihm vorüber sah.

Anders, als sonst ihre lebhaftige Art war, ging sie neben ihm her; dann standen sie sich in der stillen Verandaftube gegenüber.

Frauke hatte den Wunsch, ihm alles zu erzählen, was sie gestern abend gehört hatte; sie hatte das Bedürfnis, mit einer vertrauten Seele über diese Dinge zu reden, welche sie zum Theil nicht verstand, welche ihrem jungen, unerfahrenen Herzen zu mächtig waren. Um ihren Freund zum Reden zu veranlassen, fragte sie ihn: „Kannst du mir sagen, wie die beiden, Trude und Hans, miteinander stehen, nachdem . . .“

„Ich fürchte, nicht gut,“ sagte Christian bekümmert; dann zauberte er, ob er seiner kleinen Freundin das Nähere anvertrauen dürfte. Aber warum nicht? Selbst wenn sie etwas Selbständiges oder gar Vermegenes unternehmen würde, wie es in ihrer Art lag, so stand das fest: was sie thun würde, das würde ihrem Herzen Ehre machen. So kam es über Christian, wie wenn ihn jemand antrieb. Er erzählte, was er beim Sturz des Turmes erlebt hatte; er berichtete kurz, welchen Inhalt das unselige Schriftstück des Grafen Hans gehabt hatte, und wie Gertrud, durch den harten Schlag des Steines gegen ihre Stirn vielleicht mehr als verwirrt, vielleicht verstört und in ihrer Erkenntnis getrübt sei; dazu von dem Haß ihres Geschlechts entflammt, vom Sturz der Ruine in tiefster Seele erschüttert, habe sie harte Worte gesagt und jegliche Verbindung zwischen ihr und einem Thorbeeken für undenkbar erklärt.

„Und was nun?“ fragte Frauke.

„Nun?“ Wieder kam über Christian die Ahnung, daß allein diese junge Seele, die da mit so erregten, ängstlichen Augen in die seinen sah, imstande wäre, den verworrenen Knoten nicht zu lösen, nein, mit einem scharfen,

frischen Hieb, mit rasch handelndem, jugendlichem Herzen zu zerschneiden.

„Nun?“ sagte er und legte seine Hand um ihre Schultern: „Nun muß Frauke von Kree helfen; sie ist die nächste dazu; die letzte Kree der letzten Kree! Die Krees fürchten nicht einmal den Teufel!“

Sie nickte ihm zu . . . mit glänzenden Augen. O, sie fürchtete sich nicht; sie war eine rechte Kree, eine, der das Blut rascher durch die Adern klopfte, wenn es zu flinker, verwegener That ging. So waren ihre Vorfahren auch gewesen, feurige, kampfsprühende Gesellen, und nicht wenige von ihnen waren in solchem selbst angezündeten Feuer untergegangen. „Aber du weißt nicht alles,“ sagte sie leise, und nun erzählte sie dem atemlos Lauschenden, was sie gestern abend an der Birke erhört hatten, sie und Gertrud! Das ganze Zwiegespräch zwischen Hinge und Dora war in ihre Seele wie in Stein hineingehauen; jedes Wort konnte sie wiedergeben. „Und nun,“ schloß sie, „verstehe ich alles: die Papiere, die Dora dem alten Thorbecken gestohlen hat, sind dem Inhalt nach dieselben, welche Trude gefunden hat.“

Christian war über das Gehörte aufs äußerste bestürzt; als er von den Wechsellern hörte, sagte er: „Das gehört vor den Staatsanwalt!“

Frauke schüttelte energisch den Kopf: „Ach was, Staatsanwalt! Gertrud ist fast von Sinnen! Sie hat ihn so lieb, so lieb; sie ist sich klar, daß sie falsch gehandelt hat; nun hält sie alles verloren, sein Leben und ihr Leben, alles Glück, die ganze Zukunft, alles getötet durch alte Schuld und neue Sünde. Sie wird es nicht überwinden . . . O, das hat sie nun davon, daß sie hierher kam in unser unglückliches Haus und machte meinen lieben Vater gesund

und vertrieb Hünze und nahm sich meiner . . . so herzlich an, daß ich ein vernünftiges Mädchen geworden bin und für reine Schürzen und Stiefel Sorge und schon tüchtig kochen kann . . . alles, alles! und . . . nun? Meine liebe, süße Trude!“

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Schulter: „Hilf doch, Christian!“

„Ist sie ernstlich krank, so muß vor allem zum Arzt geschickt werden.“

„Ihre Seele ist krank, was kann ihr ein Arzt helfen? Hans von Unten muß kommen; der macht sie wieder gesund; aber der ist in Doras Händen.“ Dann raffte sie sich auf; es leuchtete von einem inwendigen Feuer in ihren grauen Augen: „Geh' du nur heute abend nach dem Mönchshof und erzähle mir morgen, was du gehört und beobachtet hast. Aber das sag' ich dir: Dora Thorbeeken hat ihn noch nicht, den Hans von Unten! Der gehört uns!“

Dann ging sie wieder zu Trude hinauf und hielt Krankenwache.

* * *

Am Nachmittag fuhr Thorbeeken allein nach der Stadt; Hans wollte mit Dora nachkommen.

Als das Gefährt sich der Stadt näherte, überholte es den alten Nuttelmann, der mit gebeugtem Rücken, einen mächtigen Stock in der Hand, tapfer durch den nassen Schnee stapfte. Thorbeeken hielt den Wagen an; er hätte nicht sagen können, woher die Neigung kam, die er spürte, ein wenig mit dem Tagelöhner zu reden.

„Willst du mitfahren, Nuttelmann?“

Der Alte machte erstaunt Halt: „O ja,“ sagte er, „es wird den Beinen sauer genug.“

„Steig auf! . . . Nein, hier neben mir! . . .“

Die Pferde zogen wieder an.

„Was willst du noch in der Stadt? Es wird bald dunkel, und du gehst wenigstens zwei Stunden.“

„Na,“ sagte der Alte, „das ist so! Ich habe immer ein Neues Testament gehabt mit großer Schrift, die ich ohne Brille lesen konnte. Nun haben gestern die Jungen meiner Tochter das ganze Buch kaput gerissen, und ich . . . ich kann es nicht entbehren. Nun wollte meine Tochter mir ein neues mitbringen, Freitag, wenn sie mit dem bißchen Butter zu Markt geht . . . aber ich kaufe es lieber selber . . . Na, darum also!“

Thorbeeken hatte ruhig zugehört: „Sag mal, Nuttelmann . . . du mit deinem Neuen Testament; ich verstehe das nicht. Was kann man nur von einem Buch haben!“

„Es ist ja nicht das Buch,“ sagte der Alte bedächtig, „es ist ja, was da drin steht. Sie haben Ihr Hauptbuch; ist ein Buch, wie alle andern, . . . aber, was da drin steht! Ich habe sonst kein Hauptbuch; . . . das war mein Hauptbuch; das haben mir nun die Jungen kaput gerissen.“

Thorbeeken lachte trocken auf; dann wurde er wieder ernst: „Weißt du noch bei Idstedt? . . .“

„Am vierundzwanzigsten abends? Ja! Da las ich auch in dem Buch, und am andern Morgen, als die blauen Bohnen uns um die Köpfe flogen, da stand ich meinen Mann. Ich weiß es noch . . . ja!“

Thorbeeken war zusammengezuckt: „Ja, da lasest du auch in deinem Hauptbuch . . . es war eine ungemütliche Nacht. Wir hatten einen alten Wagen in das Wachtfeuer geworfen; ich rieche noch das brennende Leder; eben hinter mir lagen zwei tote Pferde.“

„Und wir wußten alle,“ fuhr der Tagelöhner fort,

„daß am anderen Tage die Entscheidungsschlacht sein werde; und wir wußten alle, daß wir geschlagen würden; wir wußten nur nicht, wer erschlagen würde. Darum sah ich mein Hauptbuch nach, ob die Rechnung stimmte, wenn ich vielleicht unter den Erschlagenen wäre.“

„Du meinst? . . .“ Er fand kein Wort für das, was er sagen wollte.

„Nein, das kann ich nicht sagen, daß ich etwas darüber meine, sondern ich weiß das; ich weiß das so gewiß, wie ich weiß, daß wir bei Jdtebt um den brennenden Wagen lagen; und ich kann mir nicht denken, wie ein Mensch leben kann, ohne über sein Leben so ein Hauptbuch zu führen. . . . Ich hatte zwei schmutze, kräftige Jungen, den einen habe ich im witten Klee aus dem Ries gegraben, der andere liegt bei Bionville: Ich habe meine Frau nur fünf Jahre gehabt; ich war den beiden Jungen Vater und Mutter zugleich gewesen; da waren sie mir wohl besonders ans Herz gewachsen. . . . Ich habe immer sauer arbeiten müssen, und es ist nicht viel mehr herausgekommen als das tägliche Schwarzbrot; das übrige ist ein kleines Haus, darauf stehen noch zweihundert Mark, und dann habe ich mich in die Totenklasse eingekauft. Hätte ich das Hauptbuch nicht gehabt, die Rechnung hätte nicht gestimmt, aber . . . merkwürdig ist das . . . jetzt stimmt sie . . . ganz genau! Na also!“

Eine Weile schwiegen beide; im Gesicht des Tagelöhners arbeitete es; der andere sah starr mit leeren Augen vor sich hin; es war ihnen beiden, als zogen schattenhafte Gestalten vor dem Wagen her.

„Ich will die Laternen anzünden,“ sagte Thorbeelen; „es wird dämmerig. Willst du die Leine halten?“ Er zündete die beiden großen Laternen an. „Es sind neue,“ sagte er, „Ölbrenner.“ Er wollte das Gespräch gerne in

eine andere Bahn lenken, aber in dem hellen Schein des Lichtes sah er erst recht deutlich das alte Bild: „So leuchtete der Wagen,“ sagte er, „bei Jbstedt.“

Sie sahen sich beide an:

„Wir sind alt geworden seitdem,“ sagte Nuttelmann, „bald sitzen wir beim letzten Wachtfeuer.“ Seine Augen glänzten: „Es leucht' wohl mitten in der Nacht . . .“

Thorbeeken richtete seine schwere Gestalt etwas auf und sah mit großem Blick in die Augen des anderen, seine Stimme klang heiser: „Weißt du,“ sagte er, „ich möchte noch einmal mit dir am Wachtfeuer sitzen!“ . . .

Dann verstummte das Gespräch; sie hatten die Stadt erreicht. Nuttelmann empfand eine große Freude, daß Thorbeeken so freundlich gegen ihn gewesen und nicht über das gespottet hatte, was ihm das Heiligste war; besonders aber freute er sich über das Wort: „Ich möchte noch einmal mit dir am Wachtfeuer sitzen.“ Er nahm sich vor, noch heute abend, wenn er auf der einsamen, dunklen Heerstraße nach Hause ginge, in besonderer Weise seines Kriegskameraden zu gedenken. Und dann freute er sich wieder: „Sie können nicht in seine Seele sehen; es ist doch Gutes in ihm.“

* * *

Etwas früher schon hatte sich Christian auf den Weg gemacht. Im Mönchshof von seiner Mutter empfangen, hielt er es für richtig, ihr die ganze Lage der Dinge zu offenbaren. Sie war aufs äußerste erschreckt und bestürzt; immer wieder griff die kleine, runde Hand nach der zierlichen dunklen Haube. Dabei schalt sie über die Männer im allgemeinen, über Hans Thorbeeken im besonderen und zuletzt bekam auch ihr Einziger sein Teil: er und Frauke

hätten dazwischen treten sollen; denn das Unheil käme nicht eigentlich in die Welt durch schlechte Menschen, sondern so, daß die guten Menschen nicht den Mut hätten, das aufstehende Böse niederzutreten.

Dann klagte sie über Thorbeeken.

„Dieser unselige Mensch! Alles, was in seine Nähe kommt, wird unglücklich; es muß! . . . Aber wenn ihm nun einer ins Gesicht sagte: Verteidige dich gegen das Papier, das Trude Kneer gefunden und Dora Thorbeeken dir gestohlen hat, du Dieb . . . Ach, Dieb!? Er ist mehr als ein Dieb! Ein Dieb kann nicht so arg vom bösen Gewissen gehejzt werden.“

Christian nickte: „Ich habe seit dem Sturz des Turmes nicht schlafen können,“ sagte er bekümmert, „immer sehe ich irgend ein Unheil; bald sind es die todtraurigen Augen Gertruds, bald sehe ich Thorbeeken auf seinem Wagen . . . seine Pferde und er . . . Schaum vor dem Mund . . .“ er schloß die Augen und fuhr mit der Hand über die Stirn: „Fürwahr, Mutter, du darfst es mir glauben, wenn es mir richtig und nötig erscheint, dann springe ich vor und fürchte mich nicht. Gott weiß es und du, daß ich das Gute will; aber hier . . . mir ist, als müßten wir still sein, und Augen und Ohren aufthun, und hören und zuschauen, was ein anderer thun wird und staunen und beten.“

Frau Möller hatte sich auf den Stuhl niedergelassen, der am Fenster stand; mit feuchten Augen sah sie über den Marktplatz.

„Als ich ein kleines Kind war, da hatte Thorbeeken — er war damals eben vom Krieg zurück gekommen — mich eines Tages auf den Arm genommen; dort war es“ — sie deutete mit verstärkten Augen in die schon dunkle Tiefe des Zimmers . . . „da kam meine selige Mutter; ich

sehe noch, wie in ihren weichen, guten Augen die Mutterliebe leuchtete; sie riß mich aus seinen Armen und lief mit mir in die Schlaftube und herzte und küßte mich und klagte immerfort: ‚Der schlechte Mensch . . . mein armes, unschuldiges Kind!‘ Seitdem legte es sich schwer auf meine Seele, so oft ich ihn sah. Ich habe sie alle gekannt, die ihm nahe gestanden haben; ich habe ihren Leichenzug am Fenster vorbeifahren gesehen, und es ist mir auf die Seele gestoßen, wie er gleich nach diesem Begräbniß hier angekommen ist, gleichgültig, gemüthlich, wie einer, der nach den Weizenpreisen fragen will. Dazu hat ein Wort vom alten Böß mich verstimmt, der hat am witten Knee gestanden, an dem Abend, als Thorbeeken vom Begräbniß seines Vaters nach Hause fuhr. Da hat Thorbeeken am Hohlweg Halt gemacht und hat mit der Peitsche einen weiten Bogen gemacht: vom witten Knee bis rechts herum an den Sommerbeich, und hat wie wild dazu auf Plattdeutsch gerufen: ‚All mien, all mien!‘ Seitdem, sagt Böß, zwingt ihn der Teufel oder das böse Gewissen, er muß dort halten, die Pferde gehen nicht weiter, sie bäumen und steigen, aber sie gehen nicht vom Fleck; es soll entsetzlich aussehen! Da muß er nun immer wieder nachdenken über sein Wort: ‚All mien, all mien.‘ Ich habe das alles mit anhören müssen,“ fuhr Christians Mutter fort. „Wer weiß, wie oft! Ich hatte ja ein offenes Haus; die ganze Gegend, alles, was anständig und ordentlich ist, geht bei uns aus und ein; und jeder erzählt gern, was ihm die Seele erfüllt, Gutes und Böses; sie reden da manches, was sie zu Hause verschweigen. Da habe ich viel böse Worte über Thorbeeken hören müssen, viel Schlechtes, zuweilen Unheimliches. . . Nur zwei giebt es, soviel ich weiß, die Gutes von ihm reden und ihn verteidigen, der eine ist

der alte Nuttelmann aus Westdorf, die andere ist keine kleine Fraule. Und dann ich! . . . Ich habe gemeint, ich müßte die dritte im Bunde sein, weil ich doch seine Frau gut gekannt hatte, und seinen Jungen wie dich lieb gehabt hatte, und da habe ich eines Abends mit ihm geredet, wie es uns Frauen denn geht, unter heißen Thränen; ich habe die Toten und die Lebenden zur Hilfe gerufen, und er hat ruhig und still zugehört; heiße Dual hat in seinen Augen gestanden, aber dann hat er mir nur dies geantwortet: „Sie wissen nicht, Frau, wie das alles gekommen ist und was mich weiterrreibt . . .“

* * *

Nach einer Weile kam Hans mit seinem Vater. Dora war in das Damenzimmer gegangen, um ihren Pelz abzulegen. Als die beiden Ankommenen unter das Licht des einfachen, schön geformten Kronleuchters traten, erhob sich die Frau vom Mönchshof und kam ihnen entgegen, und wie ihr klarer Blick auf die blassen Gesichter, in die erregten Augen fiel, da wußte die Frau mit dem feinen, weichen Herzen, wie es um die beiden stand.

Der Heimgekehrte machte den Eindruck eines tiefverbitterten Mannes, eines Menschen, der auf keinen sonnigen Tag mehr hofft, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Der alte Thorbecken schien völlig nüchtern, in seinen Augen lag nichts von dem feuchten, schwimmenden Glanz, der das wohlgenährte Gesicht so abstoßend machte; es lag ein anderer Glanz darin, wie er in den Fenstern eines Hauses liegt, das in tiefer, schwarzer, stürmischer Nacht anfängt zu brennen . . . inwendig, . . . und die Flammen werfen ihren Schein gegen die Fenster, grellen, bleichen, häßlichen Schein in die schwarze Nacht . . . eine kurze Zeit, dann . . .

schlagen die roten wilden Flammen heraus und hüllten das Haus, alles, was in ihm ist, in ihre feurigen, wilden Wogen.

Dora, welche jetzt eintrat, trug ihre schöne Gestalt hoch aufgerichtet; aber es war so viel Gemachtes, Unsicheres in ihrer Haltung und in ihren kurzen, abgerissenen Worten, daß sie den klaren Augen der älteren Frau verachtungswert erschienen wäre, wenn nicht in ihren blassen Mienen so viel seelische Erschütterung gestanden hätte, die sie bemitleidenswert machte.

Allmählich trafen die Gäste ein, vorwiegend jüngere Landleute, mit denen der Heimgekehrte alte Jugendbekanntschaft gern wieder angeknüpft hatte, unter ihnen, als der Erste und dem Heimgekehrten der Liebste, August Loe, ein gewandter Mann mit einem scharfen Verstand, tüchtig und thätig auf seinem großen Besitz, daneben aber einem Spiel Karten und einer vollbesetzten Tafel nicht abhold. Er begrüßte Hans in seiner jovialen, herzlichen Weise und verwickelte ihn sofort in ein landwirtschaftliches Gespräch, wie Hans es mit Vorliebe führte. Allmählich sammelten sich auch die übrigen Herren um den Tisch und griffen in die Unterhaltung ein, die, wie unter Landleuten häufig, in einem gewissen neckischen, spottreichen Ton geführt wurde.

Als der alte Thorbecke mit schweren, breiten Schritten und mit flackernden Augen an den Tisch trat, fiel es wie Nebel und Reif auf die sonnige Laune; es trat Stillschweigen ein; selbst Loe, dem der frische Humor so leicht nicht ausging, wurde still.

Da machte einer den Versuch, ein neues Gespräch anzufangen. Ein Landmann hatte an der Börse gespielt und, unerfahren und leichtfertig, wie er war, hatte er in kurzer Zeit eine große Summe Geldes verloren, welche den größeren Teil seines Vermögens ausmachte:

„Man spricht von zweihunderttausend Mark!“

„Es ist, um unflug zu werden,“ sagte ein anderer.

„Ich hätte keine ruhige Stunde in meinem Leben mehr.“

„Der Mensch hat eine gute Frau und ein ganzes Nest voll gesunder, tüchtiger Kinder.“

„Er verdient Schläge.“

So verurteilten sie seinen Leichtsinns und bedauerten seine Familie; sie dachten nicht daran, den Verlust des Geldes an sich für das Härteste und Wichtigste zu halten. Aber einer dachte daran, einer, der seit vierundzwanzig Stunden in seinen Gedanken nur immer den einen Weg gemacht hatte, immer im Kreise: „Du hast zweihunderttausend Mark verloren! Du hast vergeblich die böse Schuld auf dich geladen, und du hast sie vergeblich durch vierzig Jahre getragen! Es wäre viel besser für dich, wenn du nicht mehr denken könntest! Du hast zweihunderttausend Mark bezahlt! So viel! Und doch ist die Schuld nicht bezahlt! Du Narr, kann man denn Sünde mit Geld bezahlen?“

Thorbeeken ging an einen anderen Tisch; er wußte nicht, daß er nur immerfort in sein Glas gestiert und kein einzig Wort gesagt hatte.

Dort am anderen Tisch saß im Kreise der städtischen Bildung der alte Justizrat. Man stritt über die Verjährung von Verbrechen.

Thorbeeken polterte sofort dazwischen; er sprach wie ein Angeklagter, der den frechen Versuch macht, seine Sache mit Allgemeintheiten zu verteidigen, die ebenso schief sind, als seine Sache schlecht ist.

„Die Justiz,“ sagte er mit großem Selbstbewußtsein, aber mit heiserer, unsicherer Stimme, „muß alte Geschichten vergessen, das Volk vergißt sie ja auch.“

Der alte Rat fuhr mit der Hand durch sein weißes Haar: „Sie irren, Herr Thorbeeken, in doppelter Beziehung. Zuerst glauben Sie nicht, daß das Volk geschehene Verbrechen sobald vergißt; ich kenne Fälle, die das Gegenteil beweisen; noch nach hundert Jahren rebet das Volk von alten, dunklen Geschichten, zumal dann, wenn sie nicht gesühnt worden sind. . . . Und die Justiz? . . . Ich meine, sie sollte Verjährung überhaupt nicht kennen; sie sollte blind urteilen, Gottes Dienerin. Glauben Sie, daß da oben vergessen ist, was hier unten vor vierzig oder achtzig Jahren geschehen ist? Freilich,“ sagte er, und seine Augen leuchteten, „hier und dort gilt eine Verjährung, ein Milberungsgrund: ein gutes, ernstes, tüchtiges Leben nach der That.“ Hell wie Stahlschimmer funkelte es in den grauen Augen, und die festgeschlossene Faust des alten Mannes schlug leicht auf den Tisch.

Da dachte der Gezeichnete an die Forderung, die der alte Jurist gestern an ihn gestellt hatte: Ich bin bereit, die zweihunderttausend Mark anzunehmen, aber in dem Protokoll sollen die Worte stehen: „Zur Sühne einer alten Schuld“. . . . Er wandte sich schweigend um und ging zu dem Tisch der Damen.

Aber da kam der in ganzer Seele Verstörte aus dem Regen in die Traufe. Die Damen, nach längerer Zeit zum erstenmal wieder zusammengekommen, besprachen das Ereignis der ganzen Gegend: den Sturz des Turms ins mitte Knee. Da die Damen fast alle mit den Kneeschen Verlegenheiten bekannt waren und mehr oder weniger genau wußten, in welcher Verbindung Thorbeeken mit denselben stand, so hätten sie das Gespräch gerne fallen lassen, als der Gläubiger der Knees an den Tisch trat, aber die doppelte Neugier, näheres zu erfahren und zu sehen, wie

Thorbeeken sich benehmen würde, überwand die frauliche Angstlichkeit. Man hatte gehört, daß Thorbeeken die Michte des alten Knee mit einem unheimlichen Haß beehrte; also stand auf der einen Seite das ganze Geschlecht der Knees, auf der anderen allein Thorbeeken und dazwischen der Heimgekehrte, der interessanteste Mann in der Landschaft, von dem man, um das Maß des Interesses voll zu machen, seit einigen Wochen sagte, daß er Trude Knee zu seiner Frau machen wolle, zum Entsetzen seines Vaters.

Die kleine, lebhaftige Frau des Arztes, welche als Eingewanderte die Verhältnisse der Landschaft wenig kannte, überdies von Natur ein wenig rebselig und keine Diplomatin, fiel mit der Thür ins Haus. „Es soll ein großartiger Anblick gewesen sein, Herr Thorbeeken! Was sagten Sie, wie groß ist die Tiefe, über fünfzig Meter? Und das Fräulein von Knee soll verwundet sein? Bitte, Frau Müller, erzählen Sie uns doch, sie soll so hübsch und apart sein?“

„Freilich, sie ist eine eigenartige Schönheit; aber das Beste an ihr ist ihre Herzensgüte und Tüchtigkeit; das Kneesche Haus hat durch sie ein anderes Gesicht bekommen.“

„Aber was ist mit diesem Grafen Hans, ihrem Großvater?“ fragte die junge Frau wieder. „Wissen Sie nichts Näheres darüber, Herr Thorbeeken?“

„Es sind achtzig Jahre her! Alte Geschichten!“ und indem er in seiner Angst aus der Rolle des Gastes fiel, der er heute im Mönchshof war, forderte er mit polternder Stimme ein Glas Grog.

Es trat ein peinliches Schweigen ein.

„Sie soll ja ein Papier gefunden haben, ein altes, von jenem sagenhaften Grafen Hans? . . .“

Totenstille trat ein. Wer hatte das Wort gesagt,

und woher hatte er seine Kenntniss? Die Tasse in Frau Möllers Hand zitterte; die alte Frau des Justizrats, eine feine Dame mit glattem, schneeweißem Haar und klugem, gütigem Gesicht, richtete sich ein wenig auf. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

„Ein Papier? Ja, ein Stück alten Papiers! Aber wer kennt den Inhalt? Vielleicht,“ warf sie mit feinem Lächeln ein, „ist es die Erzählung der Kneeschen Sage, welche Graf Hans seiner Enkelin hinterlassen hat?“

„Beste Frau Justizrat, was ist das nun wieder? Eine Sage?“

„Die von dem Mäowenmädchen.“

„Wie interessant!“

„Eine etwas wilde Geschichte, die vor fünfhundert Jahren geschehen sein soll. Sie wissen, daß mein Mann sich für die Vergangenheit unserer Landschaft interessiert; da hat er sich die Sage vom alten Boß erzählen lassen, und wenn Sie Neigung haben . . .“

„O bitte, bitte!“

Da lehnte sich die alte Dame ein wenig zurück und erzählte, bald mit ernstem, bald mit lächelndem Munde, aber immer mit vielem Behagen, die Sage von Trude Groode, der Mäow . . . Dann schloß sie: „Und diese Trude Groode ward die Ahne des Kneeschen Geschlechts. Sie ist überhaupt keine rein sagenhafte Persönlichkeit; ihr Grabstein liegt am Altar im Dom, und Trude Knee, die ich übrigens zu sehen und zu sprechen die Freude hatte, und die mir außerordentlich gefällt, ist die letzte des alten Geschlechts, also diejenige, welcher die Ahne beistehen will, in der allergrößten Not!“

„Aber was hat sie denn für Not? Ihr thut ja niemand etwas?“

„Niemand?“ Frau Möller sagte es mit tief erregter Stimme. „Es war ja ein anderes Papier,“ fuhr sie langsam fort, „es enthielt nicht eine Sage, sondern es erzählte eine Geschichte, die vor achtzig Jahren geschehen ist, als Hans von Knee bei Nacht und Nebel über die Elbe ging; und diese Geschichte ist eine traurige und geht Gertrud von Knee sehr an, und es ist wohl möglich, daß sie von einer großen Not nicht fern ist.“

Die Herren hatten ihre Karten hingelegt, Thorbeeken stützte sich schwer auf die Lehne eines Stuhles, sein Gesicht sah grau aus wie Asche, und seine mächtige Gestalt bebte.

Hans Thorbeeken, der Heimgekehrte, war aufgestanden und ans Fenster getreten. Mit der dumpfen Erkenntnis der vollständigen Verworrenheit der Verhältnisse starrte er über den öden Marktplatz, der vor ihm lag; er beneidete die Vögel, die um den schlanken Turm des alten Doms flogen, hinauf und hinunter, wie sie wollten, ohne Last, in fröhlicher Fahrt.

O, hier war jedes Wort eine Rede von alten Geschichten, jede Stunde eine Mahnung an alte, immer noch unbezahlte Schulden. Ein Stiel vor seiner Zukunft erfaßte ihn; er wollte fort, morgen, heute nacht; sobald er die Pflichten des Gastgebers erfüllt hatte. Er wollte alles aus seinem Herzen reißen: die alte Schuld und alles, was damit zusammenhing . . . Trude Knee! . . . da, wie er an Trude Knee dachte, fühlte er plötzlich, daß es nicht möglich war, jemals sein Leben von der alten Schuld zu befreien; sie hielt ihn fest; er fühlte die Wahrheit des Wortes von den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, ob diese Kinder auch noch so sehr sich sträuben . . .

„Ich kann es nicht,“ sagte er laut.

Loe trat an ihn heran: „Warum?“ sagte er, „das

kannst du nicht? Der Mensch kann alles, wenn er will!“ Die Stimme des jovialen Mannes klang ernst und herzlich. „Man muß den Stier bei den Hörnern fassen, Hans! So!“ . . . und er machte mit seinen mächtigen Händen eine bezeichnende Bewegung.

Der Angeredete sah traumverloren zu ihm auf: „Es handelt sich nicht um einen Stier, Loe; es handelt sich um eine Möwe.“

Da wußte der andere, wie es um den Freund stand: „Ich weiß,“ sagte er, und in seinen klugen Augen brannte ein warmes Feuer: „Der alte Bulle verschweicht dir deine Möwe: ich sage dir: Faß an!“ und er machte wieder die Bewegung mit beiden Armen. Dann wurde er von einigen Bekannten angerufen, damit er einen Streit schlichte, der unter ihnen entstanden war.

Der Heimgekehrte stand wieder allein am Fenster, allein mit seinen Gedanken und sie fingen wieder an zu arbeiten, zu quälen, sein Hirn zu zerreiben, zwecklos, ganz zwecklos, denn er weiß, daß er da aufhören wird zu denken, wo er angefangen hat.

„Warum bin ich nicht froh? Die Schuld ist bezahlt mit einem großen Haufen blanken Geldes! . . . Wirklich, ist sie bezahlt? Was sagte Trude Groode? . . . Eine Schuld kann nur mit Liebe bezahlt werden! Wohl, mit Liebe! Aber auch noch durch ein zweites: durch Strafe!“

Es fröstelte ihn.

„Und ich bin es, an dem die Sünde heimgesucht wird; ich bin es, der die Strafe tragen muß, ich: das dritte Glied; ich werde die dreifache Kette durch mein ganzes Leben schleppen: ein schlechtes Gewissen, ein ungeliebtes Weib und bitteres Heimweh . . .“

„Trude Groode! . . . Über all das Unrecht, über all

die alten Sünden hinweg kann ich nicht zu dir kommen. Wenn ich es könnte! . . . Ich will es mir vorstellen: ich zu deinen Füßen, meine Hände in deinem Schoß und deine warmen Hände, nach denen ich mich von Kindheit an gesehnt habe, auf meinem Haar und deine reinen, schönen Augen in meinen Augen und keine Macht mehr zwischen mir und dir, keine, alles geföhnt, begraben, begraben . . .“ Da schlug die trunkene Stimme seines Vaters an sein Ohr: „Was stehst du hier und fängst Grillen? Laß die Menschen doch jetzt reden, was sie wollen; es ist ja alles bezahlt; ich bitte dich: zweihunderttausend Mark!“

Hans Thorbeelen wandte sich nicht um; es ekelte ihn vor dem geröteten, trunkenen Gesicht, und er fürchtete die glasigen Augen, aus denen die Angst ihn ansah. Es waren ja doch die Augen seines Vaters.

„Es ist nichts geföhnt,“ sagte er, das Gesicht noch immer abgewendet. „Wir werden die Schuld weiter tragen durch unser ganzes Leben, Trude Knee und ich.“

„Was nennst du die beiden Namen zusammen?“ Thorbeelen fragte es in tödlicher Angst.

„Wir beide sind die, welche leiden.“

„Aber was hat sie zu leiden . . . mit meinem . . . meinem schönen Geld in der Tasche? . . . O, sie wird eine begehrte Braut sein!“

In den Augen des Heimgekehrten flammte es wild auf; mit einem Ruck wandte er sich um: „Sprich kein Wort,“ stieß er hervor . . . „Und . . . damit ich sage, was ich denke . . . wir sprechen wohl zum letztenmal miteinander . . . du hast gehört, was man sich in der Landschaft erzählt; du weißt, daß das alles von Haus zu Haus geht; vielleicht noch mehr als das! Ich weiß auch, daß du ein elendes Leben führst, elender als dein Hofhund und

ängstlicher als der Hase in deiner Jagd! Ich weiß, daß du nicht schlafen und nicht wachen kannst und daß du nur dann ein wenig vergift, wenn du betrunken bist! Ich frage dich, willst du so weiter leben, bis Gott dich ruft?"

„Und du meinst?“ . . . Die Stimme klang so ruhig wie die eines, der mit Ergebung sein Urtheil erwartet.

Da wurde der Sohn weich: „Vater, ich bitte dich, löse die Last von deiner Seele! Laß all dein Geld und Gut hier und komm mit und fang' ein anderes Leben an. Die Angst um dich zerreißt mir die Seele. Ich kann dies qualvolle Sterben nicht länger ansehen.“

Er hatte beide Hände auf die Schultern seines Vaters gelegt; es war das erste Mal, daß sie sich so berührten, das erste Mal nach zehn Jahren. Was die geballte Hand des Sohnes damals gesündigt, das machte sie jetzt wieder gut; sie lag weich und fest, wie in Angst sich anklammernd, auf der Schulter des Vaters.

Thorbeeken war einen Schritt zurückgetreten; es ging ein sichtbares Zucken durch seinen Körper. Fühlte er, daß noch einmal um seine Seele geworben wurde? Starr sah er in die feuchten Augen seines Sohnes.

Da hörte er hinter sich einen bekannten Klang. In der Gruppe, in welcher sich Loe befand, wurde ein Handel gemacht; einer legte zählend die Goldstücke auf den Tisch.

Eins . . . Klirr.

Zwei . . . Klirr.

Drei . . . Thorbeeken hatte den grauen Kopf seitwärts geneigt und auf das Zählen und auf das Klingeln und Klirren gehorcht. „Ich wollte dir sagen,“ sagte er dumpf mit knirschenden Zähnen, „daß ich keine Seele mehr habe; sie ist mir mit den Papieren und mit den zweihunderttausend Mark abhanden gekommen. Ich will es so durchsetzen.

Nach' du dir keine Vorwürfe, es ist allein meine Sache.“ Mit wankenden, schweren Schritten ging er nach dem Hintergrund des Zimmers . . .

Man ging ziemlich schweigsam zu Tisch; aber die treffliche Bewirtung, der gute Wein, dazu einige Anekdoten, welche Loe auf den Tisch legte, bewirkten bei der Mehrzahl der Gäste eine heitere Stimmung. Wie es denn so geht, zuerst wollte man um jeden Preis heiter sein und sich unterhalten, danach, als man es wollte, gelang es auch. An die Stelle der künstlichen Anregung trat das natürliche Interesse. Die Damen thaten redlich das Ihre.

Wie es gekommen war — man nennt es ja Zufall — Christian Möller war Nachbar von Thorbeckens geworden. Anfangs hielt sich derselbe ruhig; in sich gekehrt saß er da, die ausdruckslosen Augen auf den Teller gerichtet. Als man etwa eine halbe Stunde getafelt hatte, fing er an, dem Wein zuzusprechen; die furchtbare Aufregung, in der er sich befand, mochte das Ihre thun; es währte nicht lange, so befand er sich in jener Stimmung, in der er auf seine Umgebung keine Rücksicht mehr nahm. Glücklicherweise befanden sich die nächsten Nachbarn in einem eifrigen Gespräch mit den mehr in der Mitte der Tafel Sitzenden, so daß Thorbeckens Worte, zumal er sie fast unverständlich hervorstieß, nicht verstanden wurden.

„Feines Leben im Herrenhaus? Alle Tage herrlich und in Freuden?“

„Das stimmt nicht,“ sagte Christian ruhig. „Herr von Kneze ist kein reicher Mann, wie Sie wissen. Und der reiche Mann im Evangelium taugte nichts, wie Sie wissen. Für sein Geld baute er Scheuern, und gerade als die Scheuern fertig waren, verlor er seine Seele. Darum steht da, er war ein Narr.“

„Ach . . .!“ Er machte eine unbeholfene Armbewegung über den Tisch. Der Wein wurde verschüttet.

„Sagen Sie nicht, daß ich betrunken bin.“

„Ich habe das mit keinem Wort angedeutet.“

„Ich sehe es aber an Ihren Augen! Bringen Sie mir eine Flasche Wein.“

„Das ist nicht meine Sache; ich bin selbst Gast, der Gast Ihres Sohnes!“

„Aha!“ . . . eine Weile schwieg er. „Der Turm ist nun doch von der Erde verschwunden!“

„Und Gertrud Knee ist verwundet und schwerkrank.“

„So! Wissen Sie . . . was geht mich . . . das Frauenzimmer an?“

„O,“ sagte Christian, und er fühlte, wie es gleich einem Ruck durch seine Seele ging; er mußte sagen, was er jetzt mit blitzenden Augen hervorstieß:

„Diese Gertrud Knee, meine ich, wird die Frau Ihres Sohnes! . . . Bei Gott, das wird sie!“

Da stand Thorbeeken taumelnd auf, daß der Stuhl polternd umfiel . . . „Ist das wahr? . . . Dann ist alles umsonst . . . alles! . . . Eine Knee und mein Sohn? Ich soll sie sehen . . . immer, immer . . . das ist das Ende?“

In diesem Augenblick rief eine helle Stimme: „Wir sind dreizehn bei Tisch, das bedeutet Unglück!“

„Was denn?“

„Daß einer stirbt in derselben Nacht.“

„Aber was soll das!?“

„Der eine stürzte in den Abgrund . . .“

Das Letzte hatte Thorbeeken hervorgestoßen; er starrte in das totenblasse Gesicht seines Sohnes, dann in die Augen des alten Justizrats, die mit tiefem, wehmütigem Ernst auf

ihn gerichtet waren. Da lachte er wild auf und ging mit wankenden Füßen nach der Thür.

Als der Hausknecht ihn draußen an die Mauer gelehnt stehen sah, zog er den Jagdwagen heraus und spannte die Rappen vor. Die unruhigen Tiere scharrtten mit den Hufen die Steine und schäumten in den Gebissen. Als die Gestalt an der Mauer sich bewegte, fingen sie an, sich zu heben und zu steigen.

Es mochte elf Uhr sein. Die Sichel des Mondes stand klar und leuchtend am Himmel; schwere, dunkle Wolken trieben von der See her seitwärts über den Horizont; dann und wann fuhr ein kalter Windstoß dumpf rauschend über den weiten, öden Hof.

Der Hausknecht trat an Thorbeeken heran, faßte ihn ohne ein Wort zu sagen, an dem Arm und half ihm in den Wagen.

„Die Stride liegen vorn im Wagenlasten,“ sagte er.

„Stride!?“ fragte Thorbeeken wie im Traum, „was soll ich damit?“

„Der Verwalter hat mir aufgetragen, sie Ihnen mitzugeben.“

Thorbeeken sprang vom Sitz auf: „Ich will sie nicht bei mir haben,“ schrie er.

Der Knecht stieg kopfschüttelnd auf den Wagen, hob den Deckel des Wagenlastens auf und kramte die Stride heraus: „Der Verwalter sagte, sie müßten morgen gebraucht werden.“

Thorbeeken starrte auf die Stride, die im weißen Licht des Mondes gleißten. „Ich brauche keine Stride,“ murmelte er; dann schrie er: „Ich will sie nicht!“ Er hieb, noch stehend, wild auf die steigenden Pferde. Der Knecht sprang behende vom Wagen. . . . „Der kommt auch bald

zum letztenmal über den Marktplatz," sagte er zu sich selbst. Dann dachte er daran, daß es ein großes Gefolge werden würde.

"Wir müssen für wenigstens hundertzwanzig Pferde Raum haben," sagte er laut.

Er stand noch eine Weile und hörte auf das harte, springende Rollen des Wagens. „Er fährt über die Gasse. Es ist eine gefährliche Stelle, wo es am witten Kniee in die Marsch hinuntergeht. Sie sagen, seine Pferde gehen immer auf die andere Seite, und an einer bestimmten Stelle stehen sie still.“

Er warf einen Blick über den großen, mondbeschienenen Platz: „Da geht noch jemand," dachte er. Eine schlanke, schmiegsame Männergestalt näherte sich dem Mönchshof. „Es scheint Hünze zu sein. Der will wohl noch mit Dora Thorbeelen sprechen. Na, ich will nicht stören.“

Fröstelnd ging er in den Stall zurück. Hünze stand draußen unter den Fenstern des Mönchshofs. Er wollte Dora Thorbeelen nicht sprechen; er wollte sie nur noch einmal sehen, ehe er in die weite Welt ging.

* * *

Gertrud Kneee hatte an diesem Nachmittag wenig oder gar nicht geschlafen; Frauke war nicht von ihrem Bett gewichen. Gegen zehn Uhr abends wollte sie durchaus aufstehen. Da das Zimmer genügend erwärmt war, glaubte die kleine, unerfahrene Pflegerin, daß es wohl nichts schaden würde, wenn die Kranke ein wenig das Bett verliesse.

Mit heißen, brennenden Wangen, unruhigen Augen und zitternden Gliedern saß sie am Fenster, in ein leichtes Nachtkleid gehüllt, eine wollene Decke über den Knien;

mit trockenen Lippen murmelte sie zuweilen zusammenhanglose Worte.

Frauke, von heißer Unruhe getrieben, ging zu ihrem Vater hinunter; sie fand ihn in seine Zeitung vertieft; der alte Boß stopfte die Pfeife. Es war behaglich warm im Zimmer; Behaglichkeit und Sauberkeit wohnten in dem ganzen altertümlichen Raum. Wie hatte es vor einem halben Jahre hier ausgesehen!

Frauke nickte dem alten Diener freundlich zu und bat ihn leise, die Sorge für den Vater zu übernehmen und beredete mit ihm, daß gleich morgen früh zum Arzt geschickt werden sollte; diese Nacht aber wollte Boß wach bleiben und, wenn die Kranke schlief, hinaufkommen und mit Frauke wachen. Auch sollte einer von den Knechten die Nacht über in Kleidung bleiben, um bereit zu sein, wenn etwa ein Reiter zum Arzt geschickt werden sollte. Dann ging sie zu ihrem Vater hinüber, legte den Arm um seine Schulter und strich mit der Rechten über sein graues Haar. Er sah freundlich zu ihr auf.

„Daß Hans gar nicht kommt,“ sagte er ein wenig ungeduldig.

„Er wird morgen kommen,“ sagte sie zuversichtlich; „er hat viel Arbeit.“

„Hast du mit ihm gesprochen?“

„Das nicht, aber Christian sagte es mir.“

„Was du immer mit dem Jungen zu reden hast!“ In seinen Augen lachte es.

Sie wurde rot und legte die Hand vors Gesicht, aber ihr Mund lächelte; dann kniete sie vor ihrem Vater, wie ihre Gewohnheit war, und fragte, ohne aufzusehen: „Magst du ihn gern?“

„Ja, sehr gern!“

„Was wünschst du ihm denn für eine Frau?“

„Die allerbeste!“

„Und wer ist die allerbeste?“

„Trude?“

„O, Papa!“

Er lächelte: „Frauke?“

Sie nickte eifrig: „Was wünschst du ihm also für eine Frau?“

„Frauke Knee,“ sagte er und bog ihren Kopf zurück und sah ihr in die schimmernden Augen, „und sie soll glücklich werden, glücklicher als ihre liebe Mutter.“

„Mama war auch glücklich,“ sagte sie und blickte voll Liebe zu ihm auf. „So glücklich!“

Er strich ihr über das helle Haar: „Und unsere Trude?“

„Trude bekommt den Mann, der nach Christian der allerbeste ist.“

„Du kannst gut reden!“

„Ich kann auch handeln!“ sagte sie ernst.

Er nickte: „Steh' ihr bei, sie hat es wahrhaftig um uns beide verdient.“

„Ich will ihr helfen!“ Und Frauke von Knee richtete sich auf: „Morgen will ich ihr helfen!“

Sie wußte nicht, daß schon ein anderer unterwegs war, Gertrud von Knee zu helfen . . .

Als sie oben wieder ankam, fand sie Trude noch am Fenster sitzen. Sie legte den Arm um den Nacken der Freundin, zog die Decke höher über die Kniee und ordnete das Nachtkleid, damit die in hastigen Atemzügen arbeitende Brust bedeckt war. Während sie dies that, wunderte sie sich, daß Trude, die sonst so ordentlich war und sich selbst vor ihrer kleinen Freundin so sorgsam verhüllte, so teilnahmslos darsaß, mit bloßen Füßen, mit offenem Nachtkleid

und mit losem Haar, das auf Hals und Schultern lag. Ja, wenn sie schwer krank wäre! Aber das war sie ja nicht! Sonst sähe sie doch nicht mit bloßen Füßen am Fenster und sähe auf den Weg hinaus in den flimmern- den Mondschein, immer in der Richtung nach dem witten Knee . . . ?

„Ach, Frauke! Was weißt du von Krankheit! Du weißt ja nicht, wie das Fieber, das im Blute tobt, aus dem Menschen macht, was es will.“

„Was soll ich thun?“ dachte die Kleine Samariterin. „Ich will ihr etwas erzählen!“ Und sie zog einen Schemel heran und kniete darauf und legte ihre verschlungenen Arme auf Trudes Kniee, wie sie es so oft gethan hatte, und fing in ihrer Weise an zu plaudern.

„Du, Trude, der Marz und ich! Als du in unser Haus kamst, da meinten wir, es käme ein Schulmeister mit einer großen, blauen Brille und mit Gummischuhen, Trude . . . so lang . . . und mit kalten, grünen Augen . . . und als du nun kamst . . . ach, da war es ein wunder- schönes Kind, daß die Leute sagten: die Schönste im ganzen Land, mit süßen, dunklen Augen und mit blondem, dichtem Haar, in dem man immer nach einer goldenen Krone sucht. Und als es Abend wurde, da durfte Frauke Knee das Haar sehen und streicheln und damit spielen, und lachte, als es über den Gürtel reichte. Und als es Abend wurde, da stand Frauke Knee und wunderte sich über die Gestalt, die gleich einer Königin war, gleich unserer Ahnfrau, der Mööw, von dem schimmernden Scheitel bis zu den Füßen in den feinen, schwarzen Strümpfen, welche die Königin selbst gestrickt hatte. Da machte Frauke Knee drei Tage lang ihr bekanntes, erstauntes Gesicht, das so wunderbar dumm aussehen soll.“

Aber das Beste an ihr, das kommt nun: das war das Herz! O, das war ein Herz, so fein, so besinnlich, so rein, so friedlich. Und bei dem Herzen kam nun Frauke in die Lehre. Sie lernte gerade Absätze für notwendig halten; sie fing an, den Saum ihres Kleides ordentlich zu halten; sie schwärmte für Schürzen, Schürzen mit roter, blauer oder weißer Stiderei. Sie fing an, diese Stidereien selbst zu machen, nachdem Trude sie zu dreiviertel angefangen hatte. Sie lernte sogar Strümpfe stopfen!

Und nun ist Frauke Kree eine kleine, vernünftige Dame geworden, und wenn einer käme, könnte sie am Ende gar eine kleine, tüchtige Hausfrau werden. Aber es kommt nur keiner!“

„Du bist lieb,“ sagte die Kranke, die offenbar mit ihren Gedanken ganz wo anders gewesen war. „Bitte,“ sagte sie matt, „mach' die Binde ein wenig lose; es klopft so dadrinnen.“

Frauke that, wie ihr geheißen: „Du siehst wunderbar aus,“ sagte sie, „die weiße Binde in deinem goldenen Haar!“ Sie legte einen Teil des Haares nach vorne über beide Schultern: „Du siehst jetzt so blaß aus,“ sagte sie mit heißem Mitleid. „Meine süße Trude!“ und sie streichelte die Wangen der Kranken: „Ich fürchte, du wirst krank. Willst du nicht ein Kleid anziehen?“

Und dann stand Frauke schon am Schrank und suchte nach einem Morgenrock. Als sie, ein Kleid in der Hand, in das Mondlicht trat, das hell ins Fenster hereinschaute, stuzte sie: „O,“ sagte sie, „ich habe den Linnenrock der Ahnfrau gefunden.“

„Gieb!“ sagte die Kranke und sah mit flackernden Augen auf das weiße Gewand. Wie klang die weiche Stimme so hart!

Sie ließ die Decke von den Knien fallen und erhob sich; dann fing sie an, das Nachtleid abzustreifen, mit zitternden, fliegenden Händen; ihre Wangen glühten jetzt wieder. Frauke sah es nicht; sie meinte, es wäre der Mondschein.

„Was willst du?“ fragte Frauke.

„Es ist heiß; ich will dies ausziehen. . . . So! Nun gib mir das Linnenkleid.“

Frauke knüpfte den schmalen Gürtel fest; lose schmiegte sich das Gewand um die volle, hohe Gestalt; um die nackten Füße spielte der Mondschein.

„Es ist wie für dich gemacht,“ sagte Frauke mit stoßendem Atem und starrte auf die königliche Erscheinung, auf die weißen Schultern, auf denen schwer das Haar lag, das wie mattes Gold glänzte, und auf die Füße.

Es überlief Frauke heiß: „Was nun?“ sagte sie.

„Meine Frauke . . . wann soll doch die . . . die Ahnfrau wiederkommen . . .?“

„In der allergrößten Not, Trude.“

„Wo ist der Silberreif, Frauke?“

„Warte, Trude, hier im Schrank,“ und sie lag schon vor dem Schrank auf beiden Knien und suchte. „Ach, wenn sie ihn doch fände!“ Die Kranke scheint ja wieder Interesse zu haben! Das ist sicher ein Zeichen der Genesung! Wie sie sich freut, die kleine Krankenpflegerin! Mit fliegenden Händen öffnet sie die kleine Schachtel.

„Hier! Siehst du, Trude? Ich habe ihn blank gemacht. Sieh mal!“ Sie hält den Reif in den Mondschein. Wie die Möwenflügel glitzern und gleißen. . . . „Wart', ich setz' dir ihn auf . . . aber du mußt dich ein wenig bücken, daß ich dir nicht wehe thue. Beuge dein königlich Haupt, Königin Mondschein! So! Ei! Nun lächle deiner Skavin zu, nun bist du unsere Ahne!“

Die Kranke griff mit fieberheißen Händen nach Fraukes Hand.

„Ich habe eine Heimat bei euch . . . Süße, kleine Schwester!“ . . . Wie klingt die süße Stimme so hart! Wie glänzen die Augen so trocken! Es ist nicht das Mondlicht.

„Meine Frauke, wann will die Ahne doch wiederkommen?“

„In der allergrößten Not, Trude!“

Frauke zerreißt die Angst das Herz; sie fängt in ihrer Ratlosigkeit an zu weinen: „Setz' dich hin, meine Trude, nimm die Decke; ich komme gleich wieder.“

Sie will Bofß holen.

Als sie sich in der Thür umwendet, steht die Kranke hoch aufgerichtet im Mondschein; in dem leuchtenden Haar funkeln die Möwenflügel.

Da erfaßte Frauke eine namenlose Angst; sie stürzt die Treppe hinunter.

Aber sie kann Bofß nicht finden; er ist nach dem Wirtschaftsgebäude gegangen, um zu sehen, ob der Knecht sich wach hält. Eilig geht Frauke ihm nach. Da kommt er ihr schon entgegen; durch die Hofthür betreten sie wieder das Haus.

„Was ist, Frauke?“

„Komm mit!“

Sie gehen zusammen die Treppe hinauf, sie treten ins Zimmer. Da sehen sie mit einem Blick, daß es leer ist.

Frauke legt beide Hände auf das wildklopfende Herz; sagen kann sie nichts.

„Wo ist sie?“ schreit Bofß und faßt sie mit festem Griff und schüttelt sie.

Da durchzuckte es Frauke wie ein Blitz; sie weiß mit einem Mal, wo die Kranke ist.

„Sie ist im Fieber . . . Marg . . . hinausgegangen . . .“ ihre Worte überstürzen sich . . . „sie hat das Linnenkleid der Ahne an . . . und rebete von der allergrößten Not . . . O, Gott im Himmel, sie ist nach dem witten Knie gegangen . . .!“

„Kind!“ schreit der Alte . . . und dann sind die beiden schon anf der Treppe, Hand in Hand, fest aneinander gedrückt, wortlos. Sie erschrecken vor dem Mondschein, der in vollem, silbernem Licht durch die weitgeöffnete Hausthür fällt und auf der ganzen Diele liegt bis an die Saalthür. Dann stürzen sie hinaus. Hinter sich hören sie das stoßweise Rollen eines Wagens, der im tollen, wahnsinnigen Jagen sich nähert. Das Rollen wird zuweilen von heiserem Aufschreien übertönt.

„Und ich bin noch lange nicht bange, ich, Jürgen Thorbeeken! Ich habe klein angefangen, damals, als der Alte starb. Ich bin fünfmal reicher als er. In der ganzen Landschaft habe ich mein Geld, in Land und Häusern, bei Gemeinden und Privaten, bei Kirchen und Deichen. Ich stehe auf vielen Seiten im Schulprotokoll, mit meinem Namen: Jürgen Thorbeeken! . . .“

„Hast Wucherzinsen genommen! Bist hart gewesen wie Stein,“ schrie eine Stimme . . . „Wenn du konntest, nahmst du zehn vom Hundert. Und den alten Knie, den hast du um viele Tausende betrogen, und du Heuchler thatest, als wärst du sein Freund! Du mit deinen klaren Augen betrogst den kranken Mann, der nicht sehen konnte!“

Er schlug wild auf die Pferde, daß sie hoch aufbäumten; dann stürmten sie wieder davon, ohne auf die Wegspur zu achten. Der hochgebaute Wagen schlug wie toll hin und her; die großen Laternen warfen gespenstisches, flackerndes Licht in den stillen Mondschein.

„Hin und her! . . . hin und her! . . . es ist doch ein verdamntes Leben. So geht es, seit ich denken kann . . . Seit wann kann ich denken? . . . Seit der Stunde, da ich mit Hans Nuttelmann am Divaldfeuer saß und er seine Bibel hernahm und las und mich mit so leuchtenden Augen ansah . . . Von der Stunde an wußte ich, daß ich einen andern Weg ging . . . einen ganz bestimmten Weg. Den bin ich dann weiter gegangen. Holperig ist er gewesen, verflucht holperig. Wie das Straßenpflaster auf dem Markt. Ich weiß noch sehr gut, wie der Sarg hin und her schwankte.“

„Wessen Sarg?“

„Sag' das Wort nicht! . . .“ Er hatte es laut aus gequälter Seele in die Nacht geschrien. Krampfhaft riß er seine Seele aus der graufigen Umklammerung der Vergangenheit zurück in die Gegenwart.

„Der Hans ist nicht zufrieden! Was will er noch! Er will die Braut nicht! Er liebt die andere? Ja, dann wird Dora zum Gericht laufen oder Hans wird es thun oder Hingze . . . Aber der Lämmel, der Christian, lügt.“

„Er lügt nicht,“ sagte eine Stimme, „du weißt es!“

„Nun, dann male ich es mir aus! Also! Die Sandgräfin ist meine Tochter und ist täglich um mich, und täglich sehe ich ihre Augen . . . merkwürdige Augen, wenn sie mich ansieht . . . und die Leute sagen: Hat sie nicht Ähnlichkeit mit Hans von Knee, dessen Verwalter Ihr Vater war . . . Was für Papiere haben sie denn gefunden? . . . Und Dora und Hingze gehen über den Marktplatz, rechts die Straße hinunter, am Gymnasium vorüber, nach dem Gericht. Das ist dieselbe Straße, auf der damals der Sarg gefahren wurde.“

„Wessen Sarg?“

„Sag' es nicht!“ schrie er laut . . . „Gäule, seid ihr rasend?“

„Du hast sie ja geschlagen!“ schrie die Stimme.

In hohen Galoppstrüngen rasten die Pferde vorwärts. Das Handpferd, ein noch junges Tier, sprang mit dem Hinterfuß über den Zugriemen und raste so vorwärts, indem es ruckweise, in wilden Seitensprüngen, den Wagen fortriß. Auf Thorbeekens Stirn perlten große Schweißtropfen. Er achtete nicht mehr auf die Pferde . . . er kämpfte mit einem fürchterlichen Feind . . . er war weit fort; er hörte auf das, was da raunte und flüsterte.

Alte Geschichten!!

„Komm, wir wollen zurückgehen; wo fing es doch an? Als Junge ahntest du es! Du hattest ein feines Verständnis für Geld?! Weißt du noch, wie du die drei Mark unterschlugst, die du dem kranken Arbeiter bringen solltest? Das war am Tage deiner Konfirmation. Damals ahntest du die Geschichte von Hans von Knee; sie war ja erst zwanzig Jahre alt! Und die Arbeiter deines Vaters nahmen kein Blatt vor den Mund; du verstandest das Rätsel, das sie dir aufgaben: das Rätsel von dem armen Verwalter, der in einer einzigen stürmischen Märznacht ein reicher Mann ward . . . Da wurdest du mißtrauisch . . . mißtrauisch gegen alle Menschen, vor allem gegen deinen Vater! Wird er das Geheimnis gut bewahren? Wird er den Raub festhalten? . . . Dein Vater wurde alt . . . Du bliebst immer im Hause, weil du auf ihn achten mußtest. Nur als der Krieg kam, der heiße, schöne, traurige Kampf deines Volkes um seine Ehre und seine Freiheit, da mußtest du fort. Du sahst deinen Vater drohend an, als du gingst . . . dann zogst du hin . . . nach Jdstedt! Ach, du ein Kämpfer fürs Vaterland! Du wußtest gar nicht, was das bedeutet:

mein Vaterland! Du dachtest nur das andere: Mein Geld! Hans Nuttelmann weiß es, wie du über den Baumstamm fielst, ehe der Morgen graute und klagtest, du könntest nicht gehen, und du weißt noch gut, wie er dich so verächtlich ansah; wie ihm das Blut heiß ins Gesicht stieg und wie er seine Büchse fester faßte . . . er schämte sich deiner! . . . Und du kamst wieder nach Haus . . . und lagst auf der Lauer, noch zehn lange Jahre, es folterte dich die Sorge, daß der Tod über deinen Vater kommen könnte, und ihm sein Geheimnis entreißen . . . der Vater starb! . . . Was suchst du zusammen? Ich weiß von nichts! . . . Von gar nichts! . . . Sei nur ruhig! Nun warst du der Besitzer! Aber du hattest noch einen Bruder . . . nun . . . er war dir im Wege . . . Ach, rede nicht, natürlich! Du solltest ja das Gut mit ihm teilen! Und es war ja nicht ehrlich Gut, es war ja gestohlen; mehr noch, du hattest es an dich gerissen, aus zitternden Händen hattest du es gerissen. Was suchst du so hange zusammen? Ich weiß von nichts, von gar nichts . . . Dein Bruder hatte einen schwachen Körper. Aber du hattest wenig Erbarmen! Du ließeest ihn die Pferde von der Weide holen; früh, ehe der Tag aufstand, mußte er durch das nasse Gras gehen. Es dauerte nicht lange. Als er starb, haßte er dich; als er begraben war und du heimkamst, weißt du noch, den Geestweg hinunter in die Marsch, da standen die Pferde zum erstenmal.“

Der gequälte Mann stöhnte laut auf, er fuhr mit der Hand über die nasse Stirn, ein eifiger Windstoß riß den Hut fort; er achtete es nicht.

„Nun warst du allein Besitzer, aber der Turm stand noch . . . da warst du deinen Haß und deine Furcht gegen den Turm und gegen das Kneesche Geschlecht! Es war

eigentlich kein Haß, es war ein innerer Zwang . . . du hast ihn betrogen und belogen . . . das Schicksal von Dora und Hingze, das Schicksal Knees und seiner Tochter, das Leid, das dein Sohn und Gertrud Knee tragen: es ist alles deine Schuld! Die einen hast du mit auf deinen Weg gerissen, die andern hast du in die Not hinabgestoßen. Wir wollen sie zählen: eins, zwei, drei . . . ach, und alle die andern in der Landschaft, die du quältest! Laß das Zählen! Diese Last!

Du glaubtest, nun bald sicher zu sein: der Turm mußte ja stürzen, die Knees mußten aus der Landschaft verschwinden . . . da . . . da kam die Entelin vom Grafen Hans; alte Geschichten flogen auf wie Staub. Da ward das letzte Licht in deiner Seele ausgelöscht! . . . Von da an: Hast du gelebt? War das ein Leben? Immer die traurigen Augen deines einzigen Kindes? Immer die lauernnden Blicke Doras? Und wenn du Gertruds Gesicht sahst? Und wenn du hörtest, wie sie da oben im Herrenhaus wieder stark wurden, stark durch deines Sohnes Hilfe? Und wenn du von dem Sonnenschein hörtest, der von der Entelin des Grafen Hans über das Herrenhaus fiel? Und wenn du hörtest, daß er und Gertrud sich gut vertrugen? Und als dann die Papiere verloren waren und du suchtest, suchtest . . . o, du Narr! . . . bis Dora vor dich hintrat, sie, das Wesen, dem du ein wenig Liebe erwiesen hattest; sie war deine größte Feindin! Und dann der Augenblick der armseligen Hoffnung, als du mit deinem schmutzigen Geld das Unrecht gut machen wolltest . . .!“

Thorbeeken beugte tief sein graues Haupt: „Es ist genug,“ sagte er laut.

„Genug? Genug? . . .“

Was war das für eine Stimme an seiner Seite!? Wem

gehörte doch diese Stimme? . . . Es war lange her, daß er sie gehört hatte, lange Jahre . . . Er beugt sich über die Seitenlehne des Wagenstuhles, so weit es ihm sein schwerer Körper erlaubte, mit stierem Blick, eiskalt die Hände, glühend die Stirn. Er sah nur immer nach vorn, er wollte nicht sehen, was da neben ihm saß, körperlich, und mit alter, bekannter Stimme von traurigen Dingen raunte.

„Die Stunde des Todes kam, und ich bat dich, das Gericht zu holen, weil ich nicht mit der großen Lüge in das andre Land gehen wollte. Und du nicktest und gingst fort und sandtest den Boten ab . . . auf dem alten, spatzlahmen Braunen, weißt du das noch? Und als sie dennoch zu früh kamen, und als du sie von ferne kommen sahst, da standest du zähneknirschend am Fenster, und dann gabst du mir die Medizin, die mir den langentbehrten Schlaf bringen sollte. Zehn Tropfen hatte der Arzt gesagt. Du hattest mir den Rücken zugewandt, und ich sah aus trüben Augen, daß deine Hand zitterte und du zähltest . . . bis dreißig!“

„Vater! Ich habe das nicht gewollt!“

„Still! Als das Gericht kam, da war ich von Sinnen: als es fortging, da lag ich in wirren Reden. Weißt du noch, was ich halb von Sinnen, halb bei Sinnen sagte? Was meinem Leben gefehlt hätte, daß es so öde und elend wurde? Liebe! Liebe! Und ich bat dich, du möchtest lieben, lieben, irgend etwas Lebendiges und sei es einen elenden, armen Hund, der zu deinen Füßen winselt. Weil ich keine Liebe hatte, darum war meine Seele verhungert, war zu Stein geworden, weil sie zu Stein und Metall sich hielt; war todkalt geworden, weil sie kein Feuer sich holte aus fröhlichen oder traurigen, warmen Menschenaugen . . . Du? Du? schlag' die Seiten deines Lebens um; auf jeder steht:

Neid, Angst, Rache, Betrug, Haß, Habsucht, Noheit, aber wo steht das Wort Liebe? Sag' mir, warum bist du so bange, in die Augen Gertruds zu sehen, und warum starrtest du heute wie ein Irrsinniger in die glänzenden Augen deines Sohnes und Christians? Es war das Feuer, das dir daraus entgegenschlug, das Feuer, vom Himmel auf die Erde geworfen, das erbarmende, lachende, weinende, behende, weiche und fluge Himmelskind, die süße Gottes- und Menschenliebe. Sieh, die hast du nicht gekannt; darum bist du so elend und arm geworden! . . . Was sagst du?"

„Du hast recht!“ sagte Thorbecken laut; er sagte es müde, fast wie zufrieden . . . „Nun will ich nach Hause!“ sagte er dann plötzlich. „Ich bin falsch gefahren; ich will aber sehen, ob ich mich nicht doch nach Hause finde! Hü! Zu Hause! Laufe!“

„Ich war in meinem Irrsinn von meinem Lager aufgesprungen,“ raunte die alte Stimme, „und ich starrte nach dem Turm hinüber; der Ries vom witten Knee glänzte im Mondlicht wie ein gewaltiger, schimmernder Schild. Da sah ich sie . . . an den blanken Schild gelehnt, in ihrem goldenen Haar . . . spielte der Mondschein . . . ihre Augen blitzten, und sie hob drohend ihren nackten, weißen Arm: die Ahnfrau der Knees, im Linnenkleid . . . des Geschlechts, das ich aus der Heimat getrieben . . . ich sah die Löwenflügel an ihren Schläfen, die schimmerten wie fließendes Silber, und sie drohte mir, sie werde kommen und der Letzten ihres Geschlechts helfen . . . in der allergrößten Not!“

Die Fenster des Herrenhauses sahen wie große, offene, hohle Augen über den Weg, flogen vorüber, Frauke warf beide Arme um den Hals des alten Dieners. Noch zehn Sprünge der rasenden Tiere. Thorbecken stand aufrecht im Wagen, mit gesträubtem Haar, die Peitsche geradeaus gestreckt:

„Vater! . . . da . . . da steht sie!! Unter der Pappel, Vater! Im Mondschein . . . die Mondstrahlen fließen durch ihre Finger, und in ihrem Haar gleißt das Silber.“

Eine arme, wirre Stimme schrie laut durch die Nacht:

„Ahne, hilf mir in der allergrößten Not!“

„Fahr da hinauf!“ schrie die andere Stimme.

Er hatte es selbst geschrien; er konnte sich selbst nicht mehr.

Die Tiere, durch die weiße Erscheinung und den furchtbaren Bügelruch um ihre letzte Besinnung gebracht, wichen, auf den Hinterfüßen stehend, bis fast an die Pappeln; dann durch den Mondschein erschreckt, der zitternd durch die hohen Bäume fiel, verließen sie den Weg und rasten . . . durch die Tannen . . . die Düne hinauf . . . die jungen Bäume knackten, splitterten, brachen . . . Nun sind sie oben . . . ein Schrei des Entsetzens wie aus Menschenmund; der Stamm der jungen Birke bebt wie in furchtbarer Angst von oben bis unten; der Wind hält seinen Atem an; hoch heben sich die schwarzen, schönen Leiber, mondbeschienen, ein gewaltig Bild gegen den dunklen Himmel, der über dem Meer steht . . . das Handpferd will nicht . . . in die Tiefe . . . es überschlägt sich in wilber Angst . . . aber es muß doch mit . . . hinunter . . .

Gertrud ist wimmernd in die Kniee gesunken. Eben stand sie noch aufrecht, ein wunderbar stolzes Frauenbild, jetzt kauerte sie nieder, die letzte Kraft ist verbraucht; sie schreit nicht mehr, sie flüstert nur:

„Ahne, hilf mir in der allergrößten Not!“

Der alte Bock beugt sich, am ganzen Leibe zitternd, zu ihr nieder: „Sie hat dir schon geholfen,“ sagt er heiser, von Entsetzen ergriffen. Frauke starrt mit bangen Augen nach den Tannen hinauf; es ist zu viel für ihre junge

Seele: „Marg,“ schreit sie plötzlich, „um Gotteswillen! Ich werde auch wahnsinnig!“ Dann liegt sie neben Gertrud und sucht ihre Blöße mit ihrem Kleid zu bedecken und schmiegt sich wie ein treues Hündlein an die nackten Füße der Kranken.

„Sei still, Kind,“ sagt Voss, und noch einmal mit brechender Stimme: „Sei ganz still und komm; unsere Trude ist schwer krank.“

Als sie ins Haus gebracht wird, redet sie irre; den Silberreif mit den Möwenflügeln können sie ihr nicht aus der Hand nehmen; so fest hat sie ihn umspannt: „Er gehört mir,“ murmelte sie, „mir ganz allein; er hat es selbst gesagt. Ich hab' es an seinen Augen gesehen, als ich mit ihm unter der Brücke stand, welche Frau Spinne gemacht hatte.“

So bringen sie sie ins Bett. Der Großknecht muß mit Hand anlegen; es giebt keine Rücksichten. Er steht vor ihrem Bett wie vor einem Altar; seine Lippen sind fest zusammengepreßt, weil er nicht weinen will. Er weiß, was sie dem ganzen Hause gewesen ist: von dem Hausherrn bis zum kleinsten Dienstjungen, dem die Augen strahlten, wenn sie ihm im Vorübergehen zunickte.

Die Kranke sah mit wirren Blicken unstat um sich: „Laßt mich, ich will mich hinunterstürzen . . . dann bin ich eine Mäwe! O, wär' ich eine Mäwe!“ . . . Dann schlug sie um sich und wollte aus dem Bett springen.

Unten auf dem Flur, vor der weitgeöffneten Hausthür, standen die Leute, dicht gedrängt, von Grauen angefaßt. Der Haß gegen Thorbecke brach in wilden Flammen hervor. „Der hat die Schuld; nun hat ihn Gott gerichtet! Ein gräßliches Ende!“

„Wer geht mit?“

„Ich nicht! Ich nicht!“

„Kurz vorher,“ sagte der Knecht, der die Nachtwache gehalten hatte, „ging Hans Nuttelmann vorbei; ich habe noch mit ihm gesprochen. Der muß ungefähr unterm witten Knee gewesen sein.“

In diesem Augenblick kam Frauke die Treppe herunter.

„Ist die Lisa gefattelt?“

„Ja.“

„Bring' sie her! Flink!“

Draußen schmiegeten sich drei oder vier Mädchen dicht aneinander: „Können wir helfen, Fräulein Frauke?“

„Nein! Aber bitte, bleibt wach die Nacht und sorgt immer für Eis und heißen Thee . . .“

„Welch eine Nacht!“

Dann raffte sie ihre Kleider zusammen.

„O Gott!“ murmelte ein großes, kräftiges Mädchen.

„Wenn ich das nur nicht sollte! In solcher Nacht unterwegs! . . . Allein!“

Frauke hörte es nicht. Sie ist jetzt ganz ruhig. Alle ihre Gedanken sind bei dem, was sie vorhat; in ihrer Seele sagt es immer: „Erst der Arzt, dann das andere.“

„Da ist die Lisa!“

„Laßt los,“ sagte Frauke und hebt sich im Sattel. . . . Und dann jagt sie den Weg zurück, den vor einer halben Stunde der andere gefahren ist.

„Jetzt ist er tot,“ denkt die Reiterin, und ein Schauer geht über ihren Leib.

Sie faßt die Zügel fester. Sie hat lange nicht auf der Lisa gefessen.

Frauke von Knee ist still, ruhig, ernst geworden; sie mag nicht mehr reiten und jagen; sie hat andere Neigungen bekommen. Sie hat still mit ihrer Arbeit neben Trude ge-

fessen, und jeder Nadelstich ist von einem ruhigen, sinnigen Gedanken begleitet gewesen. Sie hat im Hause fleißig gearbeitet, hat des Vaters Schlafstube in Ordnung gemacht, hat in der Küche am Herd gestanden und ist zu den Kälbern nach dem Stall gegangen, und hat nachgesehen, ob auch Menschen und Tiere ihr Recht bekämen. Sie hat sich von Thorbecken abgewandt und von Hinz, brennende Scham fliegt über ihre Wangen, so oft sie an den Mann denkt — sie hat in der Stille ihres Lagers sich geämt, und zu andrer Zeit hat sie die Hand vor die Augen gelegt, damit niemand ihr strahlendes Glück sähe, ehe alle es sehen dürften. . . . Sie hat ihren Troß aufgegeben und ist sehr klein geworden . . . das alles hat die süße Liebe gethan . . . und Trudel!“

„Spring, Lisa! Wir müssen zum Arzt! . . . Und dann gleich, dann will ich selbst Arzt sein . . . an dem andern. Was die Leute sagen, das soll uns nicht kümmern! Wir kümmern uns nicht darum! Wir thun, was unser Herz uns sagt, unsere Liebe! Spring zu, Lisa, was gehen uns die klugen Leute an?“

Die kleinen Hände halten die Zügel fest umschlossen; sie achtet sorglich und scharf auf den Weg. Dabei gehen ihre Gedanken andre Wege. Sie hält Lisa genau zwischen den Wagen Spuren, da ist der Boden weich und doch fest. Ihr ist so feierlich zu Mut. Sie fühlt, daß sie einen Mut hat, wie sie ihn nie gekannt hat. Darum weiß sie, daß sie auf dem rechten Weg ist. „Kurze Zügel, Lisa, spring zu! Ich nehme beide Hände; das hab' ich von Hinz gelernt, das andere . . . habe ich vergessen. Fest die Hände! Drei, vier Menschenleben halt' ich in meinen Händen. Spring zu, Lisa!“

Was steht da unter den Tannen im braunen Moos?

Merkwürdig leuchtet der Mondschein. Vorüber! „Es war nichts, Lisa . . . der Stumpf einer Tanne, und darauf saß eine Eule und schrie von Sünde und Not. Fürchte dich nicht, Lisa, uns schrie sie nicht.“

„Nun ist er tot! Wie er wohl jetzt aussieht? Ruhig, Lisa, was schreckst du zusammen? . . . Ich möchte laut weinen, wenn ich an dies Ende denke. Hat er denn das verdient? . . . Er war doch kein ganz schlechter Mensch? . . . Er gab mir zuweilen einen Groschen, als ich noch klein war, und streichelte mich. Ich konnte nichts mit dem Gelde anfangen, zur Stadt kam ich ja nicht. Da ging ich nach dem witten Knee und hielt mich an der Birke fest und warf den Groschen in die Tiefe und freute mich, daß er im Fallen einen schrägen Bogen machte. Und nun . . . da unten im witten Knee . . .“ sie schluchzte leise vor sich hin, heiße Thränen rollten ihre Wangen hinunter. „Lieber Gott,“ sagte sie, „er hat mir ja doch immer einen Groschen gegeben und hat mich gestreichelt. . . .“

„Reit' zu, Frauke Knee, fürcht' dich nicht!“

„Spring zu, Lisa!“

* * *

Unten im witten Knee brennt das letzte Wachtfeuer. Der Wagen ist von der Hand eines Riesen zusammengebrückt, das Öl der zerbrochenen Laternen ist in die Polsterung geflossen; erst brannte das Seegras, dann die Holzsplitter, jetzt der ganze Wagen . . . ganz wie bei Idstedt.

Und neben dem Wachtfeuer liegt der eine lang ausgestreckt, hinter ihm zwei arme, verstümmelte Pferdeleiber; dicht neben ihm sitzt Nuttelmann, den Rücken gebeugt, und hat ein Buch auf seinen Knien und versucht im flackernden Schein des Feuers zu lesen . . . wie bei Idstedt.

„Willst du mit mir wachen, Hans . . . es dauert nicht lange.“ Thorbeeken versucht seinen Kopf ein wenig zu heben.

„Gern, Fürgen, die ganze Nacht!“

„Danke, Hans. . . Hans!“

„Was soll ich, Fürgen?“

„Was blätterst du da?“

„Es ist mein Hauptbuch,“ sagte er ganz leise, „du weißt ja.“

„Ich möchte wohl . . .“ sagt er, „aber es ist wohl nichts für mich! . . . Daß ich gerade das wittte Kniee hinunterkommen muß und dann . . . so in den Abgrund . . . wie Judas!“

Der alte Nuttelmann schluchzte heiß auf:

„Nein, mein Fürgen, . . . mein lieber Fürgen! Deine letzte Bitte hat er dir erfüllt . . . ich darf mit dir am Wachfeuer sitzen. Siehst du: er rief dich in der zwölften Stunde.“

In bitterer Angst sieht der andre ihn an: „Ich kann's nicht glauben.“

„Ich will es dir vorlesen,“ sagt der andre und liest die Stelle im Johannes, wo der Todgeweihte für seine Brüder betet.

Der Todwunde hört zu; eine Thräne nach der andern rollt über seine Wange. „Wenn das für mich wäre!“ denkt er . . . „das muß Seligkeit sein.“

Das Feuer flackert heller auf.

„Was liegt da im Ries, Hans?“

Nuttelmann blickt sich: „Ein Groschen, Fürgen.“ Thorbeekens Augen hängen an der Kleinen, von Rost angefressenen Münze. Über Nuttelmann kommt die heiße Angst: „Kann er denn in seiner letzten Stunde nicht vom Gelde lassen?“

„Es ist einer von Fraules Groschen,“ sagt Thorbeelen mit leiser, weicher Stimme. „Sie hat sie immer ins witte Knie geworfen.“

Er atmet mit röchelnder Brust: . . . „Es ist ein gutes Zeichen,“ sagt er, „ich will es glauben.“ Der andre versteht ihn nicht; er weiß nur, daß eben etwas Großes geschehen ist.

Der Sterbende murmelt leise, unzusammenhängende Worte. Vater, Mutter und Bruder, sein Sohn und sein Weib, Frauke von Knie und Gertrud gehen in feierlicher Prozession durch seine Seele; der andre sitzt und hält die Wache.

„Wo wollt ihr alle hin? Geht ihr nach Haus? Ich . . . will mich aufmachen . . .!“

Er macht eine Bewegung mit den Füßen. Der Schmerz bringt ihn wieder zum Bewußtsein. „Hans, lies die Geschichte, die meine liebe Mutter las . . . die: ‚Ich will mich aufmachen . . .‘ Du weißt doch, mein Junge, wo sie steht?“

Der Alte fängt an . . . „Der zog fern über Land . . . brachte sein Gut um mit Prassen . . . und fing an zu darben . . . der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.“

„O, ich kann es verstehen.“

„Da . . . schlug er in sich . . . ich will mich aufmachen . . . Vater, ich habe gesündigt . . .“

„Dies weiter, Hans,“ drängte der Sterbende. „Was nun weiter?“

„Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.“

Der Sterbende richtete sich auf . . . „Er kam . . . Hans? Nach Haus? und da? . . .“

„Da er aber noch fern war . . .“ Hans Nuttelmann liefen die Thränen über die Wangen. „Er war noch fern, Jürgen! sah ihn sein Vater und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn.“

Der Sterbende atmete schwer und röchelnd, Nuttmann lag auf den Knien, hatte die Hände fest gefaltet und beugte sich über seinen Kriegskameraden.

„Sollst Dank haben, und grüß sie alle: die Knees und die Möllers und meinen Sohn, und sag' ihnen, daß sie Erbarmen mit mir haben . . . es jammerte ihn!“

Hans Nuttmann hatte beide zuckende Hände in die seinen genommen und hielt sie fest. Von Krämpfen erschüttert, fuhren sie hin und her. Seine Seele ging schon den letzten Weg, stand auf einem hohen Berg in mächtig strahlendem Morgenlicht und sah über ihr ganzes Leben hin und fürchtete sich. Und einer redete mit ihr.

„Ich wußte das alles nicht . . . es hatte mir's keiner gesagt . . .“

„Sei du still, laß mich fragen . . . Wer hat dir gesagt, daß du sündigen solltest?“

„Keiner! . . . Aber das andre sagte mir niemand.“

„Dein böses Gewissen sagte es dir, und Hans Nuttmann, und dein alter Lehrer und deine Mutter, und die Kirchenglocken und der Donner von Jdstedt und die Sonne über der Marsch. Die ganze Welt und dein ganzes Leben und deine Seele waren voll von Stimmen des Herrn . . . Nun frage du!“

„Was ist das dort in der Ferne . . . Häuser brennen, Männer fliehen und Mädchen weinen?“

„Das ist dein Vaterland, das du bei Jdstedt verraten hast, als du hinterm Wall kauertest . . .“

„Wer sind die vielen Leute am Weg; sie tragen schwere Lasten und weinen?“

„Das sind die Traurigen und Armen, denen du die Last nicht tragen halfst.“

„Was sind das für dürre Felber voll von Steinen . . . sie begleiten den ganzen Weg?“

„Das ist dein Feld und Gut; das sind deine Äcker, auf denen nur Geiz und Habsucht wuchs, tot und kalt und hart wie Steine.“

„Wer sind die beiden Männer, die dort nebeneinander wandern, der eine so finster und hart . . . der andre so freundlich und traurig und müde, seine Füße wanken . . . seine Füße und seine Hände bluten, und er hat Dornen im Haar?“

„Das ist der, welcher immer neben dir ging, zuletzt in der heiligen Nacht . . . aber du wolltest ihn nicht sehen.“

„Jetzt steht er still! Was ist das für eine kleine Schar, vor der er steht . . . sie beten . . .?“

„Sie beten für dich . . . Siehst du deine Mutter . . . dort? mit den schimmernden Augen . . . Siehst du Frauke, wie sie weint und betet? . . .“

„Alles, alles verpraßt! . . . Alles! Bloß Fraukes Groschen! Da . . . nimm Fraukes Groschen . . . drei, vier . . . ich will es bezahlen! . . . Ach, es reicht nicht! . . . Vater, ich habe gesündigt! . . . Nun werd' ich getragen . . . halt mich fest, Mutter! So! . . . Meine liebe Mutter! . . . was singen sie dort so süß und lieb . . . wie du sangst? . . . Was brennt dort drüben ein warmes, strahlendes Feuer? Siehst du? Dort! Und Hans Nuttelmann hält die treue Wacht! Komm', Mutter, dahin gehen wir . . . Hast du Fraukes Groschen noch?“

Dann gingen sie . . .

Hans Nuttelmann erhob sich; er schaute in die entsetzten, bleichen Gesichter einiger Knechte, die, mit Windlichtern in den zitternden Händen, vor ihm standen.

Hans Thorbeeken sitzt mit blaßem Gesicht und zuckenden Lippen zwischen dem alten Justizrat und August Doe. Es sind noch acht oder zehn Gäste da.

Christian sitzt dicht neben seiner Mutter; er hat ihre Hand in die seine gelegt und flüstert von seiner Liebe, von seiner kleinen Frauke, und morgen will er es ihrem Vater sagen, und er streichelt die Hand seiner Mutter.

Dora sitzt in seltsamer Unruhe neben der Frau des Justizrats; es ist ihr nicht möglich, den Worten der Greisin zuzuhören, auch kann sie ihr nicht in die hellen, klugen Augen blicken. Immer wieder sind ihre Gedanken bei dem, der weggegangen ist . . . vor anderthalb Stunden . . . in die Nacht. Jetzt muß er zu Hause sein! Sie will erleichtert aufatmen und kann es doch nicht. Die kleine Gesellschaft unterhält sich paarweise, flüsternd, es liegt ein Druck so schwer wie Blei auf den Herzen. Sie sind alle zum Ausbruch bereit, und es ist ihnen allen, als wenn sie auf etwas warten müssen.

Da hört man draußen schnellen, harten Hufschlag. Dora springt entsetzt auf, und Hans Thorbeeken wird in jäher Angst totenbleich. Draußen spricht eine feine, erregte Stimme zwei oder drei Worte; ein leichter, rascher Fuß kommt über die Diele.

Frauke steht in der Thür . . .

Ihr unbedecktes Haar ist aufgelöst und vom Westwind und vom Tau der Nacht naß geworden, ihre Wangen sind sehr bleich, sie steht mit großen Augen starr auf Hans Thorbeeken, die Hände geballt:

„Hans, ich will dir sagen, daß dein Vater verunglückt ist. Er ist mit Pferden und Wagen die Düne hinuntergestürzt ins witte Knie.“

Der alte Justizrat hat die Hand fest aufs Herz gepreßt.

„Sei still, Hans, ich sag' dir noch mehr! Dora Thorbecken hat dich elendig betrogen! Sie ist die Braut von Hinge und hat Mitschuld an all dem Betrug an meinem Vater und ist schon lange Mitwifferin des Diebstahls am Grafen Hans und an Trude. Sie hat deinen Vater gezwungen, das Geld an Trude zu zahlen; sie drohte ihm mit den Papieren; den Preis, den sie gewinnen wollte, warst du! . . .

Sei still, Hans! . . . Es ist eine merkwürdige Nacht! Ich hatte Trudes Haar mit dem Silberreif geschmückt; die Mäowenflügel standen ihr schön, Hans; es war ein wunderbarer Kopf, vom Mond beschienen. Das Kleid der Ahne hatte ich ihr angezogen. Das hat ihr den kranken Kopf verwirrt. Sie war hinausgegangen und stand in der Allee und schrie: ‚Ahne, hilf mir in der allergrößten Not!‘ . . . Weißt du, was das für eine Not ist? . . . Weißt du es, Hans? . . . Da kam dein Vater den Weg entlang; er glaubte, die Ahnfrau zu sehen . . . die alte Heerstraße ist ja besonderes Land, Hans . . . da rasten die Pferde die Düne hinauf!“

Sie barg ihren Kopf an Christians Brust und weinte laut; der umfaßte sie mit seinem Arm und strich ihr übers Haar . . . immer wieder.

August Loe war an Hans herantreten und hatte seinen Arm um die Schulter seines Freundes gelegt: „Sei still, Hans! Er hat ihn den kürzesten Weg geführt!“ Er drängte den ganz erschütterten Mann in das Nebenzimmer. Da schlich ihnen jemand nach.

Dora warf sich vor Hans nieder.

„Ich hatte dich wahnsinnig lieb,“ schrie sie.

„Geh,“ sagte er leise, nicht hart, dem Weinen nahe. Sie stand auf und ging hinaus.

„Wohin?“ . . . Sie trat vor die Thür.

„Wohin? In das Haus, wohin sie den Toten gebracht haben? Nein!“ sagte sie laut.

Sie starrte mutlos und verstört über den leeren, weiten Marktplatz, auf dem das bleiche, tote Mondlicht lag.

Da kam ein Mann aus dem Hofraum in das Licht der Laterne. Es war Hünze; er sah sehr blaß aus.

„Ich habe gehört, was geschehen ist,“ sagte er erschüttert. „Die Kleine schrie unsere Schande über den Marktplatz. Komm mit mir, Dora!“

Sie schlug beide Hände vor das Gesicht. „Du mußt mich verachten.“

„Ich?! Der ich so tief gefallen bin wie du? Komm!“ sagte er weich und faßte ihren Arm. „Laß uns zusammen versuchen, wieder emporzukommen' . . . er ist tot . . .“ Sie gingen langsam miteinander über den Marktplatz.

Nach einigen Minuten rollte das Gespann des Mönchshofs, von Christian gelenkt, im raschen Gagen über den stillen Platz. Das Rollen schlug gegen die Wände des Doms, in dem Trude Groode schläft.

Frauke sitzt neben Hans: „Du bist nicht böse?“ sagt sie weinend. Er streichelt ihre kleine, bebende Hand.

Als sie am Herrenhaus halten, ist dort noch alles erleuchtet. Der Wagen des Arztes hält vor der Thür. Aus Gertruds Zimmer bringen wirre, laute Rufe über den Weg. Hans Thorbecken zuckt bei jedem Schrei zusammen; sie gehen ihm alle durch die Seele.

* * *

Am vierten Tag wurde Thorbecken begraben.

Die Arbeiter aus Westdorf standen in langen, schwarzen Tuchröcken, mit den Totenhüten auf den Köpfen, am Fuße

des witten Knee neben den gewaltigen Trümmerhaufen des Turmes, besprachen das Furchtbare des Ereignisses, die Erscheinung Trude Groodes und das Aussehen des Jagdwagens und der Pferdeleiber und warteten auf das Vorbeifahren des Zuges. Dann wollten sie sich anschließen.

Es war keiner unter ihnen, der den Toten lieb gehabt hätte, außer dem einen, der sich nicht unter ihnen befand, der neben dem Sarg seines Kriegskameraden im Saal des stolzen Hauses stand. Zehn von ihnen waren in seinem Dienste alt und grau geworden und ihre Rücken waren von der schweren Arbeit frühzeitig gebeugt worden: sie erinnerten sich nicht, auch nur ein einzig freundliches Wort von ihm gehört, auch nur eine einzige Freundlichkeit empfangen zu haben. Sie hatten ihren Lohn empfangen, nichts weiter, sie waren seine Pflüger, Drescher, Kleier gewesen, weiter nichts . . . aber nun?

Ein jüngerer Mann konnte den bitteren Gefühlen, die in ihm wogten, keinen Zwang anthun: „Mein Vater war zeitlebens sein Sklave; aber meint ihr, daß er ihn mit zu Grabe brachte? Ich erhielt mit Brummen und Murren zwei elende, spatlahme Schinder.“

Der Älteste von ihnen wandte sich zu dem Sprechenden: „Sei still, Hagen, es ist ja alles in Ordnung . . .“

„Sei still, sei still!“ so sagte eine Seele zur andern; sie fühlen es alle: sein Schicksal ist so groß, daß Menschen nicht mitreden dürfen . . .

Und nun kam der Zug . . . ein langer Trauerzug, voran der schlichte Sarg, schmudlos, fast ohne Kränze, dann der geschlossene Wagen, in welchem der Sohn neben dem alten Propsten und dem Justizrat saß. Der Propst hatte auf den Wunsch des Sohnes nur ein Gebet gesprochen, ebenso sollte es am Grabe sein.

„Ich will nichts verheimlichen,“ hatte der blasse Mann gesagt, „ob sie auch auf den Gassen die Schande meines Hauses ausrufen!“ Dann hatte er unter tiefer Ergriffenheit dem alten Mann sein Herz ausgeschüttet. Mit dem Justizrat hatte er eine lange Unterhaltung gehabt.

Hinter diesem Wagen folgten die Landleute der Gegend, bald ein stattliches, bald ein einfacheres Gefährt.

Die Arbeiter, die am witten Knee standen, gingen vorwärts und bestiegen hier und da die Wagen, auf denen man ihnen Sitze anbot.

Plötzlich stockte der Zug vorne. Einer sah den andern an . . . dann ging es von Wagen zu Wagen: „Die Pferde stehen.“

„Die Pferde? Die liegen ja im witten Knee!“

„Er fuhr früher mit diesen, die vor dem Leichenwagen gehen.“

Einige Arbeiter sprangen von den Wagen und liefen nach vorne. Man mußte die Klappen bei den Köpfen fassen und vorwärts reißen; sie drängten dicht an die Böschung, schäumten in den Gebissen und zitterten an allen Gliedern.

„Seid still! Seid still!“

Oben in der Thür des Herrenhauses stand der alte Knecht, zum Mitfahren gerüstet. Er hatte sein schwarzes Käppchen in die Hand genommen und sah mit eigentümlich schimmernden Augen unter der schwarzen Binde hervor auf den vorbeifahrenden Sarg. Es lag kein Haß, kein Fluch in diesen weichen Augen; es war etwas anderes, etwas ganz anderes!

Die Leute, die vorüberfuhren, grüßten alle, indem sie mehreremal die Hüte auf und nieder schwenkten und mit den Köpfen nickten. Sie hatten es von dem Alten erwartet,

daß er mitfahren würde; sie freuten sich alle, daß er dort in der Thür stand, der alte, freundliche, ritterliche Herr.

Mary Boß, eine breite Florbinde um Arm und Hut, hielt auf dem Rutschbock neben der Thür, die Peitsche feierlich aufgerichtet, als salutierte er.

Frauke stand in langem, schwarzem Trauerkleid mit blassen Wangen und feuchten Augen auf der letzten Treppstufe und hatte beide Hände um den großen messingenen Knopf gelegt. Als ihr Vater sich anschickte, den Wagen zu besteigen, ging sie hinaus und trat an den Wagen. Sorglich half sie ihrem Vater. Mary Boß wandte sich zu ihr um.

„Wie geht es oben?“

„Sie ist stiller geworden.“

In diesem Augenblick schlugen die mächtigen, ergreifenden Klänge der Domglocken aus der Ferne gegen das Herrenhaus; sie flogen durch das offene Fenster und schlugen in feierlichem Dreiklang gegen die heiße Stirn der Fieberkranken.

„Er ist tot . . . er ist tot . . .“

Die Kranke atmete tief mit geschlossenen Augen.

„Sei still, meine liebe Trude! Sei still!“ Die Frau vom Mönchshof stand über das Bett gebeugt und legte neue, kalte Leinen auf die brennende Stirn.



Es waren traurige Wochen im alten Herrenhaus. Der Arzt kam anfangs täglich . . . Frauke war wie verwandelt; sie trug ein hohes, dunkles Wollkleid, das ihrer Erscheinung etwas Weiches und Ernstes gab; leise und ruhig ging sie die alte, breite Treppe hinunter, sie schien ihre Jugend vergessen zu haben. Nur zuweilen stand sie einen Augenblick an den dunklen Treppenhaken gelehnt und sah sinnend auf den Messingknopf, über den ihre Hand hin und her strich; dann dachte sie wohl an ihre Jugend. Aus ihrem blassen Gesicht war jeder Übermut und Trotz verschwunden. Der Ernst des Lebens hatte ihr ins Gesicht gesehen.

Wenn sie mit Christian zusammenkam, rebete sie mit ihm wie mit einem bewährten Freund, kein Wort der Liebe kam über ihre Lippen. Als Christian, bekümmert über ihr blasses, müdes Aussehen, sie eines Tages umfassen wollte, wehrte sie ihm, und sie hatte einen ängstlichen Zug im Gesicht: „Wir dürfen nicht! Wenn Trude gesund wird!“

Und Christian ließ sie und ging an seine Arbeit. Er hatte jetzt die ganze Verwaltung übernommen, nachdem Herr von Kneer ihn darum gebeten hatte. Seine Mutter, die noch immer im Herrenhaus war und den Hausstand

fährte und die Pflege der Kranken beaufsichtigte, hatte ihn gebeten, dem Wunsche des Hausherrn Folge zu leisten. Da hatte er nicht weiter nachgefragt oder nachgedacht; auch seine Gedanken waren im Krankenzimmer.

Der alte Herr ging in diesen Wochen still und gebeugt seinen Weg, sein körperliches Befinden war gut, aber seine Seele litt schwer. Er hatte Gertrud ganz in sein Herz geschlossen; er sagte sich, daß ihr der Aufenthalt in seinem Hause nichts als Arbeit und Leid gebracht hatte; auch quälte ihn das fortdauernde Fernbleiben seines jungen Freundes. Hans Thorbecken hatte sich im Herrenhaus nicht wieder sehen lassen . . .

Der alte Bock war der Einzige, der guten Mut hatte: „Sie kommt durch,“ sagte er, „sie hat einen jungen, kräftigen Körper, und dann, wenn ihr Geist erst wieder klar ist, dann wird sie alles ordnen . . . sie selbst; sie hat ein mutiges, feines Herz.“

„Woher weißt du das, Marx?“ sagte Frauke traurig.

Der Alte sah mit leuchtenden Augen zu ihr auf: „Weil das in Erfüllung gegangen ist, . . . das mit der Ahne . . .“

„Ach, Marx!“

Er sah sie ein wenig scheu und verlegen an; er hatte in der letzten Zeit endlich den Respekt bekommen, den Frauke so lange vergeblich herbeigesehnt hatte. Man erzählte in der Landschaft, daß ihr Auftreten und ihre Worte im Mönchshof einen erschütternden Eindruck gemacht hatten und daß der alte Justizrat, auf dessen Urteil man etwas gab, sie eine rechte, tapfere Kneer genannt und gesagt hatte, sie hätte dagestanden, wie einst Graf Hans im Ständesaal.

„Sie meinen,“ sagte er, „daß ich abergläubisch bin?“

„Bleibe bei dem alten ‚du‘, Marx, ich bitte dich. Sie

sind alle so traurig, und es ist so dunkel. Meine einzige Freude ist, mit dir zu sprechen. Gertrud ist so krank!"

Thränen liefen über ihr blasses Gesicht.

Der Alte nickte ihr zuversichtlich zu: „Es ist kein Aberglaube, Frauke; aber weil es alles so gekommen ist, so muß ich doch glauben, daß Gott seine Hand im Spiel hat, und paß auf, Frauke, er wird es nicht aufgeben, bis er es mit Glanz gewonnen hat.“

So tröstete der alte Mann, und Frauke ging wieder gestärkt an das traurige Krankenbett.

Eines Tages in der Dämmerung — es war der achte oder neunte Tag — kam endlich Hans Thorbeeken. Marx Boß führte ihn in das schon dunkle Wohnzimmer, in welchem der Hausherr allein saß. Leise schloß er die Thür zu und setzte sich auf die Steinbank; draußen fingen die ersten Frühlingwinde an zu wehen. Von drinnen her hörte er ein heißes Aufschluchzen; es war, als wenn ein Kind seine ganze Seele zu den Füßen seiner Mutter ausschüttet.

Der alte Boß stand mit gefalteten Händen und sah in die Dämmerung hinaus: „Jetzt spricht er sich alles vom Herzen herunter . . . das ist recht!“

Als drinnen im Zimmer der erste Ansturm vorüber war, berichtete Hans Thorbeeken.

Es war ein Brief von Hinze gekommen; aus Hamburg, ein trauriger, mutloser Brief. Er gehe mit Dora nach Amerika; sie wollten drüben neu anfangen, ganz von vorne.

„Und dann noch eins, Dunkel. Er magt nicht, dir zu schreiben; er möchte noch gerne die eine große Last von seiner Seele los sein; er möchte wissen, ob es dir gut ginge und ob du ihm verzeihen könntest . . . Immer stände deine

Erscheinung, mit der Binde um die Stirn, vor seinen Augen, und wenn er wüßte, daß du um feinetwillen in Not kämst oder ihm bis an dein Ende grolltest . . .“

Der alte Herr sah mit großen Augen auf das bekümmerte Gesicht des andern: „Schreibe ihm, daß alles vergessen ist, alles; wozu wär' ich ein Christ? Und es liegt so Großes dazwischen, Hans, viel Größeres, als der Menschen Bosheit. Und dann, ich hatte ja selbst viel Schuld; ich war so kraftlos, so geistig träge . . . es war die alte Kneefche Leichtfertigkeit.“

„Du bist Invalide, Dntel!“

„Das bin ich noch, Hans, und doch, wie bin ich jetzt anders! Das ist Trudes Werk, Hans! Seit sie in mein Haus trat . . . von dem Augenblick an, da ihre sonnige Gestalt über die Schwelle dieses Zimmers trat und ihre weiche Stimme zu mir und meinem verlassenen Kinde sprach: da wurde alles anders. Sie kam wie ein holdes Wunder in unser armes Haus . . .“

Hans Thorbecken sah still vor sich hin. „Auch zu mir, auch zu mir!“ rief es in seiner Seele.

Der alte Herr fuhr mit bedrückter Stimme fort: „Es liegt wie ein schrecklicher Alp auf ihr; sie ist immer in der allergrößten Not. Der Doktor sagt: es ist nichts weiter als die Folge des Schlags gegen Schläfe und Hinterkopf, als der Turm fiel.“

Hans Thorbecken war aufgestanden: „Ich möchte mit Fraule reden, Dntel.“

Er ging hinaus. Da kam Fraule gerade die Treppe herunter; sie sah aus leuchtenden Augen zu ihm nieder. Als sie neben dem Messingknopf stand, war er schon bei ihr; da legte sie die Arme um seinen Hals: „Das ist schön von dir, Hans, daß du kommst.“

Er strich ihr das Haar aus der Stirn: „Meine liebe Kleine, tapfere Frauke!“

Sie hing sich an seinen Arm. „Du bist mein großer Bruder,“ sagte sie und sah ihm tief in das bekümmerte, blasse Gesicht. „Was hast du für Gedanken, Hans?“

Er verstand sie.

„Scheiden und meiden,“ sagte er, und seine Stimme zitterte. „Was sonst, Frauke? Ich bin vor einigen Tagen bei Nagel gewesen; alles, was ich in der Marsch besaß, das Haus und seinen Inhalt und das Land, das ganze Erbe meines Vaters habe ich von mir gewiesen; es liegt für sie bereit oder für einen andern. Ich will es nicht haben ... Nun will ich warten, bis ich höre, daß sie wieder gesund wird ... dann will ich fort. Die Schuld ist jetzt bezahlt, Frauke, bar bezahlt! ...“ Er schüttelte sich in furchtbarer, innerer Erregung ... „Aber ich will doch nicht hier bleiben, sie wird ihren Schatten aus dem Grabe auf mein Leben werfen, wie bisher.“

Frauke strich mit ihrer Hand über seine Wange. „Ich habe einen ganz andern Standpunkt, Hans. Nagel und du ... mit eurem Standpunkte bringt ihr den Geldsack in Ordnung, aber nicht die Herzen. Nach meiner Ansicht ist die Schuld noch nicht bezahlt. Du mußt dich selbst dafür hingeben, Hans!“

„Sie hat mich von sich gestoßen, Frauke, und ich habe eine andre genommen ... und nun ist sie reich, und ich ...“

„Sie ist arm, Hans, bitter arm! Sie ist immer noch in der allergrößten Not! Willst du ihr nicht helfen?“

„Wie kann ich das, Frauke?“

Sie sah ihn beweglich bittend an: „Komm' mit ... zu Trude!“

„Frauke! Frauke!“

„Ich riet dir einmal das Gute!“

„Sie ist schwer krank!“

„Du sollst sie gesund machen, willst du das?“ Und sie faßte seine Hand, und Hand in Hand gingen sie langsam und schwer die Treppe hinauf; ihre Hände zitterten ineinander.

Das hohe Fenster war leicht verhüllt; nur ein matter Schimmer fiel von dem gedämpften Licht der Lampe durch das längliche, schmale Gemach. Gleich links von der Thür stand das Bett der Kranken.

Hans Thorbecke blieb auf der Schwelle stehen, die Hand fest um den Thürgriff; er sah mit scheuem, bangem Blick auf die Kranke. Frauke beugte sich über das Bett; man hörte nur den regelmäßigen, schweren Atem der Schlummernden.

Da kniete Frauke nieder und legte die kühle Hand auf die Stirn der Kranken: „Sag' mal, Trude, wie war es doch, als die allergrößte Not vorüber war?“

„In der allergrößten Not!“ murmelte die Kranke mit mutloser Stimme.

„Die Not ging doch vorüber, Trude, nicht wahr? Besinne dich, Trude! Sie ging vorüber!“

Und Frauke erzählt mit leiser, eintöniger Stimme:

„Oben in seinem Gemach lag der Graf todkrank in heißem Fieber und rief laut nach seiner Möwe, und die Heide hörte es an der Düne, und es kam ein leises Wehen über die kleinen Sträucher, und einer raunte dem andern das Wort zu, bis es leise ans Fenster der Hütte klang: ‚Miene Mööw, miene Mööw‘, da stieg sie mit gesenktem Kopf die Düne hinauf und . . . beugte sich über sein Lager auf der Steinbank, und als er die Möwensflügel sah, riß

es durch seine Seele, und er weinte laut, und er bat sie, daß sie für ihn betete. Und das that sie auch, und nach Wochen wurde er wieder gesund und war fromm und glücklich und da . . . da, Trude, was da?“

Die Kranke hatte die Stirn in Falten gezogen, als wenn sie nachzudenken versuchte. Jetzt ging es über ihr Gesicht wie ein leises Verständnis . . .

„Da, Trude?“

„Da . . . wurde sie sein Weib . . . aber er ist ja tot, Frauke?“

„Wer, Trude?“

„Hans! . . . Ach, Frauke! . . .“ Es klang wieder so nutzlos.

Hans Thorbeeken beugte sich über das Bett: „Liebe Trude,“ sagte er leise.

„Du? . . . Hans? Du? Bei mir? . . .“

Da brach sie in ein herzerschütterndes Weinen aus.

Frauke gab Hans ein Zeichen, zu gehen; sie selbst saß noch lange auf dem Bettrand und redete leise und zärtlich, und die Last und die Not wich von Stirn und Brust . . . langsam . . . bis die Kranke die Augen schloß.

Dann ging auch Frauke, und ihre Augen leuchteten, und unten schrieb sie, neben ihrem Vater am Schreibtisch sitzend, einen kurzen Brief an Hans Thorbeeken:

„Trude wird wieder gesund! Meinetwegen kannst du jetzt reisen, wenn du es vor deinem Gewissen verantworten kannst. Ich will dann aber nichts mehr mit dir zu schaffen haben! Ich befehle dir einfach, zu bleiben, bis ich dir die Erlaubnis gebe, zu gehen!

Frauke Rnee.“

„Was schreibst du denn da, Frauke?“

„Ach, an Hans von Unten!“

Der alte Herr sah unter der Binde weg mit zurückgebogenem Kopf in die Augen seines Kindes: „Du siehst ja ganz froh aus, Kind?“

Da sprang sie auf und rief laut weinend: „Trude wird wieder gesund!“

* * *

Und nun kam wirklich der Frühling. Mit tagelang brausenden Stürmen, und dann wieder mit weichem, stillem Regen hielt er seinen Einzug. In den alten Bappeln fauste und rauschte es: die weißen Läden an den Saalfenstern des alten Herrenhauses schlugen klappernd gegen die Mauern, Dachpfannen stürzten krachend auf den gepflasterten Hof; die alten, breiten Dachrinnen fingen den Wind auf; singend, pfeifend ritt er pfeilschnell auf ihnen entlang; mit lautem Jauchzen fuhr er durch die grauen, metallenen Löwenköpfe: „Sie wird wieder gesund!“

Marx Boß kam mit unbedecktem Haupt von den Wirtschaftsgebäuden her über den Vorplatz; er hob den grauen Kopf und sah Frauke an, die am geöffneten Fenster stand: „Wie steht's?“

Ach, was fragte er noch? Er sah es an den leuchtenden Augen der kleinen Krankenpflegerin: „Sie wird wieder gesund!“

Christian stand in der weitgeöffneten Thür des Geräteschuppens; sie setzten schon die Pflüge und Eggen in Stand; er sah den Alten so lebhaft hinauf winken; da dachte er, es gebe vielleicht etwas für ihn. Mit langen Schritten kommt er über den Hof. Ehrerbietig nimmt er den alten, grauen Filzhut ab und vergaß über dem

Anblick da oben im Fensterrahmen, ihn wieder aufzusehen. Der Wind zauft in seinem dunklen Haar; so steht er stolz und fest neben dem gebückten Alten. Dann tritt er ein wenig zurück, daß Bob ihn nicht sehen kann, und wirft einen übermütigen Gruß hinauf, von Mund zu Mund, von Augen zu Augen. Das Kleine, schmal gewordene Gesicht da oben wird rot, und sie tritt vom Fenster zurück, und der alte, trotzige Zug erscheint wieder um den Mund, und sie schließt das Fenster, aber sie hört noch seinen fröhlichen Ruf: „Sie wird ja wieder gesund!“

Frauke sitzt wieder am Krankenbett. Ein kleiner, bunter Buchsinn wird vom Sturm gegen das Fenster geworfen; es giebt einen hörbaren Klatsch gegen die Scheibe, und die Kranke fragt leise im Halbschlummer:

„Was war das?“

Der Kleine, vom Sturm des Lebens an die Wand Gedrückte, findet sich eher wieder zurecht, als Menschen in solcher Lage; er duckt sich in die Mauernische; hier fühlt er sich sicher; er fängt an zu trillern, erst leise, dann sicherer.

„Frauke, was singt er?“

„Hörst du das nicht, Trude? Er sagt: sie wird wieder gesund!“

* * *

Sechs Wochen hatte die Kranke oben gelegen. Im Anfang des Aprilmonats kam ein besonders schöner Tag. Die Frühlingssonne spielte mit den Zweigen der Pappeln, in denen es grün schimmerte; auf dem Vorplatz lag Bob im Sonnenschein; der alte Bob hatte sich einen Stuhl vor die Thür gesetzt. Da bat die Kranke, hinunter zu dürfen in die liebe Sonne.

Frauke hüllte ihr die Schultern in ein weiches Tuch;

sie legte den Arm um ihre Hüfte und ging langsam mit ihr durchs Zimmer. Als sie aber auf den Gang hinaus traten, kam es wie ein Schwindel über die Kranke; sie griff nach dem Drücker der Thür und lehnte sich schwer gegen Fraukes Schulter.

Da rief Frauke ängstlich um Hilfe.

In langen Säßen kam einer die Treppe hinauf.

„Faß rasch mit an, Christian!“

Christian sprang eilig herzu und so, von beiden gestützt, stieg Trude langsam, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinunter.

Erst am Fuße der Treppe sah sie zu dem jungen Manne auf; mit dem alten, herzugewinnenden Lächeln in dem schmalen Gesicht sagte sie weich: „Ich habe es ganz vergessen . . .“ und sie schüttelte den Kopf . . . „Wie geht es Ihnen, Christian? Und ist Frauke artig?“

Christian sah zu Frauke hinüber, die den Kopf hängen ließ.

„Eine lange Zeit ging es sehr gut, Frau Schwägerin; aber in den letzten Wochen, seit Sie wieder gesund wurden, hat sich die alte Krankheit wieder gezeigt.“

Da sah Gertrud ängstlich auf Frauke:

„Bist du wieder trotzig?“

Die kleine Sünderin versuchte zu scherzen:

„Lieber Schulmeister, ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen?“

„Warum nicht?“ sagte Christian und streckte den freien Arm aus.

Da blickte sie ihn mit flammenden Augen an. Er zog den ausgestreckten Arm zurück und sagte gemüthlich: „Dies ist kein Platz zur Verlobung,“ und er deutete auf die letzte Treppeinstufe, neben der sie standen.

Schweigend traten sie in das Verandazimmer, das voll von hellem Sonnenschein war. . . .

Dort saß die Kranke diesen ganzen Tag, die jungen Knospen und die Vögel, die den Sonnenschein besangen, vor Augen. Sie fühlte, wie das Blut kräftiger zum Herzen drang; sie streckte den Arm aus, ein wohlthätiges Gefühl durchströmte den ganzen Körper; sie atmete tief und regelmäßig. Ihre Hand streichelte Fraukes Hand; die kniete vor ihr.

„Du mußt dich wohl demüthigen, kleine Frauke! Ist er nicht fleißiger, tüchtiger, kräftiger und klüger und älter als du? Hat Onkel nicht neulich gesagt, daß er das ganze Gut so fest und sicher verwaltet? Ist er nicht ein schmucker Junge, kleine Frauke, und hat dich von ganzer Seele lieb? Willst du ihn wegschicken, soll Onkel wieder einen neuen Verwalter anstellen, einen Hünze? Nur aus Troß?“

Frauke hatte den blonden Kopf längst auf Trudes Hände gelegt.

„Weißt du, was mich der Troß gekostet hat, kleine Frauke? Da oben an der Birke? Vielleicht wäre all das Elend nicht gekommen, wär' ich freundlich gegen ihn gewesen! Möchtest du auch, daß ihr so weit auseinander kommt? Wenn er nun böse geworden wäre, oder er würde es jetzt und sagte: Ich will mich von dem kleinen, thörichten Mädchen nicht zum Besten halten lassen?“

Frauke war sehr klein und still geworden:

„Was soll ich denn thun, Trude?“

„Du mußt dir vornehmen, deinen dummen Troß ganz fahren zu lassen, und du mußt ihm das sagen, daß du es beschlossen hast. Und jetzt ist die rechte Zeit! Das, was du mit erlebt hast, hat dir das Herz weich gemacht. Überwindest du dich jetzt nicht, dann fürchte ich, daß du in

deinem Hause Unfrieden haben wirst, wie auch immer deine Zukunft sein. . . .“

So griffen Trudes weiche Hände wieder in das Getriebe des Hauses und der Herzen. Sie kamen alle zu ihr, die Fröhlichen und die Traurigen, ganz wie es früher gewesen war; und sie saß in Decken gehüllt, zuerst die matten Hände im Schoß, bald aber mit einer kleinen Handarbeit zwischen den fleißigen Fingern; und die feinen, unsichtbaren Fäden, welche durch das ganze alte Herrenhaus liefen, durch alle Stuben und Kammern und von einem Herzen zum andern, vereinigten sich alle bei dem Kleinen, altmodischen Nähstisch mit dem dunkelpolierten Krähenfuß, an dem Trude Knie saß, mitten im Sonnenschein.

Der Sonnenschein spielte auf ihren blassen Wangen, da sah man ein leises, weiches Rot aufsteigen; und er spielte mit ihrem schimmernden Haar, daß der Saunkönig draußen am wilden Wein neugierig mit scheuen Augen hineinsah; er spielte um ihre weißen Finger, welche die Nadel führten . . . es war kein einzig Ringlein daran und doch . . . wenn sie die Finger rührte . . . zuweilen blitzte es auf wie Goldreif. Dann lächelte sie.

Freundlich und glücklich sah sie zu dem Hausherrn auf, der ritterlich jeden ihrer Wünsche ihr an den Augen ablas. Bald ging er durch den Garten und suchte, bis er irgend eine kleine Frühlingsblume fand, erst ein Schneeglöckchen, dann ein Veilchen und ein Marienblümchen. Er ging selbst in die Küche und holte ein wenig Essen und trat mit zurückgebogenem Kopf wieder ins Zimmer, die Augen sorgfältig auf den Teller gerichtet, auf dem das Stückchen Brot lag und der Becher mit der warmen, frischen Milch. Einmal brachte er Hans Nuttelmann mit; der wollte durchaus seine Schuhe ausziehen, weil er meinte, wenn

die Stätte auch kein heilig Land sei, so sei es doch sehr reines Land, und er käme gerade aus dem Kleigraben; aber sie hielt ihm schon die Hand hin, und da mußten die andern hinausgehen, und er mußte bei ihr sitzen und von Thorbeckens Ende erzählen. Von da an wurde es noch friedlicher in ihrer Seele.

Ach, es war so friedlich in ihr! Wenn sie nur das eine gewußt hätte, wie es um ihn stand, an den sie den ganzen Tag dachte, bis sie so müde, so müde einschließ. Sie wußte und hörte, daß er dann und wann im Hause vorsprach, und daß er täglich nach ihrem Befinden fragte; sie wußte auch, daß er fort wollte, sobald aus dem Herrenhaus die Erlaubnis kam.

„Wir lassen die Sache ruhen, Trude, bis du ganz wieder stark bist. Das habe ich ihm gesagt, und er hat dazu mit dem Kopf genickt. Er ist ganz verstört; er weiß nicht, was er hier noch soll, und doch will er auch nicht weggehen; er würde auch dann nicht gehen, wenn ich ihm sagen würde: geh, Hans! Was soll er auch thun, Trude? Erstmal kann er nicht von dir weggehen; denn du bist ja Trude Groode! Du warst schon seine Braut, als er sechzehn Jahr alt war. Er kann aber auch nicht um dich werben; denn du hast ihn zurückgewiesen; du hast ihn sehr hart angefahren! Danach nahm er die andere; du weißt, warum er es that. Und nun betrachtet er den ganzen Besitz seines Vaters als dein Eigentum. Sag' doch, Trude, kann er so um dich werben? Kann er das?

Aber ich will dir sagen, Trude, was notwendig geschehen muß: du, Trude! Du mußt ihm entgegengehen; er ist der Traurige, der Zweifelnde, der Gebrückte. Ich sage dir, er ist nicht mehr der alte, sichere Hans von Unten; er ist mutlos und schwankend geworden; seine Augen haben

etwas Leeres bekommen. Er ist der Verzweiflung nahe gewesen; er hat am andern Morgen, als sie zusammen neben der Leiche gefessen haben, zu Nuttelmann gesagt: Wenn er nicht erfahren hätte, daß sein Vater so gestorben wäre, dann wäre er noch am selben Tag in die weite Welt gegangen.

Und wenn es dir schwer wird, Trude, ihm entgegen zu gehen, so denke daran, daß er an deinem Bett gestanden hat, als du noch so sehr krank warst; als ich ihm sagte, er müsse dir helfen, da war er gleich bereit, so schwer es ihm wurde."

Gertrud Knee sah sinnend in all den leuchtenden Sonnenschein hinaus, der da draußen auf dem grünen Rasen und zwischen den jungen Buchen lag; eine feine Röte war in ihre Wangen gestiegen.

"Sag ihm, Frauke," sagte sie leise, "daß er nicht traurig sein soll . . . und grüße ihn: ,ich hätte noch Hoffnung.'"

Frauke streichelte leise die im Schoß gefalteten Hände und sah mit lachenden Augen in das verwirrte Gesicht der andern.

Da wandte sich Trude zu ihr, und ein schelmisches Lächeln zuckte um ihren Mund: "Ja, das kannst du, Frauke Knee! Andern Leuten kannst du helfen und raten und kannst hübsch mahnen und sagen: Gehe ihm entgegen! . . . Und du selbst?"

Da war es mit Fraukes lachenden Augen vorbei; eine heiße Röte stieg in ihre Wangen, und sie schlug die Augen zu Boden. "Ich wollte es ja schon lange, Trude, aber . . ."

"Aber? Es wird dir schwer, willst du sagen!"

"Ja! und er ist immer so ruhig und gemütlich und großartig."

„Du möchtest ihn lieber unsicher und demüthig?“

„Ach nein, Trude, nein . . .“ sie wehrte mit beiden Händen ab.

„Weißt du noch, Frauke, damals, als er unsicher und sehr höflich war, da möchtest du ihn nicht leiden; als du aber erkanntest, daß er ein Mann war, der wußte, was er wollte, da gewannst du ihn lieb. Nun hat er um dich geworben, schon seit Monaten, nun mußt du ihm entgegenkommen.“

„Ich will ja, Trude!“

„Wo ist er denn heute nachmittag?“

„Er ist nach der Stadt geritten, um im Mönchshof nach dem Rechten zu sehen.“

„So geh' ihm heute abend entgegen. Du weißt, wann er kommt; er fehlt nie beim Abendbrot, weil er seiner Frauke so gern in die süßen Augen sieht . . .“

Und nun saß Frauke und wartete auf die Dämmerung.

Oben in ihrem Zimmer, das sie nun wieder mit Trude theilte, saß sie und sah auf den Weg hinaus und hoffte, er sollte jetzt kommen; sie wußte aber, daß sie enttäuscht sein würde, wenn seine Gestalt da wirklich an der letzten Pappel erscheinen würde; denn dann konnte sie ihm ja nicht entgegengehen.

Sie ging unschlüssig nach dem Schrank hinüber und suchte nach einem großen Kopftuch; sie dachte es umzulegen, weil es doch draußen etwas feucht und windig war; in Wirklichkeit aber fürchtete sie, daß er mit seiner Hand ihr Haar und ihre Wangen berühren würde, und das sollte er nicht.

Aber sie trat wieder ans Fenster und nahm das Tuch doch nicht heraus und beschloß, mit unbedecktem Kopf zu gehen. Und als sie das überlegte, wurde sie rot.

„Hoffentlich ist er höflich und zurückhaltend,“ dachte sie und preßte die Zähne zusammen und machte sehr schmale, strenge Lippen; in der That aber wußte sie, daß er stürmisch genug sein werde, sie recht fest in seine Arme zu nehmen; und als sie wohl fühlte, daß es sie freute, während sie dies dachte, wurde sie wieder rot.

„Von heute an hab' ich nun keinen eigenen Willen mehr,“ dachte sie; „ich soll immer sagen: ‚Christian, wenn es dir recht ist? ‚Was meinst du, Christian Möller? Nein, das darf ich gar nicht mal sagen, sondern: ‚Was meinst du, lieber Christian? Und wenn der hohe Herr anders meint, dann meine ich auch anders; und wenn er die Stirn kraus macht, muß ich deutlich zeigen, daß ich zittere, wie meine Pflicht ist. Na, das kann gut werden!“ Aber dann schloß es ihr wieder heiß zu Herzen, daß es doch schön wäre, an seiner Brust zu lehnen und zu ihm aufzusehen und ihn um alles zu fragen, ja, sich sogar von ihm schelten zu lassen. „Das kommt davon,“ sagte sie leise, „daß ich ihn eben sehr lieb habe! Das dumme Zeug!“ Da wurde sie wieder rot.

Dann bückte sie sich und fing an, ihre hohen Stiefel zu knöpfen, in denen sie schon eine Weile so dagefessen hatte. „Er wird sehr darauf achten,“ dachte sie, „daß die Stiefel gerade Absätze haben, und um sich zu überzeugen, daß kein einziger Knopf fehlt, wird er vor mir niederknien und mir die Stiefel knöpfen; er wird auch nach allen andern Knöpfen sehen, und wer weiß, was er sonst noch thun wird; es ist eine sehr schlimme Sache.“ Sie sah eine Weile sinnend vor sich hin, mit einem finstern Zug um die Augen; dann fing sie wieder an zu knöpfen, und dabei wurde sie wieder rot.

Nun klopfte es auch noch an die Thür.

Mary Bop trat herein und machte ein ernstes Gesicht:
„Fräulein Gertrud sagt, du mußt jetzt gehen, Fraule.“

„So? Bist du auch mit im Komplott? Natürlich! du!“

„Ich weiß von nichts, Fraule!“

Sie trat dicht an ihn heran: „Kannst du mich ehrlich ansehen?“

Das konnte er.

„Es ist ein schwerer Gang,“ sagte sie mit vieler Würde.

Er sah mit ein wenig Spott in seinem verwitterten Gesicht zu ihr hin; er kannte seine Fraule: „Sollst du dir ein neues französisches Buch besorgen?“ fragte er, „oder sollst du dir Stridgarn kaufen?“

„Mary, du weißt, was ich soll!“

Er lachte: „Du sollst nicht gegen die Dänen oder gegen die Franzosen, Fraule Kneese, dann würdest du ein Gesicht machen, wie dein Vater bei Mars la Tour; sondern du sollst beichten, das sehe ich, und das ist eine Pferdearbeit für die Knees.“

„Wem soll ich beichten? Stell dich nicht an!“

„Nun, ich denke Christian!“

„Ich sehe schon,“ sagte sie, „ich bin verraten und verkauft.“

„Du mußt gehen, meine kleine Fraule,“ sagte der Alte ernst und strich lieblosend über ihren Arm.

Da ging sie langsam die Treppe hinunter; auf der letzten Stufe zögerte sie ein wenig. „Hier hab' ich zum erstenmal gemerkt, daß ich ihm gut war,“ und sie legte die geballte kleine Faust auf den glänzenden Messingknäuf. „Und von da an,“ dachte sie, „ist es besser mit mir geworden.“ Und im Geist ging noch einmal alles an ihr vorüber. „Es ist doch richtig so,“ sagte sie leise; dann trat sie in die Dämmerung hinaus. Sie ging still auf

dem Fußsteig dahin, der am Wall entlang geht. Ihr dunkles Wollkleid zusammengerafft, sehr gerade in ihrer Haltung, hatte sie auch jetzt, wie immer, etwas Stolzes, Abliches in ihrem Gang; aber sie hielt den unbedeckten Kopf tief gesenkt, um den Mund zuckte es, und ihre Augen waren feucht. Es wurde ihr furchtbar schwer.

„Und es ist gar nicht nötig,“ dachte sie, „es ist genug, wenn ich ihm die Hand gebe, wenn er nach Hause kommt, und sage: ‚Ich will deine Braut sein.‘ Warum soll ich ihm entgegen gehen?“

Aber dann besann sie sich wieder: „Es ist meiner wegen!“ murmelte sie, indem sie schwer atmete; „ich kann ja sonst keine Ruhe finden; ich kann mich ja meines Glückes nicht freuen.“

Und sie ging ihm entgegen. An der Stelle, wo sie ihn fast vor einem Jahre getroffen hatte, sie hoch zu Ross, er scheinbar demütig, den Hut in der Hand, und wo sie ihn so schlecht behandelt hatte — sie wußte aber jetzt wohl, daß in seiner demütigen Haltung viel Schelmerei gewesen war — dort blieb sie stehen.

„Hier muß ich es ihm sagen,“ dachte sie. Dann horchte sie auf den Hufschlag.

Ein Wagen erschien in der Dämmerung; es war Hans Thorbeeken. Er hielt sofort an und fragte: „Du, Frauke? Was macht Trude Knee?“

„Trude Knee?“ sagte sie. „Die hat es gut! Darüber sei man ruhig! Du weißt ja: Ostern! Du solltest lieber fragen, wie es mir geht! Ich bin verraten und verkauft.“

Er sah sie zweifelnd an; auf seinem bitterernsten Gesicht wollte es fast wie ein Lächeln aufsteigen.

„Christian ist bald nach mir fortgeritten, denke ich,“ sagte er.

„Mach', daß du nach Haus kommst, du dummer Hans von Unten!“

„Na, mach' deine Sache gut, kleine Frauke!“ Er nickte ihr freundlich ernst zu.

„Kommst du heute abend zur Verlobung?“ rief sie ihm nach.

Da wurde er wieder ganz ernst: „Nein, Frauke!“

Und bald . . . es waren keine fünf Minuten vorüber . . . da kam er. Er wollte im scharfen Trabe vorüberreiten.

„Christian!“ rief sie mit gepreßter Stimme.

Er hielt mit raschem Zügelruck still. „Frauke?“ sagte er verwundert; dann stieg er so recht gemächlich vom Pferde.

Das empörte sie schon wieder, aber sie biß die Zähne zusammen.

„Hast du einen Abendspaziergang gemacht, Frauke? Gehst du jetzt mit nach Haus?“ Er war an ihre Seite getreten.

„Christian!“ es klang sehr kläglich; sie tastete mit beiden Händen nach seinem Arm und sah ihn stehend an; „ich wollte dir sagen, daß ich . . .“ sie sah vor sich hin und stockte . . . da fühlte sie, daß sein Arm, den sie umklammert hatte, bebte. Lachte er? Sie kam ihm entgegen? Und er lachte? Mit einem heftigen Ruck hatte sie die Reitpeitsche an sich gerissen, die er in der Hand hielt, und stand ihm mit funkelnden Augen gegenüber.

Er sah sie sehr ernst an: „Was wolltest du mir sagen? Frauke?“ fragte er leise . . . „Daß du mich haßt?“

Da warf sie die Gerte hin und schlug beide Hände vor ihr weinendes Gesicht. „Daß ich so schlecht bin . . . ich will es auch nie wieder thun!“

„Niemals?“

Sie schüttelte schluchzend den Kopf: „Niemals, Christian!“
„Gieb mir die Hand darauf.“ Sie gab ihm gleich beide.

„Und jetzt den Mund . . .“

Als sie nach einer Weile wieder zu sich kam, fragte sie ängstlich: „Habe ich dir nun wirklich gesagt, daß ich schlecht gegen dich war?“

„Ja, das hast du in der That gethan! Wenn du es übrigens so bald vergißt, so kannst du es mir schriftlich geben . . . Komst du von selber?“ fragte er dann zärtlich; die eine Hand lag auf ihrem Haar, mit der andern streichelte er ihre heiße Wange.

„Trude hat mich hergeschickt,“ sagte sie . . . „aber ich wäre auch von selbst gekommen. Aber heute noch nicht; ich hätte mich noch eine Zeitlang gequält. . . D,“ sagte sie dann, „nun bin ich wirklich glücklich!“

„Das macht das gute Gewissen, Wildtaß,“ sagte er väterlich gemüthlich.

„Na,“ sagte sie, „nun schulmeistere man los.“ Sie hatte aber beide Arme um seine Schultern gelegt und sah mit glücklichem Gesicht zu ihm auf.

„Meine süße, keine Braut!“

Er küßte sie und streichelte ihr Haar und Wangen. Dann gingen sie, indem sie nach Kinderweise einer des andern Schulter umfaßten, nach Hause. An der Thür stand Marg Böß und nahm das Pferd in Empfang.

„Na, nun ist alles in Ordnung,“ sagte Christian in seiner gemüthlichen Weise. „Das Jawort haben wir nämlich schon, und für den Mönchshof ist bereits ein Pächter gefunden, und der Wein, den wir heute abend trinken werden, liegt seit vierzehn Tagen im Keller.“

Frauke sah erstaunt zu ihm auf.

„Ja, siehst du,“ sagte er, „ich war meiner Sache sicher; ich dachte mir wohl, daß es zu einer etwas stürmischen Verlobung kommen werde; aber ich hatte mir vorgenommen, aus diesem Sturm als Sieger hervorzugehen; weißt du, Frauke, als moralischer Sieger!“

„Ach, du!“

Nun standen sie an der alten Treppe, und Frauke wollte hinaufgehen und Hausschuhe anziehen. Als sie auf der bewußten Stufe stand, wandte sie sich um und sagte mit beiden Händen in sein dunkles Haar: „Willst du mich immer lieb haben, du?“

„Ich werde wohl nicht anders können, Frauke; es ist ja schon Primanerliebe! . . . Aber daß du wirklich meine Frau würdest und daß ich hier Hausherr werden soll“ . . . seine Augen leuchteten.

„Ach,“ sagte sie, „davon mag ich noch nichts hören!“ und sie riß sich los und flog die Treppe hinauf.

Er aber lachte und ging ins Wohnzimmer. Da saßen die beiden bereits am Tisch, der Hausherr und Trude, unter dem Schein der Lampe. Er grüßte und machte sich in der Nähe der Thür mit einer Zeitung zu schaffen, die er mitgebracht hatte; er sagte aber nichts, nur: „Frauke kommt gleich,“ und winkte Gertrud mit den Augen.

Da kam Frauke. Als sie scheu an ihm vorüber wollte, umfaßte er sie:

„Wenn du nun wirklich nichts dagegen hast, Papa, dann ist deine kleine Frauke meine Braut.“

Und dann wurden einige Augen feucht; auch die unter der schwarzen Binde.

Und dann brachte Marg Bock den Wein.

Gertrud erholte sich in dieser Zeit auffallend rasch. Wie es zuweilen bei schweren Krankheiten der Fall ist, daß sie, nachdem sie überstanden sind, eine kräftigere, gesündere Blüte des Körpers herbeiführen, so erstarkte Trudes junger Körper zu frischem, blühendem Leben, ihre Wangen röteten sich und wurden rund, ihre dunkelgrauen Augen glänzten stark und feucht, ihre ganze schöne Gestalt hob sich. So mochte einst die Ahnfrau ausgesehen haben, die sagenhafte Trude Groode, als sie durch die blühende Heide ging . . . zur Hochzeit.

* * *

Hans Thorbeelen mied das Haus seiner Freunde. Wochenlang befand er sich auf Reisen, in Süddeutschland, hieß es, wo er Fabriken besuchte, die er zum Export gewisser Waren veranlassen wollte. So hatte er zu Frauke und Christian gesagt, die Arm in Arm zu ihm hinunter gegangen waren, um seinen Glückwunsch in Empfang zu nehmen.

„Weißt du, Trude,“ sagte die kleine Braut, „er fragte mich ordentlich um Urlaub, und ich erteilte ihm denselben sehr gnädig; ich bemerkte dabei, daß du der Schonung noch sehr bedürftest. Ich sagte das nur so wie beiläufig; er aber machte mächtig große, auffallende Augen. Nachher haben wir sehr vernünftig miteinander gesprochen: über Pferdebezug und Hühner und landwirtschaftlichen Verein, und ich habe mitgeredet. Freilich, Christian machte sein bekanntes Gesicht, na, das muß man eben ertragen. Und was sollte ich sonst reden: plaudern wie früher? Oder gar Unsinn machen, wie früher? Das kann er gar nicht mehr, der Arme! Ach, Trude, ich habe nicht geglaubt, daß ein Mensch sich in wenig Wochen so verändern kann; er spricht und thut und bewegt sich wie ein Bierzigjähriger. Übrigens glaube

ich nicht, daß er eigentlich unglücklich ist; er hat so etwas Stilles und Tiefes in seinen Augen, so etwas Ruhiges, als hätte er nichts mehr zu grübeln und zu sorgen.“

Christian legte den Arm um ihre Schulter.

„Das mußt du nicht thun, Christian,“ sagte sie voll ernster Würde, „es ist wirklich zwecklos.“

Er lachte: „Aber wenn wir allein sind! Was? Fraule? Auf der letzten Treppenstufe!“

Sie wurde nicht böse, aber indem sie beide Arme um seinen Nacken schlang, sah sie ihn sehr bittend an.

„Nun geh,“ sagte sie, „ich habe mit Trude zu sprechen.“
Er ging.

Gertrud Kneee stand am Fenster und blickte sinnend in den Frühlingssonnenschein. „Du, Trude, als ich fortging — Christian hatte sich schon von Hans verabschiedet — da sagte ich ganz leise in sein Ohr: ‚Du, Hans, freust du dich auf die Braut?‘

‚Ach, Fraule!‘ sagte er und schüttelte den Kopf.

‚Sie ist schön geworden,‘ sagte ich, ‚noch schöner als früher; und wenn ich von dir spreche, wird sie rot!‘

‚Ja, Kind!‘ sagte er, ‚was du redest und hoffst! . . . Ich kann das nicht ausdenken.‘ ‚Willst du auf Trude Groode verzichten?‘ fragte ich. ‚Du hast sie schon sehr lange lieb. Als du siebzehn Jahre alt warst und ich ein sehr kleines Ding war, schwärmtest du schon von Trude Groode; weißt du das noch?‘

Er nickte mit dem Kopfe. ‚Ich weiß wohl,‘ sagte er, ‚aber ich weiß nicht, wir wir jetzt zusammen kommen sollen. Die Schuld ist ja freilich bezahlt . . . die ist nun tot . . . aber du weißt, wie viel sonst zwischen uns steht.‘

Da konnte ich es nicht mehr aushalten, daß er so trost-

los vor sich hinstarrte; ich sagte zu ihm: „Du, Hans, sie will dir entgegengehen . . . halb . . . Ostern!“

Da nahm er meinen Kopf in beide Hände und sagte: „Will sie das, Frauke, so sag' ihr, was sie thut, das ist recht!“

Frauke holte tief Atem: „Auf diese Unterhaltung bin ich besonders stolz,“ schloß sie; „natürlich habe ich Christian nichts davon gesagt!“ Damit ging sie.

Gertrud Knee stand lange sinnend am Fenster; sie strich mit bebenden Händen über Stirn und Haar; in ihren dunklen Augen glänzte es voll und warm. Nun wußte sie, daß sie seine Braut würde! Seine Braut! und sie sagte leise den Schluß der Sage von Trude Groode — „und nach Wochen . . . da wurde er wieder gesund, und da ward sie sein Weib.“

Und Ostern kam, und sie fuhren alle zur Kirche. Die Sonnenstrahlen lagen warm auf der alten Heerstraße, und die Knicks auf den Wällen waren voll von zwitschernden Vögeln.

Frauke saß vorn neben Christian, der den Kutscher machte. Wenn er zuweilen seinen Blick zu ihr wandte, mahnte sie ihn: „Möchte auf deine Pferde, ja?“ . . . Das Wort sollte ernst klingen, aber es lag der Schelm in dem ganzen Gesicht und in ihren Augen lachender Frühlingssonnenschein.

Gertrud saß neben ihrem Onkel, beide schweigsam, nur einmal sagte er mit einem warmen Blick:

„Wenn das heute gut geht, Trude, das wird ein glücklicher Tag, nach all den trüben Wochen und Jahren!“

Sie nickte: „Dein Kind ist glücklich,“ sagte sie und sah auf Frauke.

Er faßte nach ihrer Hand und drückte sie: „Ich habe zwei Kinder,“ sagte er warm.

Da nickte sie wieder, und als sie ihn dankend ansah, schimmerte es feucht in ihren Augen.

Vor der altertümlichen Hausthür des Mönchshofes stand Christians Mutter, jetzt selbst Gast dieses Hauses; denn heute morgen hatte der Pächter sein Amt angetreten.

Die kleine Frau trat an den Wagen und begrüßte seine Insassen.

„Hans ist schon hier,“ sagte sie wie beiläufig; „er ist in die Stadt gegangen, um einige Besorgungen zu machen; er hofft, die Knees nach dem Gottesdienst begrüßen zu dürfen.“

Im Mönchshof war jenes zweite Zimmer rechter Hand, welches Frau Möllers Privatzimmer gewesen war, für die Familie bereit gehalten; die alten, schlichten Möbel standen noch darin; unter ihnen dasselbe Sofa, mit Roßhaar überzogen, in dem vor zehn Jahren Hans Thorbeckens gesessen hatte, um am andern Morgen in die Fremde zu fliehen. Dort saßen sie in leisem Gespräch bei einander.

Christian hatte in einem der großen Lehnstühle Platz genommen, von denen zwei im Zimmer standen. Erst hatte Frauke bei ihm gestanden; doch nicht lange; jetzt saß sie auf seinem Schoß und hatte die Freude, auf ihn hernieder zu sehen, und die größere, ihren Arm um seinen Hals zu legen und in seine Augen zu sehen.

Gertrud Knee stand vor einigen alten Photographien, die an der hellen Tapete hingen, und sah immerfort auf ein Bild, auf das Bild eines etwa sechzehnjährigen Knaben, der mit träumenden, etwas schwärmerischen Augen in die Welt sah und dem über einer schmalen Stirn helles, lockiges Haar lag. Sie wußte, wen das Bild darstellte, und die

Glocken des Doms, die voll und feierlich an ihr Ohr klangen, sangen zu dem Bild den Text; und wenn das Herz Trude Knees in Gedanken an das Schwere, das sie beide erlitten hatten, zitterte, dann sang die Glocke: „Das Alte ist vergangen;“ und wenn die Sorge um die nächste Stunde und um das Dunkel der Zukunft ihre Seele ängstigen wollte, dann klangen die Glocken: „Es ist alles neu geworden.“

Und dann gingen sie miteinander in den Dom, und der alte, weißhaarige Propst, der nie ein Schönredner gewesen war, sprach schlicht und warm, wie einer, dem das, was er sagt, das Herz beben gemacht, und ernst, wie einer, der weiß, daß er von seinem eigenen Ostertag nicht fern ist. Nachher sangen sie vom Chor eine wunderbar feierliche Weise; die Sonne schien hell und warm durch die hohen, bunten Fenster auf die dicht gedrängte, festliche Menge.

Da wurde es in Gertrud Knees ganz still und friedlich; ihre Augen fingen immer mehr an zu leuchten, und Frauke, deren Hand in der Christians lag, sah voll Bewunderung auf das begeisterte Gesicht der andern.

Als die Gemeinde sich erhob, sagte sie leise zu Frauke: „Geht ihr nach dem Mönchshof; ich will Trude Groodes Grabstein auffuchen am Altar; nachher komm' ich zu euch und . . . grüßt Hans von mir.“

Dann sah Frauke, wie die hohe Gestalt Gertruds im Seitenschiff verschwand, und dann gingen die andern nach Haus . . .

Die Kirche war leer, die Gemeinde war hinausgegangen in den Oster Sonnenschein; nur von fern, aus einem Seitenschiff hörte man einen Schritt; da stand Gertrud Knees am Altar an dem Grabstein, der zu ihren Füßen lag, und las die Worte:

Hans, dee Graab vont witte Kneer.
Trude Groode, dee Mööw;
beede salig entslapen.

Die Sonnenstrahlen fielen schräg auf den Stein und da . . . stand noch etwas . . . ganz unten am Rande; es war fast nicht mehr zu sehen; die Füße der Abendmahls-gäste, die um den Altar gehend, über den Stein schritten, hatten die erhabenen Buchstaben schon fast verwischt, aber die Ostersonne weckte sie wieder, daß Trude die geraden Linien entdeckte. Erst konnte sie nicht verstehen, was da stand, weil es plattdeutsch war . . . aber dann . . .

Da fiel ein Schatten von rechts her auf den Stein, und sie sah auf . . . da stand Hans Thorbeeken nicht weit von ihr und sah auf sie:

„Trude Kneer!“ sagte er erschüttert.

Da ging sie ihm entgegen, wie sie ihm hatte sagen lassen und legte die Hand auf seinen Arm: „Komm, Hans!“ und zog ihn zu dem Grabstein.

„Siehst du, was da steht? . . . Nein! Du mußt dich ein wenig bücken, Hans, sonst siehst du es nicht.“

Er trat ein wenig beiseite und bückte sich und sagte leise:

„Dee Leew öwerwendet alles.“

„Wollen wir es darauf hin wagen, Hans?“

„Wenn es dein Wille ist, Trude!“

„Mein Wille ist deiner!“

Er legte den Arm um ihre Hüfte. So standen sie eine Zeitlang still bei einander, beide unsäglich glücklich; dann sahen sie sich an, ernst und warm, wie wenn jeder dem andern für etwas dankte, heiß und herzlich.

Und dann gingen sie beide. Vor dem Altar standen sie noch eine Weile, in stillen Gedanken, im Gebet. Dann

Schritten sie nebeneinander durch den breiten Gang nach der Hauptthür; Hand in Hand traten sie in den Sonnenschein.

Im Mönchshof sahen sie die beiden über den Markt kommen, jetzt Arm in Arm, mit gesenkten Köpfen und feierlichen Gesichtern. Da sagte Frauke: „Laß uns ein wenig ins Gastzimmer gehen; da sind Leute, die uns Glück wünschen wollen,“ und sie nickte Christian zu. Da gingen sie alle hinüber.

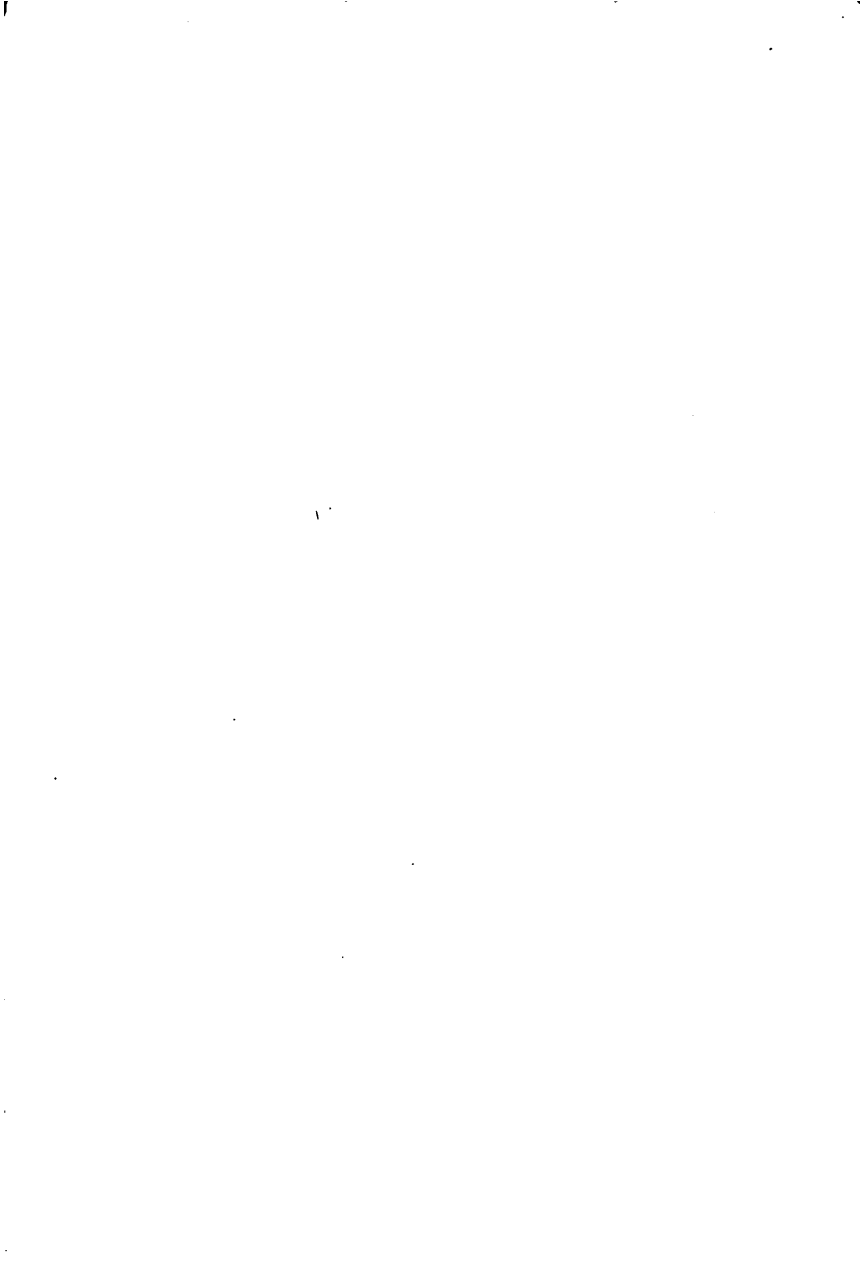
Und nach einigen Minuten traten die beiden in das leere Zimmer und standen schen und verlegen neben dem Tisch.

Da wandte Gertrud Kniee ihr schönes, verwirrtes Gesicht zu ihm: „Willst du mich lieb haben, Hans?“ Da zuckte es ihm durch die Seele: all das Sehnen und Träumen seiner Jugend, und daß es nun erfüllt wäre, in dieser wonnigen Stunde.

Er stürzte ihr zu Füßen und drückte seinen Kopf gegen ihre Kniee:

„Trude Groode! Trude Groode! Meine Jugend!
Meine Liebe!“

Ende.



Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

- Otto Glagau, Frig Reuter und seine Dichtungen.** Neue, umgearbeitete Auflage mit Illustrationen. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus.** Ein Schelmenlied. Mit Illustrationen. Fünfundzwanzigstes Laufend. Geb. 4 M. 80 Pf.
- Julius Wolff, Der Rattensfänger von Hameln.** Eine Aventure. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Zweiundsechzigstes Laufend. Gebunden 4 M. 80 Pf.
- Wilhelm Raabe, Horader.** Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Neunte Auflage. Geb. 4 M.
- Friedrich Bodenstedt, Theater.** (Kaiser Paul. — Wandlungen.) Gebunden 4 M.
- Anastasiuß Grün, In der Veranda.** Eine dichterische Nachlese. Dritte Auflage. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Schauspiele.** Zweite Auflage. Geb. 4 M. 80 Pf.
- Carl Siebel, Dichtungen.** Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus. Gebunden 4 M.
- Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse.** Neue Ausgabe, mit Illustrationen von Ernst Bosch. Sechsbunddreißigste Auflage. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Der wilde Jäger.** Eine Waldmannsmär. Dreiundneunzigstes Laufend. Geb. 4 M. 80 Pf.
- Hermann Lingg, Schlüsselsteine.** Neue Gedichte. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Lannhäuser.** Ein Minnefang. Mit Porträtgravirung. Zwei Bände. Bierzigstes Laufend. Geb. 9 M. 60 Pf.
- Julius Wolff, Singul.** Rattensfängerlieder. Sechzigstes Laufend. Gebunden 4 M. 80 Pf.
- Julius Grosse, Gedichte.** Mit einer Zufchrift von Paul Heyse. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Der Sülzmeister.** Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände. Zweiundvierzigstes Laufend. Gebunden 9 M. 60 Pf.
- A. von der Elbe, Der Bürgermeisterturm.** Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweite Auflage. Geb. 7 M.
- Julius Wolff, Der Raubgraf.** Eine Geschichte aus dem Harzgau. Einundfünfzigstes Laufend. Geb. 7 M.
- Julius Grosse, Der getreue Eckart.** Roman in zwölf Büchern. Zwei Bände. Zweite Auflage. Geb. 9 M. 60 Pf.
- Theodor Fontane, Unterm Birnbaum.** Eine Novelle. Geb. 4 M.
- Wilhelm Raabe, Unruhige Gäste.** Ein Roman aus dem Säkulum. Dritte Auflage. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Burlei.** Eine Romanze. Neunundfünfzigstes Laufend. Geb. 6 M.
- Wilhelm Raabe, Im alten Eisen.** Eine Erzählung. Vierte Auflage. Gebunden 4 M.
- Arthur Drewß, Froib.** Eine Rhapsodie in sechs Gesängen. Geb. 4 M.

(Fortsetzung nebenstehend)

Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

(Fortsetzung)

- Julius Wolff, Das Recht der Hage-
folge.** Eine Heiratsgeschichte aus dem
Medertal. Fünfunddreißigstes Tausend.
Geb. 7 M.
- Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen.**
Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei
Bände. Fünftes Tausend. Geb. 7 M.
- Guido List, Carnuntum.** Historischer
Roman aus dem vierten Jahrhundert
n. Chr. Zwei Bände. Geb. 8 M.
- Julius Wolff, Die Pappenheimer.**
Ein Ketterlied. Dreiundzwanzigstes
Tausend. Geb. 8 M.
- Ernst Eckstein, Muriilo.** Dritte
Auflage. Geb. 8 M.
- Ernst Eckstein, Hertzha.** Roman.
Dritte Auflage. Geb. 8 M.
- A. von der Elbe, In seinen Fuß-
stapfen.** Roman aus Lüneburgs Vor-
zeit. Geb. 7 M.
- Großfürst Konstantin, Gedächtnis.**
In freier Nachbildung von Julius
Grosse. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Renata.** Eine Dich-
tung. Neunundzwanzigstes Tausend.
Geb. 6 M.
- Anton Springer, Aus meinem
Leben.** Mit zwei Bildnissen. Ge-
bunden 7 M.
- Gräfin von Haugwitz, Eines
Kaisers Traum.** Dichtung. Geb. 4 M.
- Anton Dhorn, Der Ordensmeister.**
Eine deutsche Minne- und Heldenmär.
Geb. 4 M.
- Hermann Lüders, Unter drei Kai-
sern.** Malerfahrten. Mit 221 Illust.
vom Verf. Zwei Bände. Geb. 9 M. 80 Pf.
- Ernst Eckstein, Themis.** Roman.
Zwei Bände. Geb. 9 M. 80 Pf.
- Julius Wolff, Der fliegende Hol-
länder.** Eine Seemannsage. Dreißigstes
Tausend. Geb. 5 M.
- Ernst Julius Hähnel's Litera-
rische Reliquien.** Herausgegeben
von Julius Grosse. Geb. 8 M.
- Ernst Eckstein, Der Rönch vom
Aventin.** Novelle. Dritte Auflage.
Geb. 4 M.
- Ludwig Ganghofer, Doppelte
Wahrheit.** Neue Novellen. Viertes
Tausend. Geb. 5 M.
- Maria Janitschel, Atlas.** Novelle.
Geb. 2 M.
- Ernst Eckstein, Familie Hartwig.**
Roman. Zweite Auflage. Geb. 8 M.
- Maria Janitschel, Pfadfinder.**
Vier Novellen. Geb. 4 M.
- Julius Wolff, Das schwarze Weib.**
Roman aus dem Bauernkriege. Ein-
undzwanzigstes Tausend. Geb. 7 M.
- Ernst Eckstein, Apparissos.** Roman.
Zweite Auflage. Geb. 8 M.
- Julius Wolff, Aus dem Felde.**
Nebst einem Anhang: Im neuen
Reich. Dritte, vermehrte Auflage. Geb.
2 M. 50 Pf.
- Konrad Tilmann, Böhmiens.** Ro-
man. Geb. 6 M.

(Fortsetzung umstehend)

